O. Henne am Rhyn

Kulturgeschichtliche Skizzen


HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE
ACADEMIA
IN NOV ANG



Kulturgeschichtliche Skizzen

von

O. Henne am Rhyn.

Zweite Auflage.

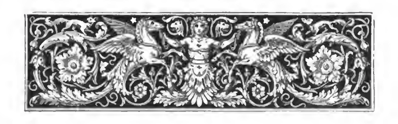


Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1889.

Inhalt.

I.

Die Kultur,
ihr Wesen, ihre Gesetze und ihre Formen.



I.

Unsere Zeit leidet durchaus keinen Mangel an kulturhistorischen Werken. Bis in die verborgensten Winkel der Wohnungen früherer Zeiten, in die Höhlen der Urmenschen und auf die Pfahlbauten schon weiter vorgeschrittener Völker werden wir geführt; wir müssen die Formen, Stoffe und Zeichnungen der Töpfe, Kämme, Fibeln, Schwerter zc. vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende im Bilde bewundern; es wird uns zugemuthet, den Schnitt, die Maßverhältnisse, die Farben und Formen der Bekleidung unserer Vorfahren zu studiren. Es wird uns gelehrt, wie die Leute in grauen Vorzeiten gejagt, gefischt, Handel getrieben, Krieg geführt, was für Göttern und Dämonen sie geopfert, in was für Versmaßen sie die Liebe, die Natur des Dies- und die Freuden und Schrecken des Jenseits besungen haben. Aber in e i n e m Punkte hat diese massenhafte Bücherei der Kulturgeschichte keinen Fortschritt bewerkstelligt. Sie hat uns noch nicht klar oder wenigstens nicht klarer gemacht, was unter Kulturgeschichte zu verstehen sei, wie weit sich das Gebiet dieser Wissenschaft erstrecke, worin ihr Zweck bestehe, auf welche Weise sie gepflegt und bearbeitet werden müsse, um den Anforderungen der Zeit an sie gerecht zu werden.

Als vor etwa 30 Jahren Buckle mit seinem leider Torso gebliebenen Werke auftrat, erlitt die Kulturgeschichte, soweit sie nicht in die „Weltgeschichten" eingefügt war, eine Umwälzung, aber eine sehr unklare Umwälzung. Der unfertige Zustand von Buckles Werk ließ es nämlich als ein Räthsel erscheinen, welche Gestalt das Werk nach seiner Vollendung angenommen haben würde. Wird ja heute noch gelegentlich gesagt, Buckle wäre der Mann gewesen, eine Kulturgeschichte zu schreiben, wie sie sein soll. Zu dieser Ansicht berechtigt der vorliegende Theil seines Werkes durchaus nicht. Bei allem Reichthum an Geist, den namentlich die Einleitung enthält, ist aus der sonderbaren Anordnung des Vorhandenen schlechterdings nicht zu errathen, wie das Ganze ausgefallen wäre. Ein Umstand jedoch kann mit Sicherheit daraus entnommen werden, nämlich daß Buckle keine vollständige Kulturgeschichte, d. h. keine Geschichte des menschlichen Thuns und Treibens im ganzen beabsichtigt hat, sondern nur eine Geschichte der die Menschen beherrschenden Ideen. Sein Hauptzweck war indessen, die bis zu seiner Zeit vorherrschende Art der Geschichtschreibung zu beseitigen und diese Thätigkeit in zwei einander völlig fremde Gebiete zu zertheilen, nämlich in die künstlerische Geschichtschreibung, welche gar nicht zur Wissenschaft gehöre, und in die wissenschaftliche, welche in einem „über den Thatsachen erhabenen Sinne" die „Gesetze" zu ergründen hätte, denen die Geschichte ebenso gut unterworfen wäre wie die Natur. Buckle gründete dies Verlangen nach Gesetzen der Geschichte sonderbarerweise auf die Statistik, welche nach seiner Ansicht darlegen sollte, daß alles, was im Menschenleben vor sich gehe, sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederhole. Obschon sich diese „Wiederholung" nur auf gewöhnliche und alltägliche Vorkommnisse beschränkt, welche mit der Geschichte, d. h. mit den die Entwickelung der Menschheit im großen

betreffenden Ereignissen nichts oder wenigstens nichts unmittelbar zu thun haben, übte Buckles Forderung einen solchen Einfluß aus, daß sich eine Schule bildete, welche die Kulturgeschichte zu einer Naturwissenschaft gestempelt hat, keinen Fortschritt mehr, sondern nur „natürliche Entwickelung" anerkennt und jedes Ideal als unnützen Plunder beiseite wirft.

Mit dem Schlagworte der „natürlichen Entwickelung" ist aber die Geschichte, ist die Entwickelung der menschlichen Kultur nicht erklärt. Der Mensch unterliegt allerdings in rein natürlicher Hinsicht denselben Gesetzen wie die höheren Thierarten. Ziehen wir aber das geistige Gebiet in Betracht, so gewinnt die Frage ein ganz anderes Ansehen. Bei allen Menschen der gesammten Erde, die unkultivirtesten Stämme nicht ausgenommen, findet sich der Gebrauch des Feuers, derjenige zubereiteter (behauener oder geschliffener) Werkzeuge, eine artikulirte Sprache, Beobachtung der Organe und Erscheinungen in der äußern Natur, Benennung der Einzelwesen mit Namen, mannigfaltige Organisation nach Familien und Stämmen, Unterscheidung der Verwandtschaftsgrade, Veränderung der Lebens- und Denkweise nach Zeit und Ort, die Ahnung übernatürlicher Kräfte und Mächte und endlich das Bewußtsein, einst sterben zu müssen. Bei keiner einzigen Thierart ist von alledem irgend eine Spur zu finden. Warum? Das weiß kein Naturforscher und kein nach naturwissenschaftlichen Principien arbeitender Kulturhistoriker. Freilich wir auch nicht! Aber wir glauben an einen die Welt erfüllenden und selbst dem kleinsten Lebewesen sich mittheilenden Geist, dessen Bewegungen und Wirkungen nicht zu ergründen sind, weil sie in ihren höheren Sphären über den Naturgesetzen stehen, d. h. ohne ihnen zu widersprechen, von ihnen unabhängig sind. Wir möchten jeden Unbefangenen fragen, auf welchen Naturgesetzen denn etwa das Auftreten glänzender Sterne der Kunst

und Wissenschaft beruhen soll? Diese sind für uns schlechterdings nur als Ausstrahlungen des ewigen Weltgeistes erklärbar, und so auch alle übrigen großen Erscheinungen der Geschichte. Selbst der größte Geist kann z. B. das Gesetz der Schwere niemals aufheben; aber daß er ein großer Geist wurde, dafür kann weder dieses noch ein anderes Naturgesetz etwas.

Und in dieser Anschauung wurzelt nun unsere Auffassung der Kulturgeschichte. Wie die Naturwissenschaft das nach Naturgesetzen entstandene (natum), so behandelt die Kulturgeschichte das unabhängig von den Naturgesetzen Geschaffene, Gepflegte, Gebildete (cultum), d. h. das Großartige, Bewundernswerthe, die denkenden Wesen Ergreifende. Mit anderen Worten: die Kulturgeschichte ist die Darstellung der durch die Naturgesetze nicht erklärbaren großen und wichtigen Ereignisse und Zustände im Dasein des Menschen, sie ist die Erzählung dessen, was der Mensch vollbracht hat, ohne dazu durch die Natur angetrieben zu sein, sie ist die „Geschichte" im höchsten, reinsten Sinne und Geiste. Das weniger Große, das Gewöhnliche und Alltägliche, soweit es überhaupt der Aufbewahrung im Gedächtniß der Menschen werth ist, verhält sich zu dieser Kulturgeschichte im großen Stil wie die einzelnen Erscheinungen der Naturreiche zur Natur als Ganzem und Großem. Es ist der Gegenstand einzelner Ausführungen, welche den Flug der Kulturgeschichte lähmen und beschweren würden. Alles „Detail" gehört in diese secundären Darstellungen, welche sich um die Kulturgeschichte drehen wie die Planeten um die Sonne. Solche Planeten geschichtlicher Thätigkeit sind z. B. die politische Geschichte, d. h. die Entwickelung der Machtverhältnisse im einzelnen, die Rechtsgeschichte, die Geschichte des Handels, der Gewerbe, der Entdeckungen, der Erfindungen, der Landwirthschaft, der Trachten, der Wohnungen, der religiösen Ansichten, der Künste, der Litteratur,

der Wissenschaften rc. Alle diese Wissenszweige haben ihre Wurzel und ihren Gipfel in der Kulturgeschichte, welche von ihnen allen das Wissenswürdigste, das Große, das den Fortschritt des Menschen zu seiner Vervollkommnung befördert, enthält. Die Kulturgeschichte hält es z. B. für ihre Pflicht, der Entdeckung des Feuers als einer der größten Kulturthaten zu gedenken; aber sie kann nicht auf die Einzelheiten der Verwendung des Feuers, auf die verschiedenen Koch-, Heizungs- und Beleuchtungseinrichtungen eingehen. Sie theilt ebenso die auf die verschiedenen Kulturepochen ein Licht werfenden Veränderungen in der Bekleidung mit, befaßt sich aber nicht mit den Modificationen in Schnitt, Farbe, Faltenwurf, Verzierungen rc. Sie lehrt die großen Zusammenstöße der Völker, welche Verschiebungen in den Gebieten der Kultur zur Folge hatten, erwähnt aber nicht die einzelnen Schlachten, Friedensschlüsse, Belagerungen, Entthronungen, Parteikämpfe rc. Sie überblickt die Schulen der Kunst und Wissenschaft in ihren Unterschieden nach großen Zügen, zählt aber nicht alle einzelnen Künstler und Gelehrten und ihre einzelnen Werke auf. Ihre einzelnen Zweige aber treten sich nicht synthetisch als ursprünglich fremde näher; ihre Methode ist vielmehr analytisch; sie entwickelt aus dem Ganzen die Theile, aus dem Allgemeinen das Besondere, und zeigt stets wie das Eine auf das Andere einwirkt, wie die einzelnen Arten menschlicher Thätigkeit zusammenhängen, z. B. die Tracht mit dem Klima, der Handel mit der Gestalt der Erdoberfläche, die Familie mit der Wohnung, der Staat mit der Religion, diese mit der Kunst, mit der Wissenschaft rc.

Die Kulturgeschichte im wahren Sinne müßte daher, wenn sie ihren Meister fände, der aber wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen und das Feld mehr oder weniger glücklichen Pionieren überlassen wird, ein ungemein großartiges Gemälde

werden, das seinesgleichen bisher nicht hat und im Kreise der Naturwissenschaften eines ebenbürtigen Pendants ermangelt; denn die Naturwissenschaft beruht auf Beobachtung des Einzelnen und gelangte wenigstens bisher nie zu großen Zusammenfassungen. Geist und Natur, darüber ist die ganze moderne Philosophie, soweit sie nicht einen einseitigen, sei es theologischen oder materialistischen Charakter trägt, einig, sind Pole des Alls, welches keinen derselben entbehren kann. Es giebt keinen Geist ohne Natur und keine Natur ohne Geist, und doch können wir die Wirkungen beider so genau unterscheiden! Der Grund davon ist uns noch ein Räthsel und wird es vielleicht bleiben. Und ein solches ist auch die Herkunft des Geistes und damit die Herkunft der Kultur. Als der erste Mensch ein Feuer anzündete oder ein Steinbeil fertigte oder zum ersten Mal ah! oder oh! sagte, da wurde der Geist auf Erden, da wurde die Kultur zur Erscheinung gebracht; aber ihre Bedingungen waren längst vorhanden. Da nichts aus dem Nichts hervorgeht und nichts zu nichts wird, weil es kein Nichts giebt, noch gab, noch geben wird, weil es ein Widerspruch ist, daß „Nichts" sei, befand sich der Geist, der jetzt in den Menschen der Erde wirkt, schon in der Sonne, ehe sich derjenige ihrer Dunstkreise, der rotirend zur Erde sich verdichtete, von ihr ablöste, — wir sind also Sonnenkinder! Aber noch mehr: er war schon vorher in der riesenhaften Nebelmasse des Sternenalls, ehe sich das spätere Sonnensystem davon ablöste, und ehe wir Sonnenkinder waren, sind wir Nebelkinder gewesen! Was will aber das sagen gegen noch Aelteres, Unmeßbares, Unaussprechbares? Der äußerste Titel, den wir uns beilegen können, ist offenbar, daß wir Kinder der Ewigkeit sind.

Aber damit ist die Frage noch nicht gelöst: Woher stammt die Menschheit? Die Antwort Darwins und seiner Schule ist

bekannt, aber ebenso bekannt ist, daß dieser hochachtbare Forscher und seine geistvollen und ernst strebenden Verehrer den Grund nicht kennen, der aus einem auf Bäumen herumkletternden haarigen Thierwesen einen Apollo von Belvedere, ein Weltgericht, einen Hamlet, ein Requiem, eine Kritik der reinen Vernunft, einen Kosmos, die Anwendung der Dampfkraft, die Photographie und die Telegraphie hervorgehen ließ, während andere haarige Thierwesen der nämlichen Species noch heute auf den Bäumen herumklettern und nicht einmal Feuer anmachen, oder eine Keule schnitzen, oder auch nur lachen können, auch keine Aussicht vorhanden ist, daß sie es jemals lernen! Dazu kommt noch, daß bisher weder von dem Urmenschen ohne Kultur, noch von irgend einem Mittelwesen oder Uebergang zwischen Thier (Affe) und Mensch die geringste Spur aufgefunden wurde! Und doch sind wir mit den Thieren verwandt, — unser ganzer Körperbau beweist es, — wer löst uns das Räthsel? Wahrlich, wir sind noch nicht über den schönen Gedanken des Verfassers der Genesis hinaus, daß Gott dem ersten Menschen seinen Athem einblies. Schöpfungssagen irgend welcher Völker können aber nicht als Urkunden gelten.

Weniger schwierig als die Frage, wie ein den Thieren so nahe stehendes Wesen zum Menschen werden konnte, — ist die andere Frage, ob das Menschengeschlecht an einem oder an mehreren Orten der Erdoberfläche entstanden ist. Man hat lange und vielfach verschiedene Entstehungsherde der Menschheit behauptet. Aber die neueste völkerkundliche Forschung hat bewiesen, daß im Körperbau, in dem Umfange der geistigen Fähigkeiten auf gewissen Kulturstufen, in den Familieneinrichtungen, in den Trachten und Wohnungen, in den Sitten und Gebräuchen bei gewissen Gelegenheiten, im religiösen Glauben, in den gewerblichen und einfachen künstlerischen Leistungen der Menschen verschiedener Gegenden eine

Uebereinstimmung herrscht, welche in Erstaunen setzt, wenn man an die Hypothese mehrerer Menschenschöpfungen geglaubt hat, und gegen welche die untergeordneten Abweichungen in Schädelform, Hautfarbe, Haarwuchs und Sprachschatz nicht aufkommen können. Menschen verschiedenen Ursprungs müßten nicht nur in den eben genannten Eigenschaften, sondern auch im allgemeinen Körperbau, sowie in allen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen, durchaus verschieden sein. Nicht nur begründen aber die vorhandenen Unterschiede keine allgemein durchführbaren Rassentheilungen, wie man ehedem wähnte, — sie sind geradezu vorwiegend kreuz und quer vertheilt, d. h. Menschen mit gleichem Schädelbau haben verschiedene Farbe, solche mit gleicher Farbe verschiedene Haarform, solche mit ähnlicher Haarform verschiedene Sprachen und solche mit verwandten Sprachen wieder verschiedene Schädel, — und alles wieder umgekehrt. In gewissen Gegenden sind sich allerdings die Menschen gleich wie ein Ei dem andern oder wie Individuen einer Thierart; aber wenn man weiter geht, so verschwimmen ihre Merkmale allmählich in andere, und man kann keine scharfe Grenze zwischen ihnen und anderen Völkern finden. Gewissenhafte Forscher sagen, es lassen sich nicht nur Chinesen und Malaien, sondern selbst Chinesen und gewisse Indianerstämme Amerikas fast nicht unterscheiden, und es finden sich wohl allerlei Uebergänge, aber keine feste Völkerscheide zwischen Negern und Semiten! Die Völker sind in den meisten Gegenden der Erde bunt durcheinander geworfen und untereinander vermengt. Es ist eine Fabel, daß die Urbewohner Amerikas durchweg kupferrothe Farbe, daß die Neger durchweg Wollhaare, oder vorstehende Unterkiefer, oder auch nur schwarze Farbe, daß die als „Mongolen" zusammengepferchten Nord- und Ostasiaten durchweg schief liegende Augen haben. So haben denn auch nicht zwei Ethnographen die

Menschheit auf dieselbe Weise eingetheilt, und der Racensysteme giebt es unzählige und zwar von der Annahme von drei bis zu einer solchen von über 60 Rassen.

Alles dies bestätigt, daß die Menschheit einen gemeinsamen Ursprung hat und nur durch ihre Wanderungen in verschiedene Klimate verschlagen worden ist, durch deren Einwirkung in untergeordneten körperlichen Eigenschaften Verschiedenheiten entstanden, für welche sich schlechterdings keine allgemeine Regel aufstellen läßt. Es ist nicht die Hitze, welche dunkel macht, denn auch die Eskimos sind es; nicht die Kälte macht klein, denn im tropischen Afrika giebt es Zwergvölker, und die in sehr kühlem Klima lebenden Patagonen sind ziemlich groß; auch sind die Europäer meist größer als die Neger. Aber auch die genauesten Messungen von Körpergröße, Schädelhöhe, Schädelbreite, Haarstärke ꝛc. gestatten feste Anhaltspunkte so wenig, als die nach unseren Begriffen schönen oder häßlichen Körperformen.

Wenn also anzunehmen ist, daß sich die Menschen ursprünglich von einer Gegend aus verbreitet haben, so hat dies mit der biblischen Ueberlieferung von einem ersten Menschenpaare in „Eden" nichts zu thun, da diese ohne Zweifel einen lediglich symbolischen Zweck hat, nämlich den, die Monogamie als geheiligtes Gesetz erscheinen zu lassen, was sie auch durch die Thatsache ist, daß die beiden Geschlechter einander in der Zahl die Wage halten. Es giebt aber noch zwei weitere Fragen in Bezug auf den Ursprung der Menschheit, nämlich wo und wann das Menschengeschlecht seinen Anfang nahm. Wo? Unzweifelhaft haben seit dem Bestehen unserer Gattung Land und Wasser ihre Grenzen vielfach gewechselt; wo jener geheimnißvolle Vorgang sich vollzog, da rauschen vielleicht die Salzfluten darüber hin. War jener Ort in einem warmen Klima, wie wahrscheinlich, so hat er vielleicht jetzt ein kühles;

war er fruchtbar, so ist er möglicherweise jetzt eine Wüste. Da fehlen uns alle Anhaltspunkte. Nicht zu verwechseln mit solcher gemeinsamer Urheimat ist aber die Stammheimat einer Sprach- oder Völkerfamilie. Man hat sich viel gestritten, ob die Völker mit indogermanischen Sprachen in Asien oder Europa sich getrennt haben. Zuerst müßte aber bewiesen sein, daß Völker mit verwandten Sprachen nothwendig eine gemeinsame Abstammung haben müssen, und dies ist keineswegs bewiesen. Die Nachkommen der alten Iberer sprechen jetzt meist spanisch, die der alten Kelten meist französisch oder englisch, die ursprünglich finnischen Bulgaren slavisch 2c., Beweis genug, daß die Sprachen oft gewechselt und von einzelnen Völkern anderen mitgetheilt worden sind, und gewiß in der Zeit geringerer Ausbildung ihres Baues leichter als in derjenigen höherer Entwickelung. Und so schwebt auch die „Urheimat" einzelner Theile der Menschheit völlig in der Luft.

Wann aber die Menschheit entstand, ist so wenig aus den Schichten der Gesteine zu lesen, als aus der schwankenden und lückenhaften Chronologie der Bibel und der heiligen Bücher anderer Religionssysteme. Es ist wahrscheinlich ein so ehrwürdiges Alter, daß es jeder Berechnung spottet. Die alten Inschriften Aegyptens und Babyloniens zeigen uns nämlich, daß wenigstens 4000 Jahre vor Chr., wahrscheinlich aber schon früher, in jenen Ländern festgefügte Staaten mit einer einen bestimmten Charakter tragenden Kultur bestanden. Daß aber von den einfachsten Aeußerungen der Kultur (Feuer, Werkzeuge, Kleidung, Hirtenleben, Landbau) bis zur ersten Staatsbegründung Jahrtausende vergehen müssen, zeigen die hohen Zahlen, mit welcher die alten Hebräer ihre Ueberlieferungen von Adam bis auf Saul ausschmückten. Ungezählt und unerforschlich sind endlich die Zeiten, welcher die Menschen bedurften, um jene einfachsten Aeußerungen der

Kultur sich anzueignen. Gleichviel ob der Mensch schon in der Tertiär- oder erst in der Quaternärzeit entstand, so fehlt es nicht an Anzeichen, daß hundert Jahrtausende für sein Dasein eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sind.

II.

Stände die Achse der Erde senkrecht auf ihrer Bahn, so hätte unser Planet ein höchst bequemes Leben, das weder viel Arbeiten noch Denken erforderte. Vielleicht zwar wären in diesem Falle gar keine Menschen entstanden, — doch, das können wir nicht untersuchen. Jedenfalls wären Land und Wasser viel gleichmäßiger vertheilt, Tag und Nacht wären überall und das ganze Jahr gleich, Jahreszeiten gäbe es keine, sondern stets eine milde Temperatur mit unaufhörlichem Blühen der Gewächse, es gäbe nur wenig Thierarten mit wahrscheinlich gar keinen Varietäten, und die Menschen würden sich durch Farbe, Haar, Schädelbau &c. vielleicht gar nicht, durch Sprache und Sitten wohl nur wenig unterscheiden. Die Geschichte wäre höchst einfach, die Anforderungen an „Bildung" ungemein gering; man würde nur vegetiren und der Zustand der gesammten Menschheit dürfte etwa derjenige der Südseeinsulaner vor der für sie unheilvollen Ankunft der Europäer auf ihren glücklichen Eilanden sein. Es würden daher wohl keine Kammern und Reichstage debattiren, keine Zeitungen und Zeitschriften erscheinen, kein Theater die Gemüther erregen, kein Kulturkampf ausgefochten werden &c. Alles dies haben wir der schiefen Stellung unserer Erdachse zu verdanken, Gutes wie Schlechtes, was uns bewegt; denn diese schiefe Stellung verursacht die Verschiedenheit der Klimate; diese zwingt die Menschen

zum Kampfe mit der Natur, dieser Kampf führt sie zusammen oder trennt sie in Parteien; dieses ganze unruhige Leben schärft den Geist und stählt die Kraft und führt von einer Kulturstufe zur andern bis dahin, wohin wir es (so herrlich weit!) gebracht haben! Um der Schiefheit einer Linie wegen müssen wir leiden und kämpfen; aber es ist einer der rühmlichsten Ehrentitel des Menschen, daß er sich, die schiefe Linie nicht beachtend, um sein Leiden und Kämpfen zu adeln, Ideale geschaffen hat. Für das blutige Ringen entschädigt ihn ein goldener Traum. Doch nein, es ist kein bloßer Traum; der Fortschritt, der uns dem Ideal näher bringt, ist kein Wahn, er spricht aus der ganzen Natur, dem Materialismus zum Trotz. Fragt uns derselbe triumphirend, ob denn die Kohlenperiode ein Fortschritt sei gegenüber dem Silur, ob das Wirbelthier ein Fortschritt sei im Verhältniß zu den Mollusken, so antworten wir ihm: gewiß, wenn die Kohlenperiode mehr und höhere Organismen aufweist als das Silur, so *ist* sie ein Fortschritt, und das Wirbelthier ist schon deshalb einer, weil es einen Wirbel hat, den niedere Thiere nicht haben! Denn es ist doch unleugbar, daß der Wirbel ein vollkommeneres Gehirn- und Nervensystem im Gefolge hat, als dies ohne ihn erreichbar ist. Und wie das organische Leben ein Fortschritt ist gegenüber dem organischen Dasein, das Thier ein solcher gegenüber der Pflanze, das höhere Thier gegenüber dem niedern, so ist der Mensch ein solcher im Verhältniß zum Thiere, und vergleichen wir vollends die verschiedenen Kulturstufen des Menschen, so erhebt sich der Fortschritt über allen Zweifel. Jeder Menschenstamm, selbst der roheste, hat Zustände, die der Mensch ursprünglich nicht haben konnte, während nicht nachweisbar ist, daß eine Thierart irgend etwas thut, was sie einst nicht that. Es hat Zeiten gegeben, in denen kein anderes Recht als die Blutrache, keine andere Ehe als

der Weiberraub, keine andere Staatsordnung als die brutale Unterdrückung, keine andere Religion als Götzen- und Fetischdienst, keine andere Kunst als Kritzeleien und Schnitzereien und keine, gar keine Wissenschaft existirte. Man hat früher allgemein Menschen gefressen, Menschen geopfert, Menschen verhandelt, Menschen gefoltert, Hexen und Ketzer verbrannt — jetzt geschieht es nicht mehr oder nur als engbegrenzter Rest alten Mißbrauchs oder als Pöbelexceß und unter der Entrüstung des überwiegenden Theiles der Menschheit. Die Ehe und damit die Familie war einst allgemein und später noch vorwiegend ein rein materielles Rechtsverhältniß; jetzt ist das Recht ihrer Begründung durch die Liebe anerkannt. Einst hatten die Menschen keinen Sinn für Naturschönheiten; erst in neuerer Zeit erwachte er allmählich. Dies sind nicht nur Verbesserungen der äußeren Lebensverhältnisse, wie der materialistische Pessimismus behauptet, sondern wahre Besserungen im Sinne der Vervollkommnung des Menschen. Wenn der Kaffer es als gut erklärt, daß er anderen ihre Kühe stehle, als schlecht aber, daß andere ihm seine Kühe stehlen, so kann aller Materialismus und Pessimismus nicht leugnen, daß das Gebot des Mose: „Du sollst nicht stehlen", nebst den gleichlautenden eines Zarathustra, Kong-fu-tse und Buddha Fortschritte sind, daß das Wort Jesu: „Liebet euere Feinde", ein weiterer und Kants kategorischer Imperativ abermals ein weiterer Fortschritt im Sinne der Vervollkommnung des Menschen ist.

Wir schließen hieraus, daß die Entwickelung des menschlichen Geistes im Laufe der Zeiten oder, kurz ausgedrückt, die Kultur, wenn auch nicht den Naturgesetzen, doch **einem Gesetz** unterworfen ist, das die Natur sowohl als die Kultur beherrscht, nämlich dem **Gesetze des Fortschritts**. Es wäre nun aber ein bodenloser Optimismus, wollten wir annehmen, daß

der Fortschritt der Menschheit ein ununterbrochener und stetiger sei und daß er zu einem schlechthin fehlerlosen und unübertrefflichen Zustande führen müßte. Damit würde der Fortschritt aufhören, der doch das Lebensprincip des ganzen menschlichen Thuns und Treibens ist. Der Fortschritt wird vielmehr, da diejenigen Theile der Menschheit, die durch Lage, Klima rc. ihres Wohnortes weniger begünstigt sind als andere seine Nothwendigkeit in geringerem Grade erfassen, oft unterbrochen und sogar oft rückgängig gemacht, holt aber im ganzen das Versäumte im Laufe der Zeit immer wieder ein. Es bestehen daher noch heute die verschiedensten Kulturstufen, von den rohesten bis zu den verfeinertsten, nebeneinander fort, und zwar nicht etwa nur bei entlegenen Völkern, sondern selbst im Kreise eines und desselben Volkes, und auch hier wieder nicht nur bei verschiedenen Ständen und Bildungsklassen, sondern selbst in einer und derselben Gruppe. Daß oft die feinsten Leute, welche mit allem Raffinement des Luxus und allem aus einer langen Entwickelung der Kultur hervorgegangenen Comfort umgeben sind, dem Aberglauben von der einem von 13 Tischgästen drohenden Lebensgefahr oder dem von unglücklichen Wochentagen oder dem Glauben an Gespensterspuk huldigen, ist nichts Seltenes; weit auffallender und erstaunlicher ist die Erscheinung, daß hochgebildete Gelehrte, Erforscher des Weltalls und der Natur, dem von den Medicinmännern der Rothhäute herrührenden krassen Unfug des Geisterklopfens und seiner Modificationen Hekatomben geschriebener Worte opfern! Diese „Ueberlebsel“, wie sie Tylor treffend genannt, kommen indessen auch in harmloser und selbst freundlicher Gestalt vor, in einer Gestalt, deren Fortdauer vom Standpunkte der Annehmlichkeit des Lebens und sogar von dem der Wissenschaft wünschenswerth und erfreulich ist. Unsere Sagen und Mythen, unsere Sprichwörter und Räthsel

und die reizenden Märchen unserer Kinder (nicht die neu-erfundenen, sondern die alten Volksmärchen), sowie alte Volks-feste, Dorfsitten und Familienbräuche sind solche hübsche „Ueber-lebsel", die sich aus längst überwundenen Kulturstufen in unsere Zeit gerettet haben und in ihrer Art ebenso schätzbare Zeug-nisse älterer Zeiträume darbieten wie die erhalten gebliebenen Bauten und anderen Kunstschätze der Vorzeit.

Es fragt sich nun für uns, woher es komme, daß gewisse Völker höhere Stufen der Kultur erreichen, während andere auf niedrigern stehen bleiben. Im ganzen hat dieser Unter-schied gewiß dieselben Ursachen wie derjenige der äußern Erscheinung, die sich in Gesichts- und Kopfbildung, Haar, Farbe, Sprache 2c. kundgiebt. Wenn diese verschiedenen Arten des Unterschiedes auch einander nicht durchweg entsprechen, so ist dies doch im ganzen und großen der Fall, d. h. je höher im ganzen die äußere Erscheinung eines Theiles der Mensch-heit steht, desto höher steigt auch dessen geistige Bildung. Wir können hierin allerdings nur das Urtheil als maßgebend an-erkennen, welches in demjenigen Theile der Menschheit und auf derjenigen Kulturstufe herrscht, zu der wir uns zählen; denn es ist unter den von Menschen gefällten jedenfalls das gereifteste und auf den vielseitigsten Beobachtungen beruhende. Nach diesem Urtheil sind Physiognomien um so edler und mit um so höhern Vorzügen ausgestattet, als sie sich dem bekannten Gesichtswinkel nähern, ist die weiße Farbe edler und zeugt von höherer Begabung als irgend eine andere, und stehen unter den andern wieder die hellern höher als die dunklern, wiegt endlich das gelockte Haar in Hinsicht seines Vorkommens bei gebildetern Völkern schwerer als das straffe und dieses als das wollige. Ebenso verräth die flectirende Sprache eine höhere Kulturstufe als die agglutinirende und die einsilbige, und steht von letztern beiden die erste wieder höher als die

zweite. Nun giebt es aber in diesen Hinsichten gar seltsame Anomalien. Die häßlichen und eine einsilbige Sprache redenden Chinesen, — wie hoch stehen sie in der Kultur über den schönen Tscherkessen und vollends über den eine sehr ausgebildete agglutinirende Sprache redenden Australiern! Dagegen aber — und das wiegt schwerer als solche einzelne Fälle — sind die Arier, soweit sie nicht starken Völkermischungen unterlagen, wie namentlich in Indien, zugleich die schönsten Menschen, sprechen die vollendetsten Sprachen und sind in allen Zweigen der Kultur am weitesten vorgeschritten. Die Semiten, welche uns in allen Beziehungen am nächsten kommen, haben niemals einen Kulturkreis vieler verschiedener Völker mit gemeinsamen Bestrebungen, gemeinsamen Grundformen der Religion, Industrie, Kunst und Wissenschaft und einem organisirten Staatensystem zu stande gebracht, wie es den Ariern im modernen Europa gelungen ist. Jedes semitische Volk hatte, gleich jedem andern Kulturvolke, seine besondere Zeit der Blüthe für sich; nur die Arier schufen eine Völkergemeinschaft mit anerkanntem Völkerrecht und regem Austausch der Kunst- und Litteraturleistungen.

Da nun, wie wir bereits erwähnt, die körperlichen Unterschiede zwischen verschiedenen Völkern und Völkergruppen Folgen der geographischen Lage und des Klimas der Länder sind, in welchen sich diese Abtheilungen der Menschheit niedergelassen, so müssen es auch diese Ursachen sein, welche die verschiedenen Grade der Kultur hervorrufen, weil ja im ganzen und großen die schönere körperliche Erscheinung mit der höhern Kultur Schritt hält. Die Länder aber, in welchen die Arier, soweit bekannt, die längste Zeit hindurch gelebt haben, sind erstens solche der nördlichen gemäßigten Zone und zweitens sind sie reich gegliedert, d. h. mit möglichst gleichmäßiger Vertheilung von Land und Wasser begabt. Es kann daraus ge-

schlossen werden, daß, **je weniger gegliedert, d. h. massenhafter, von maritimer Lage entfernter und je weniger gemäßigt, d. h. je heißer oder kälter die Länder sind, desto weniger sich die in ihnen wohnenden Völker zu edler Erscheinung und hoher Kultur emporgeschwungen haben.** Es ist dies **ein zweites** durchaus zuverlässiges **Gesetz der Kultur,** ebenso zuverlässig wie das des Fortschritts, und wenn es Ausnahmen zuläßt, so müssen sich dieselben besonders begründen lassen. Beide Gesetze stehen indessen im innigsten Zusammenhange; denn das des Fortschritts besteht eben im Emporsteigen von niederer zu höherer Kultur. Wir wollen nun versuchen, beide Gesetze in ihrer Verknüpfung zu begründen, und thun dies, indem wir dreierlei Stufen der Grundlagen und der Entwickelung menschlicher Kultur annehmen.

Erste Stufe. Sie begreift Völker, die entweder in weiten Kontinenten ohne bedeutende Gliederung in Halbinseln und Landengen, oder auf abgelegenen Eilanden, oder in sehr heißen oder sehr kalten Gegenden (oder in der zwischen beiden zu keinem selbständigen Charakter gelangten südlichen gemäßigten Zone, deren Länder unter sich nicht in Zusammenhang stehen) emporgewachsen sind. Es sind dies die sogenannten Naturvölker, d. h. Völker, auf welche die Natur noch einen größeren Einfluß ausübt, als der ist, den sie auf die Natur ausüben. Ihnen fehlt jede Bändigung der Naturkräfte durch Verkehrsmittel, wie Straßen, Kanäle u. s. w., jede Bequemlichkeit und Ausschmückung der Wohnungen; es fehlen ihnen die Wissenschaft und die Kunst im höhern Sinne, eine systematische und mit ausgeprägten Charakteren der Gottheiten begabte Religion, und der Staat, soweit er nicht durch Anregungen von außen her Eingang gefunden (wie in Polynesien, Madagascar &c. durch Nachahmung europäischer Einrichtungen). Zu ihnen

gehören die Eingeborenen des tropischen und südlichen Afrika, des sogenannten Festlandes Australien, der zwischen diesem und Amerika gelegenen Inseln, dann diejenigen Amerikas mit Ausnahme der Peruaner und Mejicaner, endlich die des kalten Nordens aller Erdtheile, die diesen berühren (Amerika, Asien und Europa). Die einzigen dieser Stufe angehörenden Völker der nördlichen gemäßigten Zone, die nordamerikanischen Indianer, lebten und leben in einem Lande ohne Gliederung, und ihre natürliche Entwickelung wurde durch ihre Verdrängung von seiten der Europäer unterbrochen. Auch die vorarischen Völker Europas, deren Kultur noch zu wenig bekannt ist, sind, obschon auf dem günstigen Boden unsers Erdtheiles lebend, dem nämlichen Schicksal verfallen. Auf dieser Stufe standen auch die Vorfahren aller jener Völker, welche jetzt höhere Stufen einnehmen; die Erinnerung an diesen Zustand ist jedoch bei den Nachkommen meist verschwunden.

Zweite Stufe. Dieselbe, als eine Verquickung der ersten und dritten, hat wenig durchgreifenden Charakter. Sie begreift erstens die Völker, welche in dem Umkreise der Naturvölker sich über diese erhoben haben, und zweitens jene, welche nur durch Einwirkung von Völkern der dritten Stufe zu höherer Kultur herangezogen worden und daher hinter denselben zurückgeblieben sind. Die Völker dieser zweiten Kategorie haben nur mit Hilfe von Völkern höherer Kultur Staaten gegründet, jedoch dieselben mit eigener Kraft weiter geführt, wenn sie auch theilweise noch nicht die über die bloße Unterwerfung zur Sorge für das gemeine Wohl vorschreitende Staatsform erreicht haben. Letzterer nähern sich dagegen die Völker der ersten Kategorie, welche zwar in der heißen Zone, aber in hoher Gebirgslage lebten und deren ursprüngliche Einwanderung unter besonders günstigen Verhältnissen stattgefunden haben muß. Es sind die alten Mejicaner und Peru-

aner, welchen ethische Religionssysteme, höhere Kunst und Wissenschaft, wie auch eine Lautschrift fehlten. Diese Vorzüge haben die Völker der zweiten Kategorie dieser Stufe (die früher zur ersten Stufe gehörten) von Völkern der dritten Stufe angenommen, so die Malaien der Asien nahe gelegenen Inseln von Indern und Arabern, die Dravidas in Ceylon und Vorderindien von denselben Völkern, die Tibeter und hinterindischen Völker von Indern und Chinesen, die Mongolen und Mandschus von den letztern, die Türken von Arabern und Persern, die Mauren von Phönikern, Griechen, Römern und Arabern, die Abessinier (Aethiopier) von Aegyptern und Arabern, die Fulbe in Sudan von den letztern, die Magyaren und die eigentlichen Finnen von Slawen und Germanen, einzelne Gruppen der Polynesier von europäischen Völkern. Dieser Stufe nähern sich auch die in Barbarei versunkenen Reste von Völkern höherer Kultur, wie die Fellahs, Nachkommen der Aegypter, und die Albanesen, Nachkommen der Illyrier, sowie die der arabischen Kultur verlustig gewordenen Beduinen, die wilden Kurden, Tscherkessen, Afghanen und andere Völker.

Dritte Stufe. Diese zieht sich in der nördlichen gemäßigten Zone längs der reichgegliederten Theile des südöstlichen und südlichen Asien, des nordöstlichen Afrika (wo der Nil mit seinen Ueberschwemmungen die fehlende Gliederung ersetzt) und fast ganz Europas hin. Auf ihr haben sich die eigentlichen Kulturstaaten mit geordneter Verfassung und klarem Selbstzweck, mit ethischen Religionssystemen (Kong-fu-tse, Buddha, Zarathustra, Mose, Jesus, Mohammed), mit mehr oder weniger ausgebildeter Kunst und Wissenschaft und mit Lautschriften entwickelt. Natürlich haben die in dieser Region aufgewachsenen Völker ihre Kulturstufe auch nach den Kolonien mitgenommen, welche sie in fernen Gegenden gründeten. Zu ihnen gehören die Chinesen, Japaner, Inder, Meder und

Perser, Assyrer und Babylonier, Westsemiten (Phöniker und Hebräer), Aegypter, Araber, Armenier und die arische Sprachen sprechenden Europäer, sowie die Kolonisten dieser Völker (die Karthager im Alterthum, die Einwanderer in Amerika, Südafrika, Australien ꝛc. in neuerer Zeit).

Wenn auch die meisten geschichtlichen Völker, wie z. B. Chinesen, Inder, Aegypter, Griechen, Römer, uns bei ihrem ersten Auftreten bereits als Kulturvölker erscheinen, so können wir doch bei manchen Völkern, die erst später auf den Schauplatz der Geschichte getreten sind, den Uebergang von der einen zur andern Stufe verfolgen, z. B. bei den Germanen in der Zeit der großen Völkerwanderung, bei den Arabern in der Zeit Mohammeds und seiner Nachfolger. Andere Völker haben wir zu unseren Lebzeiten höhere Stufen ersteigen sehen, wie z. B. die Hovas auf Madagascar, die Kanaken auf Hawaii ꝛc. Endlich sehen wir noch gegenwärtig diesen Schritt sich vorbereiten und allmählich vollziehen, wie bei Albanesen, Lappen, Turkmenen, Kaffern u. a.

Zu fortlaufender Darstellung der Kulturgeschichte genügen indeß die soeben charakterisirten drei Stufen der Kultur schon deshalb nicht, weil die zweite und dritte Stufe vermöge der Verbindungen ihrer Völker unter sich nicht von einander zu trennen sind und weil die bloßen Fortschritte in den einzelnen Kulturzweigen das Problem der Entwickelung des menschlichen Geistes im Laufe der Zeit noch nicht lösen. Es kommt dabei vielmehr noch ein **drittes Gesetz** in Betracht, welches feststellt, **daß die Kultur im großen und ganzen desto mehr vorschreitet, je mehr die einzelnen Völker sich aneinanderschließen und größere über die Volksgrenzen hinausgehende Kreise übereinstimmender Kulturerscheinungen bilden.** Je nachdem der Gesichtskreis der Völker enger oder weiter ist, muß auch ihre Kultur eine tiefer oder höher stehende sein, weil, je nach-

dem ihr Horizont sich erweitert, weniger oder mehr, unvollkommenere oder vollkommenere Gegenstände in ihr Bewußtsein eindringen und auf ihre Geisteskräfte einwirken, sie in einfachern Zuständen erhalten oder zu höherer Kultur erziehen. Wir unterscheiden folgende in der Kulturgeschichte einander ablösende Gesichtskreise:

1) Den des Stammes, in welchem die sogenannten Naturvölker verharren; er breitet sich über kein bestimmtes geographisches Gebiet aus, faßt auch den Begriff eines solchen nicht einmal auf, sondern betrachtet jeden Ort als sein eigen, wo er seine materiellen Bedürfnisse befriedigen kann.

2) Den Gesichtskreis eines bestimmt abgegrenzten Landes, welches von einem bestimmten Volke bewohnt wird, das sich als solches fühlt und nicht nur nach Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse, sondern auch nach Vermehrung seines Ruhmes und Veredlung seiner Eigenart strebt. Jedes solche Volk lebt, was von allen Kulturvölkern Amerikas, Asiens und Afrikas gilt, für sich und ohne Verbindung mit anderen Völkern, die nur als Objecte des Sieges und der Eroberung berücksichtigt werden.

3) Ein weiterer Gesichtskreis besteht in einem System von Einwirkungen eines gewissen Volkes auf andere in der Kultur tiefer stehende Völker in einem mehrere Länder umfassenden größern geographischen Ganzen. Die Typen dieses Horizonts sind die Griechen, welche durch ihr Kolonialsystem, und die Römer, welche sowohl durch ihr Militärsystem als durch ihre Staatsidee und ihr Recht die das Mittelmeer umgebenden Völker, eines nach dem andern, in ihren Kulturkreis, in ihr Machtgebiet zogen und sie so aus ihrer nationalen Beschränktheit in eine Völkergemeinschaft versetzten.

4) Zu einem umfassendern Ausblicke führte nach dem Sturze des Römischen Reiches das Nebeneinanderleben ver-

schiedener Völker, welche die nationale Abgeschlossenheit durch die Stürme der großen Völkerwanderung überwunden, aber kein einzelnes Volk als ihren Führer anzuerkennen Veranlassung hatten. Das Christenthum war es, welches in ihnen den gemeinsamen Grundgedanken der Zusammengehörigkeit ohne andere Unterordnung als unter die Religion weckte und pflegte. Diesen in Europa durchgeführten Grundgedanken einer Weltreligion ahmte für Westasien und Afrika, aber in mißlungener Weise, der Islam nach, und noch weniger klar als bei ihm wurde er in dem buddhistischen Staatensystem Ostasiens.

Auf diesen Gesichtskreis des Mittelalters folgte 5) der heute herrschende universale oder kosmopolitische, welcher seine Geburtsstunde zur Zeit der Entdeckung Amerikas, des Seeweges nach Ostindien und der ersten Weltumsegelung feierte. Zugleich wurde durch die Weckung der humanistischen Studien und die religiöse Reformation die Alleinherrschaft des kirchlich-christlichen Gedankens in Europa gebrochen, und dessen nunmehrige Verknüpfung mit überseeischen Ländern führte, während Islam und Buddhismus verknöcherten, zu Bestrebungen, welche unter dem Banner der modernen Civilisation die ganze Erde umfaßten. Die Nationen kamen sich durch Handel und Verkehr immer näher, und das Bestreben, fremde Sprachen und Sitten kennen zu lernen, wurde ein stets lebhafteres. Diese Annäherungen und internationalen Bestrebungen, deren drastischer Ausdruck die Weltausstellungen sind, werden ihren Gang weiter gehen, weil sie in folgerichtiger Weiterführung des Laufes der Geschichte dies müssen. Die seit kurzer Zeit in Europa neuerwachten specifisch nationalen Bestrebungen können dies nicht ändern; denn sie bedeuten z. B. in Italien und Deutschland nur die endliche Erreichung der früher verscherzten politischen Einheit und holen bei den

osteuropäischen Völkern lediglich nach, was die west- und mitteleuropäischen längst vollendet haben, nämlich ihre Befähigung zur Einreihung in das universale Völkersystem. Denn in Mittel- und Westeuropa ist doch bei allem Nationalgefühl von einem auf sich selbst beschränkten Nationaldünkel keine Rede mehr, — wenigstens im Frieden und unter politisch zurechnungsfähigen Zuständen.

Nehmen wir nun zu dem Gesagten noch die Thatsachen hinzu, daß die Völker selbst da, wo sie noch ihre besondern geographischen Gebiete besitzen, sich mehr und mehr vermischen, so daß es z. B. in Europa kaum mehr ein ganz rein erhaltenes Volk giebt (höchstens vielleicht die Albanesen und die Norweger mit den Isländern ausgenommen), daß in den Kolonien europäischer Mächte Einwanderer aller Stämme alle nationalen Grenzen beseitigen und zugleich die Mischlinge zwischen europäischen Abkömmlingen und solchen eingeborener Völker fort und fort an Zahl zunehmen, schwache fremde Stämme aber, wie die Hottentotten, Polynesier, Australier, Indianer, Eskimos, überall, wo Europäer eindringen, aussterben und blos die Chinesen und die Negervölker ihre Dauerhaftigkeit beweisen, so ergiebt sich als **viertes Gesetz der Kulturentwickelung: daß die Menschheit einer fortschreitenden Assimilation und allmählichen Verwischung aller Völkereigenthümlichkeiten und Rassenmerkmale entgegengeht.** Es ist dies für die einzelnen Völker bedauerlich; aber die Menschen von heute werden es ja nicht erleben und ihre Enkel auch nicht; was jedoch ein Volk Treffliches und Tüchtiges besitzt und leistet, das wird unvergänglich sein, so lange die Erde überhaupt besteht. Die Folge dieser unbeugsamen Thatsache wird sein, daß jene Kulturthätigkeiten, welche von der Absonderung der Völker in Sprache und Sitte zehren, wie z. B. die nationalen Kunstrichtungen, namentlich Poesie, Tanz,

Theater &c., und nicht minder die nationale Geschichtschreibung, Politik &c. mit der Zeit zu Grunde gehen müssen. Man könnte nun daraus folgern, daß der Drang nach materiellen Verbesserungen, der schon heute die Welt beherrscht, in der Zukunft ein entschiedenes Vorwiegen der Mathematik, der Naturwissenschaften, der Industrie, des Handels und Verkehrs und der socialen Bestrebungen in der menschlichen Kultur, kurz, ein im ganzen und großen materielles Zeitalter herbeiführen müßte, das sich in diesem Charakter mit der ältesten Periode der Kultur, mit dem rein materialistischen Zustande der Naturvölker wieder berühren würde! Diese Annahme wäre jedoch ein entschiedener Widerspruch gegenüber dem ersten Gesetze der Kultur, dem des Fortschritts. Soll dieses seine Geltung behalten, so darf die künftige Entwickelung der Menschheit an Vielseitigkeit der bisherigen nicht nur nicht nachstehen, sondern muß sie darin noch übertreffen. Daher kann es auch der Zukunft nicht an Idealismus fehlen; er muß nur, wenn die nationalen Eigenthümlichkeiten sich verwischen, was ja äußerst langsam und unmerklich geschehen wird, eine andere Gestalt und andere Objecte annehmen. Es muß an die Stelle des nationalen ein kosmopolitischer Idealismus treten und sich in der Pflege einer kosmopolitischen Religion, Kunst und Litteratur äußern. Daß die lateinische Schrift schon jetzt, wenn auch langsam, auf dem Wege ist, die Welt zu erobern, kann keinem Kundigen entgehen. Problematischer verhält es sich mit der Sprache. Es ist indessen eine bewiesene Thatsache, daß gewisse Sprachen, wie die deutsche und englische, in ihrer Verbreitung zunehmen, während die des Spanischen und Französischen bereits abgenommen hat, andere Sprachen, wie die baskische und die keltischen, im Aussterben begriffen sind, wieder andere aber, wie das Tschechische und Magyarische, nur durch brutale Gewalt, aber auf die Dauer umsonst, gegen

ihr unabwendbares Schicksal anzukämpfen vermögen. Daraus geht hervor, daß die Zahl der auf der Erde gesprochenen Sprachen abnimmt und in sehr ferner Zukunft vielleicht das Deutsche oder Englische das Scepter führen wird, oder vielleicht beide: Deutsch in der Wissenschaft und Englisch mit vereinfachter Orthographie im Handel und Verkehr. Daß aber auch andere nach Verbreitung und Litteratur bedeutende Sprachen, wie Französisch, Italienisch, Spanisch, Russisch und Arabisch, nicht verschwinden werden, halten wir für gewiß und glauben dies selbst von hervorragenden todten Zungen wie Sanskrit, Hellenisch, Römisch und vielleicht noch Hebräisch. Aber Volapük und andere willkürlich erfundene „Weltsprachen“ können keine Zukunft haben, da ihnen der natürliche Boden eines Volkes und der Schatz einer Litteratur fehlt und sie sich mit der Zeit bei verschiedenen Völkern in Aussprache, Satzbildung, Stil ꝛc. auch verschieden gestalten müssen.

III.

Betrachten wir nun die Entwickelung einzelner Gebiete der Kultur, sowohl in der Vergangenheit als in der Zukunft, und versuchen wir, hieraus weitere Gesetze der Kultur zu folgern, wenn auch mehr andeutungsweise als apodiktisch.

Die niedrigste unter den einer Modification fähigen Thätigkeiten des Menschen, weil die einzige, die er vollständig mit den Thieren gemein hat, die Nahrung, ist bei ihm schon etwas ganz anderes geworden als bei den Thieren, nämlich ein wesentlicher Kulturmesser. Dem Menschen ist nicht, wie den verschiedenen Thiergattungen, der Stoff seiner Nahrung und die Art und Weise, sie zu sich zu nehmen, von der Natur

vorgeschrieben; er genießt darin eine weitgehende Freiheit, die sich aber je nach Gegenden und Zeiten sehr verschieden gestaltet. Daß die ersten Menschen nur von Früchten lebten, kann bei der Nahrungsweise der ihnen am nächsten verwandten Thiere nicht zweifelhaft sein. Der Anfang des Fleischgenusses kann in bildlicher Weise als der wahre „Sündenfall" betrachtet werden; denn das Fleisch, namentlich das rohe, macht wild und grausam, gierig und blutdürstig. Die Erfindung des Feuers war indessen, vielleicht schon von Anfang an, eine wohlthätige Milderung des Fleischgenusses. Je weniger der Mensch roh und je mehr gekocht er ißt, desto civilisirter ist er; die Küche ist ebenso entscheidend für die Kultur wie die Seife. Ebenso wichtig für den Fortschritt des Menschen ist die Abnahme derjenigen empörenden Gewohnheit, durch die er sich von den meisten Thieren unterscheidet, der Verzehrung seiner eigenen Gattung. Namentlich in neuester Zeit ist bei den Naturvölkern die Menschenfresserei, von der selbst unsere ältesten Ahnen nicht frei waren, bis auf geringe Reste verschwunden. Zeugt nun aber die Abnahme des Rohessens sowohl als diejenige der Anthropophagie für den Fortschritt der Kultur im allgemeinen, so zeigen sich noch feinere Abstufungen dieses Fortschritts, soweit er die Nahrung betrifft, in der Verdrängung des Vielessens, wie es im Mittelalter und noch lange nachher herrschte, durch das Feinessen, das seit dem 18. Jahrhundert vorwiegt. Allzu große Rücksicht auf das letztere verdrängt aber die Aufmerksamkeit auf die höhern idealen Interessen (giebt es ja viele Reisende, denen am Essen und Trinken mehr liegt, als an der schönsten Landschaft!); eine Aufgabe der Zukunft wird es daher sein, fein zu essen, ohne darüber viel nachzudenken und zu sprechen, zugleich aber mehr auf das zu achten, was der Gesundheit nützlich oder schädlich ist. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß der

Mensch der Zukunft durch höhere Interessen zu stark in Anspruch genommen wird, um der Nahrung so große Aufmerksamkeit wie bisher zu schenken, und daß dann die Chemie Mittel findet, den Körper durch einfache condensirte Speisen zu erhalten, daß Gastmähler, Speisekarten, ja selbst Küchen überflüssig werden, was in Bezug auf das gesellige Leben unermeßliche Folgen haben und das letztere in hohem Grade veredeln müßte.

Aehnlich wie mit dem Essen verhält es sich mit dem Trinken. In dieser Beziehung war die Erfindung der gegorenen Getränke und der Abfall von der Beschränkung auf Milch und Wasser ein weiterer „Sündenfall". Uebermaß in geistigen Getränken hat noch immer Verfall der Sitten wie des geistigen Lebens im Gefolge gehabt. Schlemmerei herrschte stets in einer Zeit, wo Kunst und Wissenschaft daniederlagen. Mäßiger Weingenuß ist höchst anregend, aber die Mäßigkeit leicht zu vergessen; daher war die Einführung des Thees und des Kaffees in Europa, d. h. solcher Getränke, welche nicht im Uebermaße genossen werden können und doch anregend sind, eine große Wohlthat; sie machten dem Wein das Feld streitig und gingen mit dem Aufschwung der Litteratur im 17. und 18. Jahrhundert Hand in Hand. Wohlthätig wirkte auch die Verbreitung des Bieres gegenüber dem Branntwein; aber es verführt leicht zur Unmäßigkeit und macht den Geist stumpf, namentlich in seiner heutigen oft verfälschten Gestalt. Die Zukunft wird diesen Uebelständen durch die Gesetzgebung und durch energische Verhinderung jeder Fälschung entgegentreten. Die Vereinfachung der Nahrung wird auch eine Mäßigung im Trinken bedingen. Ohne Aussicht aber sind die Bestrebungen der nicht ohne Scheinheiligkeit fanatisch vorgehenden sogenannten Mäßigkeits-Apostel.

An die schädliche Seite der Getränke schließt sich die eigen-

thümliche Erscheinung der narkotischen Genüsse. Das Alterthum kannte sie zu seinem Vortheil nicht. Das Opium der Chinesen, der Haschisch der Orientalen und der Tabak Amerikas, jetzt Gemeingut oder — Gemeinübel der ganzen Welt, haben in keiner Weise eine günstige Einwirkung auf die Kultur ausgeübt. Das Opium verdummt durch süße Träume, fälscht die Thatsächlichkeit und lähmt die Energie; der Haschisch weckt Wildheit und Fanatismus; der Tabak verpestet die Natur und die Häuser, die Kleider und die Bücher, ist mit Reinlichkeit beinahe unverträglich und pflanzt materielle unästhetische Gesinnung, ohne die intellectuellen Kräfte zu heben. Die Zukunft dürfte einmal dazu gelangen, seiner entbehren zu können.

Ein weiteres Kennzeichen des Fortschrittes der Kultur ist die Entwickelung der Kleidung von beinahe gänzlichem Mangel bis zur Ueberladung. Nicht der Umfang derselben, der zunächst vom Klima abhängt und z. B. bei den Eskimos den unsrigen übertrifft, ist hier maßgebend, sondern die Art und Weise ihrer Anlegung, namentlich die Verbindung von Zweckmäßigkeit und Geschmack, sowie die Kundgebung der Schamhaftigkeit am richtigen Orte (z. B. nicht bezüglich des Gesichtes wie bei den orientalischen Frauen). Ein stetiger Fortschritt scheint in dieser Beziehung nicht nachweisbar zu sein; denn in den letzten drei Jahrhunderten entfernte sich z. B. die Tracht der europäischen Völker immer weiter von künstlerischem Charakter, und die heutige Mode ist schlechterdings unvereinbar mit plastischer Darstellung, in welcher sich die antike Tracht so prachtvoll ausnimmt und selbst die der Renaissance noch wiederzugeben ist. Es scheint, daß die Zeitalter der Kunstblüthe mit künstlerisch darstellbarer Kleidung Hand in Hand gingen, woraus zu schließen wäre, daß sich heute die Kunst im Verfall befindet. Wenigstens wird sie, durch die Tracht nicht unterstützt, zu tendenziöser Darstellung

der Nacktheit verführt und einem den idealen Zwecken der Kunst feindlichen Naturalismus in die Arme getrieben. Es ist zu hoffen, daß die vorwiegende Richtung auf das Praktische in der Zukunft eine praktischere Tracht finden wird, die denn auch eher als die heutige Geschmacklosigkeit mit der Kunst vereinbar werden dürfte. Nicht außer acht zu lassen ist auch die Farbenwahl der Kleidung. Im Alterthum kleidete man sich vorwiegend licht: weiß, gelb und roth, im Mittelalter möglichst bunt: blau, grün und roth, heute möglichst düster und mißfarbig: grau, braun und schwarz. Die Zukunft dürfte zu gefälligerer Farbenwahl zurückkehren.

Mehr künstlerischer Geschmack als in der Wahl der Kleidung ist in derjenigen des Schmuckes zu bemerken. Derselbe wird von manchen Stämmen getragen, welche der Kleidung entbehren. Je gebildeter die Völker sind, desto mehr geben sie solchen Schmuck auf, der den Körper verletzt oder verunstaltet; die Ohrringe sind davon bei uns noch die letzten Reste und sie scheinen in der Abnahme begriffen zu sein. Erfreulicherweise nimmt die Neigung zu einfachem Schmuck zu, wenn auch die Ueberladung mit solchem noch nicht merklich abnimmt. Bei dem männlichen Geschlechte ist in Europa der Schmuck bis auf die Fingerringe verschwunden, denn Uhrketten, Hemdenknöpfe &c. erfüllen einen praktischen Zweck. Als männlicher Schmuck gilt übrigens auch der von der Natur gelieferte Bart, und es ist fast ausnahmslose Thatsache, daß in Zeiten und bei Völkern von geringer Thatkraft und viel Gefühlsschwelgerei (z. B. Minnesängerzeit und 18. Jahrhundert) derselbe entfernt wurde, im entgegengesetzten Falle aber üppig wucherte, während die in allen möglichen Abarten schwankende Bartmode unserer Zeit derselben einen wenig bestimmten Charakter zu verleihen scheint. Eine vorherrschende Neigung zum Wachsenlassen des Bartes, und zwar verbunden mit ästhetischer Pflege

desselben, ist namentlich bei dem jüngern Geschlecht nicht zu verkennen.

Die Wohnung des Menschen hat von den Höhlen unserer ersten Vorfahren bis zu den heutigen Häusern und Palästen viele Wandlungen durchgemacht. Neben der Vervollkommnung und wachsenden Neigung zu gefälliger Ausstattung der Wohnungen ist aber auch der zunehmende Hang zu geselligen Wohnplätzen, in denen die Wohnungen der Einzelnen einander näher rücken, im Laufe der Kulturentwickelung zu beachten. Diese Annäherung und die Vermehrung der größern Wohnplätze hat der geistigen Bildung ungemein viel Vorschub geleistet. Höhere religiöse Ideen, Pflege der Kunst und Wissenschaft wären bei Zerstreuung der Wohnungen undenkbar. Die antike Kunst wurde vom Marktplatz, der zugleich Ort der Volksversammlung und Tempelvorhof war, die christliche Kunst von der Kirche mit ihren mannigfachen Festen und Gebräuchen in hohem Maße gefördert, ja eigentlich geschaffen. Doch sind wir heute auf einem Punkte angekommen, wo die Uebervölkerung der Großstädte zum Nachtheil der Kleinstädte und Dörfer und die Zusammendrängung der Miethräume so viel Unannehmlichkeit, ja Elend aufgehäuft hat, daß eine Reaction nicht ausbleiben kann. Muß dieses System aufgegeben werden und dauert die Volksvermehrung wie bisher fort, so muß uns die Zukunft ein theils von Villen, theils von Arbeiterwohnungsanlagen förmlich übersäetes Land zeigen, in welchem die vervollkommneten Verkehrsmittel die Entfernungen ausgleichen. Was indessen die Verkehrsmittel betrifft, so gehört die Zukunft wohl der geregelten Luftschiffahrt, und der Wegfall der Eisenbahnen und Bahnhöfe, des nerventödtenden Pfeifens, Rollens und Dampfens wird der Entwickelung der Wohnplätze und ihrer Gesundheit sehr zu statten kommen.

Völlig aufgeräumt hat die neueste Kulturforschung mit ge-

wissen Schablonen früherer Zeit, namentlich mit der Dreitheilung der Anwendung von Geräthen in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit, und der Beschäftigung des Menschen in die Stufen der Jäger und Fischer, der Nomaden und der Ackerbauer. Es ist anzunehmen, daß der Mensch überall, ohne eine bestimmte Reihenfolge zu beobachten, zuerst diejenigen Stoffe zu Geräthen wählte, die eben in seinem Lande vorkamen, und diejenige Beschäftigung ergriff, welche den Erzeugnissen des Landes angemessen war. Gewiß ist das Metall, weil es des Schmelzens bedarf, später zur Anwendung gekommen als Stein, Bein, Horn und Holz; aber der Gebrauch von Bronze oder Eisen läßt sich nicht nach Zeiträumen abtheilen. Gewiß entwickelte sich die Viehzucht aus der Jagd, weil die Thiere gefangen sein mußten, ehe man sie züchten und benutzen konnte, und die Schiffahrt aus dem Fischfang; wann aber der Ackerbau aufkam, ist ebenso ungewiß, als wo er anfängt; er entstand wohl nach und nach aus der Gewinnung von Früchten, ohne daß ihm nothwendig Jagd und Nomadenleben vorangehen mußten. Sicher dagegen ist, daß weder Jagd und Fischfang als ausschließliche Berufsarten ganzer Bevölkerungen, noch das Nomadenleben mit höherer Kultur, d. h. mit dem Bestehen von Kulturstaaten vereinbar sind, indem solche Staaten nur mit einer ansässigen Bevölkerung bestehen können, also einer solchen, deren Mehrzahl Ackerbau und deren Minderzahl Gewerbe und Handel treibt. Es wird niemand behaupten wollen, daß die Kirgisensteppen oder die Pelzjägergebiete der Hudsonsbailänder oder die Urwälder Brasiliens, obschon Besitzungen von Kulturstaaten, in das Gefüge der letztern vollständig eingetreten sind. Der Ackerbau ist also, wie gesagt, die erste Grundlage der Kulturstaaten, und nach ihm kommen Gewerbe und Handel, d. h. zu einem Kulturstaat oder zu höherer Kultur gehört, daß nicht,

wie es in den Urzuständen der Fall ist, jede Familie sich alle ihre Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräthe &c. selbst verfertigt, sondern unterrichtete und sachverständige Leute dafür sorgen, und daß der Verkauf und Kauf der Natur- und Kunsterzeugnisse in einer für ansässige Menschen zugänglichen Weise betrieben wird. Die meisten Naturvölker betreiben nur Tauschhandel; auf einer höheren Kulturstufe sind bestimmte Stoffe oder Gegenstände als Werthmesser für Waaren eingeführt, die aber nur für gewisse Gegenden oder Berufsarten passen, z. B. Steine, Glasstücke, Salz, Muscheln, Schneckenhäuser, Vogelköpfe, Thierschädel &c. Kennzeichen aller Kulturstaaten, und zwar dieser allein, war aber stets der Gebrauch von bestimmt zugemessenem oder zugewogenem Gold und Silber, das aber in den nicht isolirten, sondern mit anderen in Verkehr stehenden Kulturstaaten mit Schrift und Bild geprägt wird. Diese Regel ist ohne Ausnahme; die Griechen sind die Erfinder der Münzprägung.

Eine noch größere Bedeutung als die bisher erwähnten Verhältnisse hat das gegenseitige Verhältniß der Geschlechter. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß die höhere Geltung zwischen ihnen abwechselt. In alten Zeiten war bei manchen Völkern das weibliche Geschlecht das herrschende; das Dasein von Priesterinnen und Frauenheeren scheint noch ein Rest dieses Zustandes zu sein. Jetzt ist das Weib bei allen roheren Stämmen unterdrückt und auf ihm lastet alle Arbeit. Bei den höher civilisirten Völkern aber macht die Vermehrung der weiblichen Rechte unverkennbare Fortschritte. Darin ist aber keine Rückkehr zu jenen älteren Zuständen enthalten. Auf tieferen Kulturstufen ist das Weib dem Manne sowohl im Aeußern als an Stärke ziemlich gleich; in Folge der Verweichlichung durch die Civilisation nimmt aber seine körperliche Schwäche und infolge fortschreitender Bildung sein geistiger

Gesichtskreis an Umfang zu, und seine neuere Hochhaltung ist ein Zeichen der Achtung, des Sinnes für Anmuth und Schönheit und der Humanität, nicht aber der Unterordnung des Mannes, zu welcher alle Bedingungen fehlen.

Das Verhältniß der Geschlechter bedingt das Familienleben. Die Ehe, die Grundlage desselben, hat noch jetzt bei einigen Stämmen eine sehr rohe Form. Den Anfang zu der Wahl bestimmter Gatten auf die Dauer machte in freilich roher Weise der Weiberraub, der noch bei allen rohern Naturvölkern herrscht und bei den weniger rohen in Exogamie, d. h. Wahl der Gattinnen aus fremdem Stamme, oder in Weiberkauf übergegangen ist. Letzterer kommt noch bei Kulturvölkern vor, geht aber immer mehr in die Ehe aus Neigung über, welche letztere bei den Europäern und den Christen langsam zur vorherrschenden wurde. Fünf Uebergänge in den Formen der Ehe bezeichnen den Fortschritt von tieferer zu höherer Kultur, nämlich 1) vom Weiberraube durch den Weiberkauf zur Ehe aus Neigung, 2) von der Exogamie weniger zu ihrem Gegentheil, der Endogamie (Wahl aus demselben Stamme), welche sehr selten vorkommt, als zur freien Wahl, 3) von der mit dem Weiberraube folgerichtig verbundenen Vielweiberei (Polygynie) und der seltenern Vielmännerei (Polyandrie) zur einfachen Ehe (Monogamie), 4) vom Mutterrecht, nach welchem die Kinder in ihren Rechten der Mutter oder deren Geschwistern nachfolgen, zum Vaterrecht, welches den Mann zum Stammhalter erhebt und eine festere Ordnung der Familienrechte herbeiführt — und 5) von der rohen Eheschließung ohne Feierlichkeit zu mehr oder weniger sinnigen Hochzeitsgebräuchen. Ein Zeichen fortschreitender Kultur ist auch die möglichst vollständige Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade, welche auf tiefern Stufen so mangelhaft ist, daß fast alle Verwandten als Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Mann

und Frau bezeichnet und oft auch als solche behandelt werden. Aehnlich verhält es sich denn auch mit der möglichst genauen Benennung der Personen. Familien- und Geschlechtsnamen sind ein Vorrecht der Kulturvölker. Legten auch die alten Inder, Griechen und Germanen solche den Einzelnen selten oder nicht bei, so besaßen sie dieselben doch (Kurus und Pandus; Alkmäoniden, Lagiden; Folkunger, Merowinger ꝛc.); die Chinesen hatten stets Geschlechtsnamen, die Römer sogar zwei. In neuerer Zeit haben auch die Inder welche angenommen. Stammnamen der Naturvölker und Halbkulturvölker haben ihren Hauptzweck in der Entgegensetzung, nicht in der Unterscheidung der Stämme.

Die Familie hat der Mensch mit einem Theile der Thierwelt und der höhere mit dem niedern Menschen gemein; der Staat dagegen, die höchste Ausbildung und Erweiterung des Zusammenlebens der Menschen, ist nicht nur ein Eigenthum der letztern allein, sondern noch specieller ein solches der höher gebildeten Menschen, der Kulturvölker. Die sogenannten Staaten von Thieren sind lediglich Familien, die von Naturvölkern sind bloße Stämme. Die Staats- oder Regierungsformen sind Sache der Entwickelung und ursprünglich keine grundsätzlichen Unterscheidungen. Die Entwickelungsreihe, die freilich nicht überall in gleicher Weise eingehalten wurde, ist folgende: 1) patriarchalische Monarchie, welche der Familie am nächsten geblieben ist (China und altes Peru), 2) dieselbe wird durch Eroberungen zum Kriegerstaate (Mejico, Assyrien und Babylon, Medien und Persien), 3) Zugeständnisse an die Unterworfenen führen den Kastenstaat herbei (Indien, Aegypten); 4) die Großen stürzen den Monarchen oder benutzen das Ende des regierenden Hauses und gründen eine Aristokratie, Timokratie, Plutokratie oder Oligarchie, welche wieder dasselbe Schicksal 5) durch das Volk

erlebt und zur Demokratie wird, aber die Sklaverei der Unterworfenen beibehält (Griechenland und Rom); 6) entweder die Aristokratie oder die in Optimatismus entartete Demokratie wird von einem Tyrannos oder Imperator beseitigt, und es wird in Annäherung an den Kriegerstaat eine Monarchie der Emporkömmlinge errichtet (griechische Tyrannis, römisches Kaiserthum); 7) der ursprünglich patriarchalische oder kriegerische, aber nach dem imperialistischen Vorbild ausgestattete Monarch wird durch die Großen nicht gestürzt, sondern nur bevormundet, welche die Macht durch Lehen nach unten vergeben (Feudalsystem des Mittelalters, welches, mit Milderung der Sklaverei als Leibeigenschaft, unter Leitung der Kirche auch einen geistlichen Zweig erhält [ähnlich in Japan], und neben welchem sich [in Europa] freie Städte mit theils aristokratischen, theils annähernd demokratischen Verfassungen behaupten); ähnlich ist die seit dem Aufkommen des Islam im Orient übliche Verbindung des Kriegerstaates mit religiöser Oberhauptschaft im Chalifat, die aber im Sultanat wieder zum bloßen Kriegerstaat zurückgekehrt ist; 8) die Stände der Großen verwandeln sich durch mancherlei Uebergänge mit Beziehung von Vertretern des Volkes in Parlamente (constitutionelle Monarchie); 9) aus freien Städten und Landschaften (Schweiz), gestürzten Monarchien (Frankreich) oder abgefallenen Kolonien (Amerika) bilden sich die Republiken neuern Stils mit allgemeinem Stimmrecht; 10) die beiden letztern, sich durch parlamentarische und büreaukratische Einrichtungen näher tretenden Staatsformen amalgamiren sich nach und nach in den Staat der Zukunft, welcher mehr socialen als politischen Charakter trägt, d. h. statt der Rechte, die er bereits alle vergeben hat, seinen Angehörigen Besitz und Auskommen bietet. Es ist weiter zu beobachten, daß mit dem Fortschreiten der Kultur die Eroberungen aufhören,

weil die Nachbarn durch Kultur nach und nach gleich stark geworden sind und sich nicht mehr unterwerfen lassen, und Kolonien an ihre Stelle treten, worin sich außer den Phönikern blos die Arier hervorthaten (Inder in Malaisien, Griechen im Mittelmeer, Römer rings um dasselbe, Spanier und Portugiesen in der heißen, Germanen in der gemäßigten [Nordamerika, Südafrika, Australien], Slawen, nach Vorgang der Normannen, in der kalten Zone). Länderbesetzungen in den Kriegen der Neuzeit sind keine Eroberungen mehr und gehen stets wieder verloren, wenn sie nicht Wiedergewinnungen alter Landsleute sind. Daß aber die Kolonien mit der Zeit, d. h. sobald sie an Kulturleistungen dem Mutterlande nahe oder gleich kommen, sich von demselben (das nicht selten ein Stiefmutterland ist) befreien und ablösen, ist ein unabwendbares Kulturgesetz, welches durch Zugeständnisse nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben wird.

Die Religion war es, welche stets die ersten Ansichten über den Ursprung der Welt und des Menschen und über den Untergang der erstern aufstellte, und sie ist es auch, welche in die verschiedensten Gebiete der menschlichen Kultur hinein spielt und sich dieselben dienstbar macht oder wenigstens zu machen sucht. Was die Menschen essen und trinken, wie oft und wann sie es thun oder nicht thun dürfen, ob und in welchem Grade sie sich waschen oder baden, wurde und wird noch oft durch die Religion bestimmt. Die Hautbemalung und Tätowirung, das Tabakrauchen, die Anthropophagie, verschiedene Arten von Verstümmelungen und Menschenschlächtereien (so das Kopfjagen der Dajaks und die Massenmorde in Dahome), die sonderbaren Männerwochenbetten, die Heiratsgebräuche, die Freundschaftsbündnisse, die Namengebung, die Krankenbehandlung, die Todtenbestattung wurden ursprünglich und werden noch vielfach von der Religion beeinflußt oder be-

nutzt oder auch gänzlich in Beschlag genommen. Das Ansehen des Familienvaters, des Stammeshäuptlings, des Staatsoberhauptes und die Macht geheimer Verbindungen beruhen in ihren Anfängen auf religiöser Weihe. Die Kunst in allen ihren Formen, die Gesetzgebung, die Wissenschaft in allen ihren Zweigen sind größtentheils aus religiösen Anschauungen und Verrichtungen hervorgegangen. Die Zeitrechnung hat noch jetzt überall ihre Grundlage im religiösen Glauben der Völker. Die Schrift steht, was ihre Verbreitung betrifft, mit der Religion in engerm Zusammenhange, als mit der Sprache, der sie doch zunächst dient; denn sie wurde meist aus religiösen Rücksichten angenommen. So bedienen sich alle Völker, welche die Reform des Kong-fu-tse angenommen haben (Annamesen, Japaner), der chinesischen, alle Buddhisten, was ihre religiösen Schriften betrifft, einer indischen, alle Mohammedaner (Perser, Türken, Malaien 2c.) der arabischen, alle griechischen Katholiken einer aus dem hellenischen Alphabet gebildeten, alle römischen Katholiken und die von ihnen abgezweigten Protestanten der lateinischen, die Juden, selbst wenn sie in abendländischen Sprachen schreiben, unter sich noch vielfach der hebräischen Schrift.

Da alle Religionen so viel Aehnliches unter sich haben, daß sie nicht verschiedenen Quellen entstammen können, so müssen sie eine gemeinsame Wurzel haben, die am Ursitze der Menschheit entstanden ist. Suchen wir aber diese gemeinsame Wurzel auf, so besteht sie in der Scheu vor Wesen, welche mächtiger sind als der Mensch, einer Scheu, welche den Menschen zu gewissen Handlungen oder Unterlassungen bewegt, und eine solche Scheu ist bisher noch bei jedem Volke gefunden worden. Dieselbe hat zwar zahllose Formen, aber im ganzen doch nur zwei hauptsächliche; der Mensch scheut nämlich jene mächtigern Wesen entweder ohne zu wissen warum, oder

er kennt Gründe dafür; erstere Form nennen wir Fetischdienst oder Aberglauben, die letztere Glauben. Hat der Mensch jene Scheu aufgegeben, so tritt die wissenschaftliche Auffassung (ungenau als Unglaube bezeichnet) ein; dies ist jedoch keine Erscheinung, die bei ganzen Völkern, sondern nur eine solche, die bei einzelnen Menschen vorkommt. Ein zuverlässiges Gesetz ist nun, daß der Aberglaube die Religion der Naturvölker, der Glaube diejenige der Kulturvölker ist. Die Halbkulturvölker huldigen entweder einem Uebergange zwischen beiden Formen oder sie haben den Glauben von Kulturvölkern angenommen, ohne noch zu einer höhern Auffassung desselben durchgedrungen zu sein, was auch unter den Kulturvölkern nur bei unterrichtetern Personen der Fall ist. Daß es Uebergänge zwischen Glauben und Aberglauben giebt, d. h. Ansichten der Völker, in welchen sich Glaube und Aberglaube vermengt finden, ist aber ein Beweis dafür, daß auch der Aberglaube eine Form der Religion ist. Wir müssen uns freilich nicht dadurch irreführen lassen, daß unser Sprachgebrauch diesen Ausdruck nur den in späterer Zeit entstellten Resten jener niedern Religionsform beizulegen pflegt. Hat ja der roheste Aberglaube Züge mit der edelsten Religion gemein — wir erwähnen nur den alle Religionsformen durchdringenden Glauben an die Fortdauer der Seelen nach dem Tode und den Umstand, daß die Geister oder Dämonen des Aberglaubens unmerklich in die Götter der höhern Religionen übergehen. Der Aberglaube findet sich nicht selten als Ueberbleibsel bei einem Volke, das längst eine höhere Glaubensform angenommen hat, und bekundet sich dann deutlich genug als aus der frühern Glaubensform dieses Volkes stammend, wie z. B. der deutsche Volksaberglaube seine Herkunft aus dem germanischen Heidenthum nicht verleugnen kann. Auf der Stufe, auf welcher die Völker ohne geistigen Verkehr unter

sich, jedes für sich leben, hat auch ein jedes seine eigene Religion; ersteigen aber die Völker die Stufe, auf welcher eins vom andern mehr verlangen muß als den Austausch von Producten oder die Unterwerfung und Ausbeutung durch Krieg, so werden gewisse Religionen einzelner Völker nach einer an ihnen vorgenommenen Reformation zu Weltreligionen. Den ersten Ansatz, eine solche zu werden, machte die mit griechischen Entlehnungen durchsäuerte römische Religion; sie zerfiel jedoch in eine Menge von Diensten, denen der gemeinsame Charakter abging. Weltreligionen sind geworden: die Reformation der brahmanischen Religion Indiens durch Buddha, die der jüdischen durch Jesus und die der altarabischen durch Mohammed. Nur dem Christenthum jedoch ist es gelungen, unter den dasselbe bekennenden Völkern eine wirkliche Kulturgemeinschaft in höherm Sinne herbeizuführen, — nur ihm, in sämmtlichen Erdtheilen und Zonen Eingang zu finden, — der Islam blieb eine orientalische, der Buddhismus eine ostasiatische Religion. Die beiden letztern Lehren sind überdies verknöchert und unfruchtbar, während das Christenthum stets neue Blüthen treibt. Zwar macht der Islam noch Fortschritte unter den Bewohnern Mittelafrikas; aber das Christenthum macht solche unter sämmtlichen Naturvölkern; nur unter den Kulturvölkern, wie z. B. Indern, Chinesen rc., will es mit ihm nicht recht vorwärts. Es zeigt dies, daß wohl die Naturvölker geneigt sind, vom Aberglauben zum Glauben emporzusteigen, nicht aber die Kulturvölker, ihren Glauben mit einem andern zu vertauschen. Die Erfahrung zeigt ferner, daß die Kulturvölker, je höher sie in der Kultur gestiegen sind, desto mehr dem Abfalle von ihrer Religion zuneigen, wofür die Reformjuden, die Junghindus, die Jungtürken u. a. drastische Beispiele sind. Obschon das Christenthum die erleuchtetste und fruchtbarste aller Religionen, obschon es die Religion ist,

die sich am ehesten (oder unter der jetzigen Form der Religionen fast allein) mit der Wissenschaft verträgt, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, so ist doch keine Religion in ihrem Gebiete so sehr erschüttert wie das sogenannte positive Christenthum; freilich ist auch keine andere so sehr gerüstet, dieser Erschütterung zu widerstehen. Sprechend ist jedoch der konfessionelle Unterschied. Während die Katholiken in der Regel entweder strenggläubig oder völlig glaubenslos sind, neigen sich die Protestanten mehr vermittelnden Richtungen zu, die indessen auch in dem freilich schwachen „Altkatholizismus" vertreten sind. Wenn wir aus diesen Thatsachen etwas für die Zukunft folgern dürfen, so ist es dies, daß unter den Ungebildeten schwerlich jemals der Aberglaube, unter den Gebildeten von vorherrschender Gemüthsanlage schwerlich jemals der religiöse Glaube schwinden wird, während die Gebildeten von vorherrschender Verstandesrichtung wohl mehr und mehr die Wissenschaft an die Stelle der Religion setzen, sich aber im Gebiete der von der Religion gelehrten Menschenliebe mit den Gemüthsmenschen gern verständigen werden.

Wenn aber eine gewisse Partei heute noch die katholische Kirche als die größte Kulturmacht und ihren Glauben als das Ziel aller Kulturentwickelung erklärt, so ist zu erinnern, daß diese Kirche allerdings im europäischen Mittelalter eine große Kulturmacht *gewesen*, heute aber auf allen Gebieten von anderen Kulturmächten, wie Kunst, Litteratur und Wissenschaft, weit überflügelt ist, und daß es ihr bei der Unveränderlichkeit, in der sie selbst ihr Princip erblickt, unmöglich ist, gegenüber dem Gesetze des Fortschrittes ihre Autorität neuerdings in größeren Kreisen und auf die Dauer geltend zu machen.

Kunst und Wissenschaft sind, wie der Staat, ausschließliches Eigenthum der Kulturvölker, ja noch in aus-

schließlicherer Weise, da sie nur von den höhern Ständen erfaßt werden, welche des Lebens Nothdurft nicht im materiellen Treiben erringen müssen. Auch sie sind aber natürlich nicht plötzlich aufgetaucht; wie der Staat aus der Familie und die ihres Zwecks bewußte Religion aus der unbegründeten Scheu vor höhern Mächten, so entwickelt sich die Kunst aus dem ideal aufgefaßten Gewerbe (zum Theil auch aus dem Gottesdienst) und die Wissenschaft aus der Beobachtung der Gegenstände und der Ereignisse, an welche sich Nachdenken knüpft. Weil aber beide Gebiete idealer Natur sind, das ursprünglichste ideale Regen jedoch die Religion ist, so entwickeln sich auch beide im Bunde mit der Religion bis auf einen gewissen Punkt, wo sich die Kunst von derselben trennen **kann**, die Wissenschaft aber **muß**, um selbständig zu gedeihen. In Kulturstaaten mit einem mächtigen Priesterthum waren die Priester die Pfleger der Kunst und Wissenschaft und meist die einzigen Jünger der letztern; überall aber, wo Kunst und Wissenschaft zu einer wirklich schöpferischen Stufe emporstiegen, wie im alten Hellas und in Mitteleuropa seit der Renaissance, erreichen sie dies nur durch Emancipation vom Priesterthum. Die indischen und ägyptischen Priester, wie die christlichen des Mittelalters haben viel Verdienstvolles geschaffen, aber nichts von hervorragender Bedeutung, an welchem die Nachwelt noch zehren könnte. Der Gang der idealen Entwickelung der Völker ist der, daß sich diese zuerst vom Aberglauben losreißen, dann von der Herrschaft der Priester des Glaubens in der Kunst und zuletzt in der Wissenschaft. Die Griechen hatten keine eigentliche Priesterherrschaft; seit Homer und Hesiod scheint eine Art Befreiung vom Einfluß der „Seher“ stattgefunden zu haben, welcher im 5. Jahrhundert v. Chr. unter Aeschylos und Phidias die Blüthe der Kunst, und dann unter Sokrates, Platon und Aristoteles die der Wissenschaft folgte.

Auf die Erschütterung der christlichen Priesterherrschaft durch das große Schisma kam zuerst die italienische, dann die deutsche Renaissance der Kunst, und im 17. Jahrhundert begann mit Cartesius, Spinoza, Kepler, Galilei u. a. die Blüthe der modernen Wissenschaft. Ohne Zweifel ist die Wissenschaft das höchste Kulturgebiet; denn sie allein zieht alle übrigen Gebiete ohne Ausnahme in den Kreis ihrer Prüfung und auch mit Erfolg in ihren Dienst.

Es handelt sich indessen bei dem Fortschritte in der Kultur nicht allein um die Fortentwickelung aller einzelnen Kulturgebiete, die wir hier nacheinander betrachtet haben, sondern auch um das harmonische Zusammenwirken derselben. Es zeugt noch immer von unvollkommenem Fortschritte, wenn ein Kulturgebiet hinter einem andern zurückbleibt oder gar hinter ein solches zurückgeht. Es ist eine sehr traurige Erscheinung, wenn z. B. Perioden vorgeschrittener künstlerischer Blüthe und wissenschaftlicher Erkenntniß mit einer Verwilderung der Sitten und mit der Herrschaft verkehrter Anschauungen gleichzeitig sind, wenn ungeachtet rastloser Thätigkeit aufgeklärter Religion und Philosophie noch Thaten vorkommen, wie sie kaum auf den niedrigsten Kulturstufen sich finden, wenn immer noch der Wahn herrschen kann, als ob der Beleidigte und nicht vielmehr der Beleidiger entehrt wäre und die Ehre nur durch Blut gesühnt werden könnte, und wenn der Spiritismus, der niemals den geringsten Nachweis seiner Behauptungen geliefert hat, aber hundertmal als Betrug entlarvt worden ist, noch von gebildeten Leuten und der Glaube an den Teufel von Seelenhirten vertheidigt wird. Die Zukunft hat in solchen Dingen noch viel zu arbeiten und zu bewirken; ihre Aufgabe ist es, das Erkennen und Ausüben des Guten, Schönen und Wahren harmonisch zu befördern. Allerdings dürfen wir uns dabei der Täuschung nicht hingeben, als ob Menschen

jemals etwas Vollkommenes erreichen könnten. Es muß uns genügen, nach dem möglichst Vollkommenen zu streben!

IV.

Unsere letzte Aufgabe ist, die Entwickelung der Kultur nach geographischen Gebieten und innerhalb dieser nach chronologischen Abschnitten zu verfolgen. Die Kultur beruht auf der Natur, über welche sie sich nur in gewissen Gebieten, allerdings in den höchsten und edelsten erhebt. Wie die Natur, so muß sich daher auch die Kultur in den einzelnen Theilen der Erdoberfläche eigenartig gestalten. Wie es geologische, botanische, zoologische und anthropologische oder ethnologische Provinzen giebt, die auf der Erdkarte abgegrenzt werden können, so muß es auch Kulturreiche geben, hinsichtlich welcher die nämliche Möglichkeit eintritt. Ja, wir glauben und versuchen es hier nachzuweisen, daß sich diese Kulturreiche noch leichter und sicherer abtheilen lassen, als die bisher in so sehr abweichender Art und Weise den verschiedenen sog. Menschenrassen eingeräumten Gebiete! Wir haben solcher Kulturreiche neun gefunden, von welchen drei ganz in die erste der oben bei Anlaß des zweiten der allgemeinen Kulturgesetze angenommenen drei Stufen gehören (nämlich das arktische, oceanische und afrikanische Reich), eines (das amerikanische) von der ersten in die zweite Stufe hinüberspielt, vier (das chinesische, indische, babylonisch-persische und ägyptisch-arabische) der dritten Stufe beizuzählen sind, eines aber (das europäische) allein es unternommen hat, sich nicht mit der dritten Stufe zu begnügen, sondern auch den fünften und höchsten der bei

Anlaß des dritten allgemeinen Kulturgesetzes aufgezählten Gesichtskreise zu beherrschen:

1. Das arktische (oder hyperboreische) Kulturreich ist als das unentwickeltste von allen und als Grund dieses Umstandes das kalte Klima zu bezeichnen, in welchem es gelegen ist. Es umfaßt die dem Nordpol zunächst gelegenen Länder von Grönland westwärts bis Lappland. Während es aber in der Neuen Welt ziemlich auf dieselben Grenzen beschränkt bleibt, weicht es in Sibirien und Nordosteuropa immer mehr der bereits einen breiten Gürtel quer durch Asien besitzenden europäischen Kultur. Die Völker dieser Gegenden sind durch den Mangel ihrer Heimat an nährenden Pflanzen und Thieren in geringerm oder höherm Grade zum Nomadenleben gezwungen. Ueber die Organisation kleiner Stämme sind sie nicht hinaus, nicht bis zum Begriffe des Staates vorgeschritten; jetzt sind sie ohnehin durchweg Unterthanen der Europäer. Der allen Völkern niederer Kultur gemeinsame Geisterglaube und Zauberwahn wird hier mehr als anderswo durch die Schamanen (in Grönland Angekok) beherrscht, welche zum Theil über den Geistern stehen, zum Theil sogar mit ihnen zusammenfallen; ja das höchste Wesen (in Grönland Tongarsuk, in Finnland Wäinämöinen) ist wesentlich ein höherer Zauberer. Dieser Glaube weicht jedoch Schritt vor Schritt dem Christenthum, in Europa und Amerika dem protestantischen, in Asien dem russisch-griechischen.

2. Das oceanische Kulturreich hat neben seinem herrlichen Klima zum Grunde des ihm beschiedenen Kulturmaßes seine ungemein starke Zersplitterung in weit auseinander liegende Insellande, welcher Umstand indessen die Bewohner zu geborenen Schiffern macht. Es gehören hierher das sogenannte Festland (eher die große Insel) Australien, sowie Melanesien, Polynesien, Mikronesien und jene Sunda-Inseln, die sich weder

der chinesischen, noch der indischen Kultur angeschlossen haben (Borneo, Celebes ꝛc.). Auch dieses Gebiet ist auf dem Wege, von der europäischen Kultur überschwemmt zu werden. Zum Staate hat es nur Polynesien gebracht; er ist aber auch dort jetzt europäisirt. Beseelung aller Dinge ist (wie Ratzel zeigt) die Grundlage des Geister- und Zauberglaubens aller Theile dieses Kulturreiches, dessen Stämme überall religiöse Ansichten von einander entlehnt und sehr mannigfaltig gestaltet haben. Kosmogonische Sagen sind überall zu Hause. In Polynesien sind die Zauberer zu Priestern emporgestiegen, und hier finden wir auch den bezeichnendsten Charakterzug oceanischer Religion, das alle freie Bewegung lähmende Tabu, das aber, nebst der stark geübten Menschenfresserei und der nirgends so stark wie hier verbreiteten Tätowirung, nach und nach dem Christenthum weicht.

3. Zum afrikanischen Kulturreiche gehörte ursprünglich ganz Mittel- und Südafrika; es wird aber, seitdem sich im Sudan die arabische und im Kapland die europäische Kultur festgesetzt hat, zwischen diesen beiden immer mehr eingeengt. Der Staat hat in diesem Gebiete eine große Verbreitung gewonnen, aber nur unter der Form der Sklavenheerde, bei welcher von einer Sorge für das gemeine Wohl keine Rede ist. Die Religion ist weiter zurückgeblieben als in Polynesien; die Zauberer sind mächtig, und die Verehrung der Fetische, d. h. aller möglichen, selbst künstlich gemachten, als Wohnstätten von Geistern betrachteten Gegenstände, ist allgemein, nur in verschiedenen Graden.

4. Das amerikanische Kulturreich ist zugleich das unter den Naturvölkern am höchsten gestiegene und das am meisten zusammengeschmolzene. Einst ganz Amerika mit Ausnahme der Nordpolländer begreifend, ist es durch die europäischen Eroberungen und Ansiedelungen auf ärmliche Reste, kleinere

im Innern Nordamerikas, größere im Innern und äußersten Süden Südamerikas beschränkt worden. In seinem äußersten Norden und Süden und in den heißen Tiefländern ist seine Kultur fast ebenso gering wie die arktische; sie ist staatlos und erhebt sich in der Religion über Geister- und Zauberglauben nur durch den Reichthum an Schöpfungs- und Flutsagen. Charakteristisch ist der Totemismus, d. h. die Verehrung höherer Wesen unter der Gestalt von Thieren, die sich über die gesammten Klassen der letztern erstreckt und sie zugleich zu Schutzgeistern der Stämme erhebt. Die verschiedene Namen tragenden „Medicinmänner" unterscheiden sich nicht wesentlich von den arktischen Schamanen. Die Trauergebräuche sind im ganzen Gebiete wesentlich dieselben, und überall auch finden wir die Abhärtung und Schmerzverachtung methodisch betrieben.

Einen höhern Grad erreichte die Kultur des amerikanischen Reiches in einem Gebiete, welches das Mississippi- und Ohio-Becken, Florida und die Abhänge der Cordilleren von Sonora südwärts bis Mittelchile umfaßt. Am höchsten stieg sie in Mexico und Peru, welche Staaten, hätten die Europäer sie nicht zerstört, wohl die Kulturhöhe von China, Mesopotamien oder Aegypten erreicht haben dürften.

5. Ebenso isolirt und eigenartig wie die Kulturen von Mexico und Peru ist diejenige von China, die von fruchtbarem Austausche mit anderen Nationen bis auf die neueste Zeit ausgeschlossen blieb, sich aber allmählich einem Kulturreiche mitgetheilt hat, welches Korea, Japan, Annam, die Mandschurei, und in geringerm Grade die Mongolei und die Philippinen umfaßt. Der aus Indien eingedrungene Buddhismus ist in dieser Gegend durch Vermischung mit den alten Nationalreligionen und der ethischen Reform Kongfutses etwas ganz anderes geworden, als er in seiner Heimat war. Der

Ackerbau ist hier die vorwiegende Beschäftigung, die patriarchalische Despotie, in Japan mit Aristokratie vermengt, die gemeinsame Verfassung. Jetzt überschwemmen die Chinesen einerseits Australien, Polynesien und Amerika, während andererseits Japan der europäischen Kultur sich erschließt, worin ihm Korea, Annam und China ohne Zweifel folgen werden.

6. In höherm, jedoch bis auf neuere Zeit immerhin geringem Grade, steht mit dem Westen in Verbindung das indische Kulturreich, welches sich von Hindustan aus über Dekhan, Ceilon, Birma, Siam, Malakka, Sumatra, Java, Bali und nordwärts sogar über das höchste Gebirge der Erde nach Tibet verbreitet hat. In allen diesen Ländern ist oder war der Brahmanismus oder Buddhismus oder eine Vermischung beider Landesreligion. Nur in den Malaienländern hat der Islam diese Glaubensformen verdrängt, aber nur dem Namen nach. In Bali bestehen sogar noch die indischen Kasten, die in den buddhistischen Ländern wegfallen, in denen dagegen die ehelosen Lamas eine Art von Kaste bilden. Irgend ein Alphabet indischen Ursprungs herrscht überall, wo es nicht der Islam mit seinen arabischen Zeichen ersetzt hat. Europäische Kultur ist nur in jenen Städten eingebürgert, die durch die Europäer entstanden oder groß geworden sind, die auch das ganze Gebiet mit Ausnahme von Tibet und Siam beherrschen. Die aufgelösten Staaten dieses Kulturreiches waren Despotien mit großem Priestereinfluß, aber schon längst verkommen, in Vorderindien schon, ehe die Mohammedaner, die Vorgänger der Europäer, ihnen ein Ende machten.

7. Nicht nur in engerer Verbindung mit Europa, als Indien oder gar China, steht das chaldäisch-persische Kulturreich, sondern es enthält sogar eine der beiden Wurzeln europäischer Bildung. Während aber Indien vermöge seiner

arischen Einwanderung zur Grundlage seines religiösen Glaubens, gleich den europäischen Völkern, keinen Schamanismus oder Fetischismus, sondern eine Vermenschlichung der Naturkräfte als Götter hatte, theilt das vorderasiatische Kulturreich mit dem chinesischen die ursprüngliche Einwirkung von Ausläufern des nordischen Schamanenthums. Ein solcher Ausläufer hatte sich am Tigris und Euphrat mit seinem Zauberwahn eingenistet und die in ihren ältern Formen den chinesischen Zeichen auffallend ähnliche Keilschrift erfunden, beide Momente aber durch poetischen Schwung veredelt. Den turanischen Babyloniern folgten die semitischen Assyrer und diesen die arischen Meder und Perser als Erben sowohl in der Keilschrift als in Bau- und Staatskunst und Erobererglück. Aber an die Stelle des Zauberwahns trat bei den Persern die ethische Zoroasterlehre. Weder die griechische Invasion Alexanders noch die islamitische der Araber konnte diese Glaubensform ganz verdrängen; der schiitische Moslimismus und seine Litteratur (Firdusi) ist durchaus mit Zoroastrismus getränkt. Dem persischen Kulturreiche wurden Ost- und West-Turkestan, Armenien und Kaukasien angegliedert, während Mesopotamien und Babylons Kulturkolonie Syrien mit den Ruinen der phönikischen Seemacht den Nachfolgern Mohammeds anheim fielen. Das Schicksal Syriens theilte auch Palästina, dessen Kultur von Chaldäa abgezweigt war, aber durch die einzigartige Entwickelung seiner Religion zum Monotheismus einen Keim zeitigte, der später für die Kultur der gesammten Erde fruchtbar werden sollte. Das gesammte chaldäisch-persische Kulturreich ist jedoch heute verkommen und sucht einen kräftigern Erben, der bereits darin Fuß gefaßt hat, was wir als Ableitung seines Länderhungers von Europa nur begrüßen dürfen.

8. Die zweite morgenländische Wurzel europäischer Bil-

dung finden wir im ägyptisch-arabischen Kulturreiche. Wie auf die babylonische Kultur der arktische Schamanismus, so wirkte auf diejenige am Nil der afrikanische Fetischismus und schenkte ihr die barocken thierköpfigen Götter und heiligen Thiere, welche mit höheren und edleren Glaubensbestandtheilen die Verehrung der Bewohner von Kemi theilten. Mit Aegypten und seinen Pharaonen stand seit altem Arabien in enger Verbindung und lieferte dem Nillande sogar seine Hyksos-Dynastien. Wie die Perser die Erben der Chaldäer, so wurden nach einer für das Land unfruchtbaren griechisch-römischen Zwischenherrschaft die Araber die Erben der Aegypter, fügten diesem Reiche Mesopotamien, Syrien und ganz Nordafrika (nur zeitweise Theile von Europa) bei und dringen neuestens in Mittelafrika vor, während die Mittelmeerländer des schwarzen Erdtheils mit der Zeit Eroberungen der Europäer werden. Das dem Namen nach christliche Abessinien, auch eine arabische Kolonie, dürfte seine eigene noch dunkle Zukunft haben.

9. Das europäische Kulturreich, im Alterthum lediglich Griechenland und Italien und deren Kolonien, im Mittelalter fast ganz Europa umfassend, hat heute, wie wir bei Anlaß der acht anderen Reiche sahen, auf unserm Planeten schlechterdings keine Grenzen mehr, und es muß eine Zeit kommen, in welcher ihm oder wenigstens seinem Einflusse die gesammte Erdoberfläche unterthan sein wird. Fragen wir aber, was dieses staunenswerthe Ergebniß der Weltentwickelung herbeiführte, so lautet die Antwort: drei Mächte sind es, welche Europa dabei behilflich waren und noch ferner sein werden, allen übrigen Kulturreichen aber fehlen: das Christenthum, die Wissenschaft und die Technik. Wir protestiren gegen die Zumuthung, unter „Christenthum“ irgend einen knöchernen Buchstabenglauben zu verstehen und sehen darin vielmehr eine hohe sittliche Macht, welche, verbunden mit Freiheit des Ge-

denkens, das einst vollbringen muß und wird, was bis heute noch keinem Volke gelungen ist, die Versittlichung der Staatskunst! Ob diese oder jene Bibelstellen so oder anders zu verstehen sind, dafür lohnt es sich nicht, auch nur einen Missionär auszusenden; aber die hohe, herrliche Sittenlehre des Menschensohnes von Nazareth ist dazu bestimmt, in ihrem erhabenen und tieferen geistigen Gehalte den Erdkreis zu erobern. Und dies kann sie nur im Gefolge und mit dem Beistande der wissenschaftlichen und technischen Fortschritte unseres Zeitalters. Was fromme Richtungen das Reich Gottes oder Christi nennen, das erblicken auch wir als das Ziel der kulturgeschichtlichen Entwickelung, aber nicht im Sinne vorgeschriebener Glaubensansichten, sondern im Geiste der von Jesus gelehrten Menschenliebe und Selbstverleugnung, von welcher, wie wir offen sagen, die nichtchristlichen Religionen und leider auch der überwiegende Theil der Christen bisher kaum eine traumhafte Ahnung hatten! Nicht jene wechselvollen Glaubensmeinungen sind aber für den unbefangenen Denker die Hauptsache im Christenthum, sondern die tiefe Menschlichkeit ist es, welche sein Stifter lehrte. Jenes sind Auffassungen, die sich nach Zeit, Ort und Umständen ändern, — diese ist eine ewige Wahrheit, weil tief im Wesen des Menschen begründet. Jene haben dem Christenthum nach außen nur Feinde, nach innen nur Parteiungen und sogar blutige Kriege erweckt; diese muß es jedem Menschen, selbst dem rohesten Heiden als eine ersehnte Erlösung von dumpfem Wahn erscheinen lassen. Nicht jene können daher, sondern nur diese kann vor dem Richterstuhle der Vernunft als das Ideal erkannt werden, nach welchem die Menschen seit altersgrauen Zeiten unbewußt und doch heiß gerungen haben. Möge es unseren Nachkommen leuchten, — wir Heutige werden es nicht zur Herrschaft kommen sehen!

II.

Die Rolle der Völker in der Kulturgeschichte.



1. Allgemeiner Theil.

Ist die Menschheit nur eine oder ist sie eine Zusammenfassung von Arten, die unter sich gewisse Analogien darbieten? Diese früher viel erörterte Frage ist so gut wie entschieden und zwar zu Gunsten ihres ersten Theiles. Um Mißverständnissen vorzubeugen, fügen wir gleich bei, daß diese Entscheidung nicht etwa zu Gunsten der biblischen Ueberlieferung gefallen ist; denn einmal berücksichtigt diese Ueberlieferung nicht die gesammte Menschheit, sondern nur die den alten Hebräern bekannten, d. h. die in der Umgebung Syriens, etwa vom obern Nil bis zum Schwarzen Meer und von den Jonischen Inseln bis zur persischen Wüste lebenden Völker, und zweitens handelte es sich in der Bibel nicht um die Frage, ob die Menschen von einer Art seien, sondern darum, ob sie von einem Paare abstammen. Von einem Urpaare weiß die heutige Wissenschaft nichts; auch liegt ihr nichts daran zu wissen, in welcher Anzahl die ersten Wesen, die man Menschen nennen konnte, vorhanden waren, sondern nur daran, ob sie in einer und derselben Gegend und auf dieselbe Art und Weise Menschen geworden sind. Was sie vorher waren, das

berührt uns hier nicht, auch das nicht, wo der glückliche Ort ihrer Menschwerdung lag; es ist ihre Einheit und es sind die Verschiedenheiten innerhalb dieser Einheit, was uns beschäftigt. Wahrlich, die Menschen aller Gegenden der Erde sind unter sich so überaus ähnliche Wesen, daß es ein weit größeres Wunder wäre, wenn verschiedene Gegenden ihren Ursprung gesehen hätten, als wenn sie von einem Orte aus sich über die ganze Erde verbreitet und in verschiedenen Gegenden gewisse Modificationen ihres Wesens angenommen haben. Diese Modificationen sind zugleich so mannigfaltig, daß, wenn sie nicht nachträglich durch das Klima des gewählten oder gezwungenen Aufenthaltortes entstanden wären, der Ursprungsorte des Menschengeschlechtes unzählige sein müßten, und zugleich so unwesentlich, daß sie im Vergleich mit den die gesammte Menschheit verbindenden Aehnlichkeiten auf eine Bedeutung nicht Anspruch machen können. Denn was wollen Abweichungen in der Haarform, in der Hautfarbe, im Schädelbau und in der Sprache sagen gegenüber der offenbaren Uebereinstimmung aller Menschen in ihrer Gestalt und in ihrem Körperbau, gegenüber den bei allen noch nicht zu höherer Kultur emporgestiegenen Völkern durchaus übereinstimmenden Gebräuchen bei verschiedenen Gelegenheiten, gegenüber den Familieneinrichtungen, Werkzeugen und Waffen, Kriegsgewohnheiten, abergläubigen und religiösen Begriffen und Handlungen, Sagen und Liedern ꝛc., welche in allen Erdtheilen die merkwürdigsten Anklänge darbieten? Für eine Verpflanzung dieser interessanten Harmonie von einem Lande zu anderen nach der Trennung der Menschheit in Völker spricht aber keine Wahrscheinlichkeit. In ältern Zeiten bestand außerordentlich wenig Verkehr zwischen entlegenen Gegenden, und die Aehnlichkeit zwischen den verschiedenen Menschengruppen in der Kultur hat gewiß keine andere Ursache, als die vollkommene

Gleichheit der physischen Eigenschaften des Menschen, ungeachtet aller vorkommenden Abweichungen. Was nun diese letzteren betrifft, so bieten sie vor allem keine Handhabe zur Ausscheidung der Menschen nach verschiedenen Arten; ja, es ist sogar zweifelhaft geworden, ob es Rassen, d. h. Abtheilungen der Menschheit mit durchgreifenden Verschiedenheiten giebt. Denn während gewisse Völker und Stämme in einem gewissen Punkte übereinstimmen, z. B. in der Sprache, weichen sie wieder in anderen Punkten, z. B. was Farbe und Haar betrifft, von einander ab; Stämme von annähernd übereinstimmender Farbe zeigen wieder verschiedenartigen Haarwuchs, und solche von irgend welcher sonstigen Aehnlichkeit wieder verschiedenen Schädelbau. Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, dies in vollem Umfange nachzuweisen; die Sache ist von Gelehrten wie Peschel, Gerland, Ratzel u. a. in gründlichen Werken erschöpft worden; wir beschränken uns hier auf einige besonders schlagende Beispiele.

Was zuerst die Schädelform betrifft, so unterscheidet der jüngste und gründlichste Erforscher dieses Gebietes, Welcker, fünf solche, nämlich: 1) hohe und schmale Schädel (Polynesier, Neger, Abessinier, Neu-Aegypter, Eskimos), 2) hohe und breite (Sunda-Insulaner), 3) mittlere (Hindus, Alt-Aegypter, Kabylen, Araber, Altgriechen, Altrömer), 4) flache und schmale (Hottentotten), 5) flache und breite (Germanen, Slawen, die meisten Mongolen, Patagonier, Karaiben). In dieser Eintheilung sind nicht nur offenbar verwandte Völker, wie z. B. Araber und Abessinier, Sundaner und Polynesier, sondern sogar verschiedene Perioden desselben Volkes getrennt, es sind solche Völker vereinigt, die außer der Schädelform nichts Aehnliches haben und es sind mehrere bedeutende Völkerstämme nicht aufgenommen, wie z. B. die Australier, Papuas, nordamerikanischen Indianer, Kelten, Perser rc. Ja die Schädelkundigen gestehen selbst, daß bei jedem einzelnen Volke ver-

schiedene Schädelformen vorkommen, und die Schädelform verändert sich nicht nur bei demselben Volke auch mit der Zeit, sondern sie ist allerlei Zufälligkeiten unterworfen und hat durchaus keinen Einfluß auf den Geist der Völker, so daß sie über Stammverwandtschaft oder Stammverschiedenheit derselben nichts entscheidet.

Was nun die Hautfarbe angeht, so haben die früher allgemein beliebten und noch jetzt vielfältig für echt gehaltenen Schablonen einer weißen, gelben, rothen, braunen und schwarzen Rasse seit Erwerbung genauerer Kenntniß der Völkerstämme argen Schaden gelitten. Jetzt weiß man, daß sich über die Hautfarbe gar keine allgemeine Regel aufstellen läßt. Es giebt unter den Abessiniern, welche doch Semiten sind, und unter den mit Ariern gemischten ostindischen Stämmen schwärzere Leute als unter manchen Negervölkern. In China und Japan wie in Polynesien finden sich unter den höheren Ständen, namentlich bei den Frauen, fast oder ganz weiße Gesichter, während die der Europäer oft sehr dunkel sind. Die Eingeborenen Amerikas sind nur selten roth, meist braun, aber in sehr verschiedenen Abstufungen. Ebenso verhält es sich mit der Augen- und Haarfarbe. Blonde Haare und blaue Augen finden sich wohl vorzugsweise im Norden Europas, aber auch bis nach Afrika und sind an keine bestimmten Völker gebunden. Die weit überwiegende Mehrzahl der Menschen aber hat schwarze Haare und Augen. Der Haarwuchs liefert keine befriedigendern Resultate. Man hat die Menschenstämme in Woll- und Schlichthaarige, erstere wieder in Büschel- und Fließhaarige und letztere in Straff- und Lockenhaarige eingetheilt, aber es ist nachgewiesen worden, daß bei keiner einzigen Gruppe verwandter Völker eine dieser Haarformen unbedingt vorherrscht, vielmehr bei jeder Gruppe verschiedenartige, und dagegen dieselben Haarformen bei sehr verschiedenartigen

und weit von einander entlegenen Völkern vorkommen, daß sich die Haarform wie auch die Hautfarbe, der Schädel und der ganze Typus bei andauerndem Aufenthaltswechsel, das Haar sogar bei Witterungswechsel, mit dem Alter und je nach dem Geschlecht verändert, und daß das Haar überdies nur ein unwesentlicher Gegenstand ist, der auf die physische und geistige Eigenart verschiedener Menschengruppen gar keinen Einfluß ausübt. Nicht zuverlässiger als die Schädelform, ja noch schwankender ist der gleich dem Schädel gemessene und von Pruner als Eintheilungsprincip verkündete Haardurchschnitt; sogar bei einem und demselben Menschen finden sich Haare von sehr verschiedenem Durchschnitte.

Nach der Sprache endlich lassen sich die Menschen wohl in Sprachfamilien und andere sprachliche Gruppen, aber keineswegs in stammverwandte Sippen eintheilen; denn es haben bekanntermaßen viele Völker mit der Zeit andere Sprachen angenommen. Und nicht nur das, — es ist auch Thatsache, daß sich die Menschen mit fortschreitender Kultur in der Sprache einander nähern, ohne deshalb mit einander näher verwandt zu sein, als es Völker von geringerer Kultur unter sich sind, deren Sprachen auf geringerm Raum überall stärker von einander abweichen als die der höher gebildeten Nationen. Amerikanische Indianerstämme, welche sich im ganzen Typus sehr nahe stehen, reden gründlichst verschiedene Sprachen, während z. B. Slawen und Hindus, deren Sprachen derselben Familie angehören, fremdartige Elemente aufgenommen haben, nämlich jene finnische, diese dravidische, welche einander so ferne stehen, als es die ursprüngliche Einheit der Menschheit nur immer gestattet.

Woher rühren nun aber die so eben aufgeführten Abweichungen im menschlichen Typus und woher rührt ihre wenig oder gar nicht zuverlässige und regelmäßige Vertheilung?

Vollkommen können wir dies nicht erklären, weil der Ursprung dieser Verhältnisse sich in eine Zeit verliert, welche außerhalb der Möglichkeit ihrer wissenschaftlichen Erforschung liegt. Erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit haben die Gelehrten begonnen, die Rassenfrage zu studiren; in früheren Jahrhunderten war sie kein Gegenstand des Interesses. Es ist aber kaum daran zu zweifeln, daß es die äußerst langen und andauernden, regellosen und wohl auch meist ziellosen Wanderungen der Menschen von ihrer Urheimat nach den Ländern, in denen die Geschichte sie traf, gewesen sind, welche die angeblichen Rassenunterschiede herbeiführten, die im Grunde gewiß nur Modificationen des allgemein menschlichen Typus durch locale Einwirkungen, durch Schicksale, Klima, Vermischungen und Abzweigungen sind. Eine genaue und vorurtheilslose Erforschung der äußeren Erscheinung des Menschen in den verschiedenen Erdgegenden muß daher nothwendig den Glauben an das Vorhandensein von Rassen, von streng geschiedenen Völkern, ja von Stammesreinheit überhaupt im tiefsten Grunde erschüttern. Es giebt wahrscheinlich nur in den von der Kultur wenig beleckten Gegenden Völker, welche wenigstens längere Zeit hindurch auf sich selbst angewiesen waren und verhältnißmäßig reingeblieben sind; alle Völker aber, welche die Geschichte mit ihren enormen Wechselfällen durcheinander warf, sind Mischvölker von keinem durchgreifenden Charakter, und am allermeisten gilt dies von sämmtlichen europäischen Völkern, und zwar in um so höherm Grade, je nachdem dieselbe in der Geschichte eine Rolle gespielt haben. Wir können heute als Kennzeichen der Zugehörigkeit zu einem Volke nur noch die Muttersprache, und sofern das Volk zugleich Staat ist, welche beide Begriffe sich aber nirgends vollkommen decken, das Heimatrecht gelten lassen, immerhin einzelne Individuen ausgenommen, die erst in neuester Zeit eingewandert

sind. Es giebt auch Völker, welche nach der Abstammung gar nicht fragen, sondern jeden, der ihre Sprache und ihr Bürgerrecht annimmt, ohne weiteres als Angehörigen begrüßen, so z. B. die Franzosen und die Magyaren, letztere allerdings mit dem speciellen Hintergedanken, ihren schwachen Stamm durch künstliche Ausdehnung über ganz Ungarn zu stärken, während dagegen die Deutschen, die Italiener u. a. nur die als Ihresgleichen anerkennen, welche nach ihrer (freilich oft trügerischen) Ansicht Stammverwandte von ihnen sind, wofür indessen doch zuletzt immer wieder die Muttersprache den Ausschlag giebt, so wenig sie auch für die Abstammung einen sichern Anhaltspunkt darbietet.

Spricht nun die Unmöglichkeit einer festen Eintheilung der Menschheit in scharf geschiedene Gruppen, möge man sie Arten oder Rassen nennen, in negativer Weise für den einheitlichen Charakter unseres Geschlechtes, so thut dies in positiver Weise das Vorhandensein derselben Grundzüge des Kulturlebens bei sämmtlichen Völkern der Erde. Sind die Kennzeichen, nach welchen man früher den verunglückten Versuch machte, die Menschen nach Rassen auszuscheiden (mit Ausnahme der Sprache), blos körperliche, so erblicken wir dagegen in den gemeinsamen Zügen des menschlichen Lebens und Treibens den Hauch des Geistes; es ist das weite Gebiet der Sitte und der Sage, das wir meinen, und es ist dasselbe im ungeheuern über die neue und alte Welt gespannten Bogen vom Cap Hoorn mit Durchschneidung der Beringsstraße, bis zum Cap der Guten Hoffnung und in der ganzen von demselben eingeschlossenen australischen Continent- und Inselwelt. Wir finden bei den entlegensten Völkern, welche stets zu verschiedenen Racen gezählt wurden, gewisse Ceremonien bei dem Eintritte der Knaben oder Jünglinge in das Mannesalter, das Ausschlagen von Zähnen und andere Verunstaltungen,

den barbarischen Gebrauch, in die Grundlegungen der Häuser Menschenleichen einzuschließen, was dem Bau Festigkeit verleihen soll, die Pflicht, die Witwe des Bruders zu heiraten, Spuren einstigen Weiberraubes, ja, auch diesen selbst noch, das Verbot des Umgangs zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, die sonderbare Sitte, daß sich nach einer Geburt der Vater statt der Mutter pflegen läßt, was dem Kinde von Nutzen sein soll, die Menschenfresserei, eine ähnliche Art des Behandelns der Gefangenen, der Kranken, der Todten, ähnliche Gesetze der Reinheit, der Enthaltsamkeit von Speisen, Getränken, Handlungen, und der Reinigung nach Vergehen gegen diese Gesetze, geheime Gesellschaften zu religiösen und politischen Zwecken und Vorrechte ihrer Mitglieder, welchen vielfach das Richteramt zukommt, den Glauben an Geister, welche alle möglichen Gegenstände, so wie Erde, Luft und Wasser erfüllen und denen Verehrung gezollt wird (Fetischdienst), die Erwartung eines Lebens nach dem Tode im Himmel, auf Gestirnen, in einer Unterwelt, auf gewissen Inseln, Bergen ꝛc., Mythen von der Schöpfung, von der Sintflut, vom Weltuntergang ꝛc., die Zeitrechnung nach dem Monde (nur höher kultivirte Völker rechnen nach der Sonne), das Anbringen von rohen Zeichnungen an unzugänglich scheinenden Felsen, den Gebrauch von Knotenschnüren, Stäben, Kerbhölzern zum Rechnen und zur Erinnerung an Thatsachen, abergläubische Ansichten über die Bedeutung gewisser Tage, begegnender Thiere und Menschen, der Gestirne, über den bösen Blick, die Rückkehr Todter (Vampyr), die Verwandlung in Thiere (Werwolf) ꝛc., übereinstimmende Einrichtungen in der Verfassung der Stämme, in Anerkennung eines Adels, in den Rechten der Häuptlinge ꝛc.

Sind nun aber die abweichenden Züge im Gebiete der Menschheit ebenso unzuverlässig, wie die übereinstimmenden auffallend sind, — wodurch geben sich denn jene Eigenthümlich-

keiten einzelner Völker und besonderer Zeiträume kund, in deren Aufeinanderfolge und Gegeneinanderstoßen die Geschichte besteht, ohne welche es gar keine Geschichte gäbe? Es ist, in Beantwortung dieser Frage, vor allem daran zu erinnern, daß es eine große Menge von Völkern giebt, welche nie eine Geschichte gehabt haben und noch jetzt keine solche „machen". Es sind dies die früher sogenannten „Wilden", die man jetzt meist als „Naturvölker" bezeichnet; denn obschon es längst keine Menschen mehr giebt, welche ausschließlich nach den Naturgesetzen leben (oder vielmehr nie gegeben hat, denn so lange sie dies gethan, waren sie eben noch keine Menschen gewesen), so kann man doch diejenigen so nennen, welche von der Natur mehr abhängig als ihr überlegen sind, weil sie Theile der Erdoberfläche bewohnen, welche auf weite Strecken hin gleichförmig sind und sich daher nicht dazu eigenen, behufs der Entwickelung eigenartiger Kulturen in abgegrenzte Gebiete geschieden zu werden. Diejenigen Völker aber, welche sich einer Geschichte rühmen können, bewohnen gewisse Länderräume von einem durch Lage, Klima und Producte bestimmten, ausgesprochenen Charakter, und dieser ist es, der ihrer Geschichte den Lauf vorzeichnet. Es giebt gewisse Gruppen von Ländern, die einander hinsichtlich ihrer natürlichen Verhältnisse ähnlich sind, und diese Gruppen haben denn auch entweder wesentliche Aehnlichkeit in ihrer geschichtlichen Entwickelung oder sie besitzen geradezu eine gemeinsame Geschichte. Wir unterscheiden demnach vor allem geschichtlose und geschichtliche Völker, welche Unterscheidung ursprünglich nur den Grund hat, daß die Vorfahren der erstern sich in Ländern niedergelassen haben, welche einer geschichtlichen Entwickelung ungünstig, die Ahnen der letztern aber in Ländern, die solcher Entwickelung günstig sind. Man könnte hiergegen einwerfen, daß es Länder giebt, welche früher von geschichtlosen Völkern

bewohnt waren, jetzt aber in die Geschichte eingetreten sind. Dies ist aber nur der Fall mit denjenigen Ländern, welche jetzt europäische Kolonien sind, also Bewohner erhalten haben, welche in dem für die Erzeugung geschichtlicher Entwickelung so außerordentlich günstigen Europa herangezogen und hierdurch befähigt sind, die Wirkungen des europäischen Bodens und Klimas auch auf andere Erdtheile anzuwenden. Wären unsere Vorfahren in das Innere Asiens oder Afrikas verschlagen worden, wir hätten sicher keine wesentlich anderen Eigenschaften und Leistungen aufzuweisen als die Mongolen oder Neger. Denn da das Vorhandensein fest abgegrenzter Rassen nicht nachzuweisen ist, so kann auch von einer angeborenen höhern Geisteskraft einzelner Menschengruppen als solcher nicht die Rede sein.

Wahrscheinlich setzten die verschiedenartigsten, durch Wanderungen nach allen Richtungen mit einander in Berührung gebrachten Elemente ohne Rücksicht auf Stammesverwandtschaft, schon in den ältesten Zeiten die Völker zusammen, welche durch den Aufenthalt in gewissen Ländern sich zu Kulturstaaten emporgeschwungen haben. Dieses letztere geschah nothwendig, wenn die betreffenden Länder der geschichtlichen Entwickelung günstig waren, welcher Fall im allgemeinen auf den Gruppen größerer Inseln, auf den größern Halbinseln und in den am Meere gelegenen Stufenländern der nördlichen gemäßigten Zone eintritt. Während sonach die Naturvölker in den weiten, keine Länderunterschiede darbietenden Kontinenten von Afrika und Australien, in den unermeßlichen Steppen von Nordasien, in den Urwäldern, Prärien und Pampas von Amerika, auf den Schwärmen kleiner Inseln Polynesiens in ihrer Gesittung einander auf überraschende Weise ähnlich blieben und beinahe nur die allgemeinen menschlichen Kennzeichnen behielten, haben sich dagegen in den Kulturländern die dahin verschlagenen

Bevölkerungen ihrer Umgebung angepaßt und stets eigenartig, oft aber ganz anders entwickelt, als ihre Sprachverwandtschaft mit anderen Völkern anzunehmen verleiten würde. Als Beispiel führen wir hier zwei Völker an, nämlich die beiden asiatischen Völker, welche dem arischen Sprachstamme angehören, dessen übrige Glieder sämmtlich in Europa zur Kultur herangewachsen sind. Wo und auf welche Weise sich der arische oder indoeuropäische Völker- und Sprachstamm gebildet hat, können wir hier nicht untersuchen; es ist dies vielfach mit mehr oder weniger Geschick und Glück versucht worden, aber bisher ohne ein befriedigendes, geschweige denn sicheres Ergebniß. Für uns sind auch die Arier oder Indogermanen gleich anderen Völkerstämmen eine Sammlung verschiedenartiger Elemente ohne durchgehende Stammverwandtschaft, eine Sammlung um das Banner einer gemeinsamen Sprache und gewisser religiöser und geselliger Begriffe. Wer und was die Arier ursprünglich waren, ist um so schwieriger zu erforschen, als es kein eine arische Sprache sprechendes Volk giebt, das nicht vielfach mit nichtarischen Elementen vermischt wäre; am wenigsten vermischt sind wohl die Germanen, doch ist es nicht mit Sicherheit nachzuweisen, während die Kelten und Romanen nachweisbar mit Iberern, Etruskern und Semiten, die Slawen mit Finnen &c. stark versetzt sind. Am weitesten sind aber den europäischen Ariern, welche eine gemeinsame, aus Germanismus, Klassicität und Christenthum harmonisch gebildete Kultur errungen haben, jene beiden asiatisch-arischen Völker entfremdet, die E r a n i e r oder Perser im weiteren Sinne und die I n d e r. In ethnologischer Beziehung sind die jetzigen und überhaupt die historischen Inder eine Mischung von vielleicht neun Zehnteln Dravidas (der ältern Bevölkerung Vorderindiens, die im Süden von Dekhan noch ziemlich unvermischt lebt) und einem Zehntel eingewanderter Arier, welche letzteren

einst die höhern Kasten bildeten, aber trotz aller Kastengesetze im unterworfenen Volke aufgingen und dabei die den übrigen Ariern meist eigenthümliche Kraft und Rührigkeit verloren und indolent wurden. So gehören sie ungeachtet ihrer arischen Sprache einem ganz andern Kulturkreise an als ihre ursprünglichen europäischen Verwandten; denn da sie weder vom Christenthum, noch von der klassischen Kultur, noch vom germanischen Wesen, Fühlen und Streben etwas wissen oder wissen wollen, haben sie sich in ganz andere sociale, politische, religiöse, wissenschaftliche und künstlerische Gedankenreiche hineingelebt, als die Europäer, und sowohl die Lage ihres Landes, als der von ihnen ausgegangene, dem arischen Wesen völlig entfremdete Buddhismus, der sich, von ihnen verleugnet, turanischen Völkern mitgetheilt hat, brachte sie, viel enger als mit ihren arischen Verwandten, im Laufe der Geschichte mit derjenigen Abtheilung der Menschheit in Verbindung, welche man gemeinhin als die turanische oder mongolische bezeichnet. Was aber von ihrem Verhältniß zu den europäischen Völkern gilt, das läßt sich bezüglich ihrer ursprünglichen Schwesternation, der Eranier sagen, zu denen außer den Persern die unbändigen Gebirgsvölker der Afghanen und Kurden und die zum Theil als Handelsleute zerstreuten Armenier gehören. Auch diese sind den Europäern entfremdet und auch bei ihnen ist wenig vom arischen Wesen übriggeblieben. Da, wie die Wissenschaft ergründet hat, die weiter westlich gelegenen Gebiete des Euphrat und Tigris eine Urbevölkerung turanischen Stammes hatten, welcher die Erfindung der Keilschrift und die chaldäische Magie zugeschrieben werden, so muß auch Persien eine solche gehabt haben, indem andernfalls jede Verbindung zwischen den chaldäischen Turaniern und ihrem Grundstock in Centralasien gefehlt hätte. Die Bevölkerung Persiens in der Blüthezeit muß daher eine aus Ariern und Turaniern gemischte gewesen sein.

Dazu kam eine Staatsverfassung sowohl als eine Kunstübung, welche ihre Vorbilder in Assyrien und Chaldäa, also auf semitisch-turanischem Boden hatten. Die persische Religion endlich, deren älteste Form ein Nebenzweig der indisch-arischen war, vertiefte sich schon früh in das System Zarathustras, welches beinahe nichts Arisches hat, sondern in seinem peinlichen Ceremonienwesen an die Gedankenschöpfungen der Chinesen, der dem arischen Wesen entfremdeten Inder, besonders aber der Semiten erinnert, mit welchen die Eranier manche Ideen ausgetauscht haben, namentlich bezüglich der Schöpfung und der Reiche des Himmels und der Hölle. Und da sie ohne vielen Widerstand den semitischen Koran annahmen, sind sie vollständig in den Gesichtskreis, die Gesittung und Bildung der mohammedanisch-orientalischen Welt eingetreten, welcher außer ihnen und den semitischen Arabern und Mauren auch die ursprünglich turanischen Türken umfaßt, in ethnologischer Beziehung also nichts weniger als einen einheitlichen Charakter trägt. Schon die sog. Semiten unter sich sind von zweifelhafter Verwandtschaft, nämlich die jetzt häufig als Semiten im weitern Sinne bezeichneten Völker. Die alten Hebräer bezeichneten willkürlich als Nachkommen Sems sich selbst und die bei ihnen nicht gerade schlecht angeschriebenen, als Nachkommen des verworfenen Ham (oder auch als Nachkommen „entarteter“ Semiten, wie Ismael und Esau, oder blutschänderischer Verbindungen) die ihnen verhaßten und als Nachkommen Japhets die ihnen gleichgiltigen Völker, während doch z. B. die unter die Hamiten geworfenen Kanaanäer mit den Hebräern einerlei Sprache und Schrift, ähnliche Verfassung und ursprünglich eine verwandte Religion hatten. Thatsache ist, daß die Sprachen der Araber, Hebräer, Assyrer, Chaldäer, Phöniker und Aethiopier unter sich verwandt sind; aber alle diese Völker haben sehr verschiedenartige Bestand-

theile in sich aufgenommen. In loserm Maße ist indessen auch die altägyptische (und mit ihr die koptische Sprache) mit den semitischen verwandt und mit ersterer sind es wieder die maurischen (berberischen) Sprachen, obschon das Verhältniß dieser Völker zu den „Semiten“ hinsichtlich der Abstammung ganz unklar ist. Doch hat, wie angedeutet, mit der Zeit eine gemeinsame Weltanschauung sie alle verbunden. Es ist ferner nichts weniger als erwiesen, daß die gewöhnlich als turanische oder mongolische Rasse zusammengefaßten Völker unter sich näher verwandt wären als mit anderen Völkern. Es giebt einen sog. ural-altaischen Sprachstamm, dem die finnischen und türkischen Völker, sowie die Tungusen, Samojeden und eigentlichen Mongolen angehören; aber die Chinesen, die Tibetaner und die noch größtentheils wenig erforschten hinterindischen Völker sprechen mannigfaltige einsilbige Sprachen und die Japaner und Koreaner solche, die mit keiner anderen Sprache verwandt sind. Dagegen haben alle diese Völker, mit Ausnahme der nach Europa gewanderten Finnen und der vorderasiatischen Türken, das Gemeinsame, daß ihre Bildungselemente theils aus China, theils aus Indien stammen. Endlich sind auch die Völker unseres europäischen Kulturkreises wie bereits angedeutet, von keiner einheitlichen Rasse. Die Bevölkerung Europas vor der Einwanderung der sogenannten Arier ist so wenig ihrem Wesen und ihrer Herkunft nach bekannt, als es der Umstand ist, ob überhaupt Arier als solche in Europa eingewandert sind, oder ob dieser Sprachstamm sich erst in Europa gebildet hat, wofür sehr gewichtige Gründe, freilich keine Beweise, aufgeführt worden sind. Das kann indessen nicht zweifelhaft sein, daß einst die Iberer im Westen und die Finnen im Osten viel weiter verbreitet waren als ihre Nachkommen es jetzt sind, und vielleicht haben sie deren noch in Mitteleuropa zurückgelassen. Die Iberer leben sicher

noch in den Basken und wahrscheinlich im Kern der Spanier und Portugiesen, die Finnen in einem großen Theile der Russen fort, während ihre Verwandten, die Magyaren, stark mit Slawen, Germanen, Rumänen und Juden vermengt sind. Das Blut der Israeliten ist aber wohl in allen europäischen Ländern stark vertreten, man sagt selbst im spanischen Adel, und hinwieder stammen viele Juden in Wahrheit von Slawen und sogenannten Tataren (Chazaren) ab, die im Mittelalter zum Judenthum übergetreten sind, ehe das Christenthum in ihre Länder drang. Das Judenthum hat im siebenten und achten Jahrhundert in Europa ernstlich versucht, die Stammesgrenzen zu überschreiten und eine Weltreligion zu werden, wurde aber vom Christenthum bald daran verhindert.

So können wir denn kaum mehr von Menschenrassen sprechen, haben aber, abgesehen von „Naturvölkern", in Asien, Nordafrika, Europa und dessen Kolonien drei Gruppen von Völkern vor uns, welche einen Wetteifer an den Tag gelegt haben, das nach ihrer Auffassung Höchste, was dem Menschen erreichbar ist, zu leisten. Da die Naturvölker nichts geschaffen haben, was in seinen Wirkungen über ihre Grenzen hinausreicht und die zwei einzigen Kulturstaaten, die sich aus ihrer Stufe nicht ganz emporgearbeitet haben, diejenigen von Peru und Mexico, in ihrer natürlichen Entwickelung von den europäischen Eroberern gewaltsam unterbrochen, ihre Schöpfungen aber von Grund aus zerstört worden sind, so kann sich unsere Prüfung der Leistungen verschiedener Abtheilungen des Menschengeschlechtes nur auf die drei angedeuteten Gruppen beziehen, nämlich erstens auf die brahmanisch-buddhistische oder turanisch-indische in Ostasien, zweitens auf die mohammedanische oder semitisch-persische in Westasien und Nordafrika, und drittens auf die christliche oder vorherrschend arische in Europa und dessen Kolonien. Diese Gruppen sind weder Rassen, noch

Völker-, noch durchgehende oder ausschließliche Sprachstämme; aber in ihrer Bewegung, in ihrem gegenseitigen Verhalten, in ihrem geschichtlichen Auftreten und in ihren Leistungen besteht die Kulturgeschichte der Menschheit.

---

2. Besonderer Theil.

Die Gesetze der Kulturgeschichte zeigen uns, daß die Völker, je höher sie in der Kultur steigen, sich desto enger aneinander schließen, desto deutlichere Gruppen mit verwandten Zügen ihrer Gesittung und Bildung in das Dasein rufen. Unter den Naturvölkern ist von irgend welcher Verbindung verschiedener Völker mit einander keine Rede, und selbst die Kulturstaaten von Peru und Mejico wußten gegenseitig nicht einmal etwas von ihrer Existenz. Jene Erscheinung des Aneinanderschließens beschränkt sich auf Asien und Europa, — auf Nordafrika nur, soweit von Asien aus über sein Schicksal verfügt wurde, und auf andere Erdtheile, soweit sie europäische Kolonien geworden sind. In diesen Gegenden aber schreitet die Neigung zur Gruppirung der Völker vollkommen regelmäßig von Osten nach Westen stufenweise fort. Die brahmanisch-buddhistische Gruppe ist nur in passiver Weise durch die Religion und mit derselben in Verbindung stehende Kulturmomente gebildet worden, — die mohammedanische aber bereits durch Errichtung von Großstaaten und Weltreichen, die einander seit ältesten Zeiten folgten (das assyrische, persische, makedonische, neupersische, arabische und türkische) und seit den Zeiten des Islam außer der Religion auch durch die ganze Physiognomie der Kultur von den materiellen Lebensverhält-

nissen bis hinauf zur Litteratur, doch immerhin noch, ohne daß das Bewußtsein dieser Kulturgemeinschaft in die Bevölkerungen eingedrungen wäre, Wurzel gefaßt und fortschreitend veredelte Früchte getragen hätte. Die christliche Gruppe dagegen ist noch weiter gegangen, ja so weit, als es auf Erden möglich ist. Sie hat unter ihren Angehörigen nicht das einseitig religiöse, auch nicht ein auf Gewaltherrschaft beruhendes politisches, sondern ein allgemein humanes, ein kosmopolitisches Bewußtsein gepflanzt und Bande des Verkehrs geknüpft, von welchen weder die Brahmanen und Buddhisten, noch die Mohammedaner und ihre Vorgänger eine Ahnung hatten. Und weil dieselben keine solche hatten, so haben die christlich-arischen Europäer bereits die Gebiete der beiden anderen Gruppen in Angriff genommen und sind auf der Balkanhalbinsel und im Nillande bereits tief in das mohammedanische, in Indien in das brahmanische und in Japan in das buddhistische Gehege eingedrungen, und zwar alles mit Waffen des Friedens; denn die Eroberung Indiens durch die Engländer an sich hat die Inder nichts weniger als gewonnen, wohl aber haben dies vielfach die Verbesserungen in der indischen Verwaltung gethan und die Opiumkriege in China haben wohl das Meiste dazu beigetragen, daß bisher das Reich der Mitte im Anschlusse an die Weltkultur hinter dem östlichen Inselreiche noch zurückblieb.

Und wie, wann, warum haben sich diese Gruppen gebildet? Es sind Hauptströme der allgemeinen Bewegung des Menschengeschlechtes, in welche mancherlei Nebenflüsse einmünden. Wie die Flüsse das thun, sobald sie ihre Kräfte völlig erschöpft haben und nicht weiter strömen können, so münden die besonderen Volkskulturen, sobald sie geleistet haben, was ihnen zu leisten möglich war, in eine allgemeinere, umfassendere Kulturform ein. Wahrscheinlich wäre dies den Kulturen der

Inkas und der Azteken in der Neuen Welt, zwischen denen die Chibchas um Bogota eine Mittelstellung einnahmen, mit der Zeit ebenso ergangen; sie wären wohl einmal in eine weiterreichende einheimisch amerikanische Kultur eingemündet, wenn nicht die Spanier mit golddurstigen und fanatischen Händen dies verhindert hätten. So wäre, wenn nicht das Christenthum, verbunden mit Resten antiker Kultur, den Norden Europas erobert hätte, dort wahrscheinlich vor der Hand eine nordeuropäische Kulturgemeinschaft entstanden, der die Ströme der Kelten, Germanen, Slawen und Finnen ihre Fluten zugewälzt hätten. Einst aber werden zuverlässig die Ströme aller Kulturgruppen, die sich auf der Erde gebildet haben, dem Hauptstrome, und das ist der europäische, arisch-christliche, ihren Tribut entrichten, oder vielmehr: die brahmanisch-buddhistische und die mohammedanische Kultur werden versumpfen und die europäische Kultur wird ihre Gebiete überschwemmen und neu beleben. Die früher sogenannte kaukasische, später nicht viel glücklicher als mittelländisch bezeichnete Race, welche in Wirklichkeit nichts Anderes ist, als der durch den überaus glücklichen, weil gemäßigte Temperatur und reich gegliederte Küsten besitzenden Boden Europas zu klassischer Schönheit und weltumfassendem Geistesblicke erzogene Theil der Menschheit, wird die bereits errungene Suprematie über die anderen Theile der Menschheit noch mehr befestigen und schließlich die Mitmenschen, deren Erziehung die der Kulturentwickelung weniger günstigen Erdtheile besorgt haben, entweder aufreiben oder assimiliren oder, wenn sie störrisch auf ihre Eigenart beharren, von den Wohlthaten des Fortschritts der Kultur ausschließen, so daß sie in thierischer Rohheit als Ausgestoßene ein trauriges Dasein führen, solange ihre Kräfte überhaupt herhalten. Thatsächlich hat dieses Schicksal bereits begonnen. Die Indianer der Antillen und die Tasmanier sind bereits aufgerieben, die

Indianer Nordamerikas und die Polynesier, die Eskimos und die Hottentotten sind in der Aufreibung begriffen, die Indianer Mittel= und Südamerikas, die Malayen und die sibirischen Völker sind größtentheils der Assimilirung mit Abkömmlingen Europas nahe und die Japaner assimiliren sich den letzteren freiwillig. Türken, Perser, Hindus und Chinesen haben dasselbe schon vielfach begonnen, und was übrig ist, namentlich Mongolen und Neger, verroht in argem Maße, wenn nicht unerwartete Ereignisse eintreten.

Es scheint, daß jedes Land und jeder Erdtheil ein gewisses Maß von Kraft in sich hat, um seiner Bevölkerung die Erhebung auf eine gewisse Stufe zu gestatten, über welche sie nicht hinaus schreiten kann. Neger in Mittelafrika können es sicher niemals zu einem Staate, in welchem humane Principien herrschen, niemals zu Kunst, Litteratur und Wissenschaft bringen. Wird aber eine solche Bevölkerung in nicht unbeträchtlicher Anzahl auf einen ihr neuen Boden versetzt, so kann sie von einer durch günstigere Verhältnisse erzogenen Menschengruppe wieder bis zu einem gewissen Grade geleitet werden; aber es ist das eine schwierige Arbeit. Die Neger in Amerika z. B. haben es nur zur Nachahmung der Weißen gebracht, und die Republiken Haiti und Liberia (obschon letztere in die alte Heimat der Neger verlegt ist) bieten abschreckende Beispiele eigener staatlicher Versuche der Schwarzen dar.

Die erziehende Kraft von Ostasien muß eine sehr beschränkte sein. Chinesen und Japaner sind seit Jahrhunderten auf einer allerdings ganz achtungswerthen Stufe stehen geblieben und haben von sich aus weiter nichts geschaffen, obschon sie niemand in ihrer Entwickelung störte, und die Eroberer Chinas, Mongolen und Mandschus, vielmehr der chinesischen Kultur huldigten; was die Japaner jetzt leisten, geschieht bis auf das Kleinste mit europäischer Hilfe, und so wird es

auch in China sein, wenn dort einmal die geistige Mauer ebenso zusammenbricht, wie die steinerne nutzlos geworden ist.

Der Boden Nordamerikas hat offenbar eine ganz bedeutende kulturbefördernde Gabe. Die dortigen Indianer waren vor der Ankunft der Europäer bis zur Bildung geordneter Staaten ohne despotische Greuel (wie sie Afrika noch immer darbietet) sogar zu Staatenconföderationen (der Bund der Irokesen mit fünf, später sechs Nationen) mit einer freien Verfassung, zu einer verhältnißmäßig reinen Religion mit dem „Großen Geist" an der Spitze, zu einer Bilderschrift, welche an Vollendung der mexicanischen nahe kam, gelangt, — und darum ist es auch den Europäern gelungen, dort eine Kolonie zu gründen, die seit ihrer Losreißung, ungeachtet aller Auswüchse jugendlicher Unbändigkeit, das Zeug in sich hat, ein allfällig einstiges Absterben des europäischen Bodens zu überdauern.

Betrachten wir nun von den mehrfach erwähnten drei Gruppen der zu höherer Kultur aufgestiegenen Menschheit die östlichste näher, so fällt uns zuerst auf, daß ihr Gebiet zwei Brennpunkte besitzt, wie sie unähnlicher nicht gedacht werden könnten, — China und Indien. Der Grund dieser Unähnlichkeit ist einfach. Von dem wahrscheinlichen Ursitze der Menschheit am Hindukusch haben die Urbestandtheile der chinesischen Bevölkerung ihren Weg durch das öde, melancholische, kalte Tibet, diejenigen der indischen den ihrigen durch das wundervolle, reizende, der Sonne sich öffnende Kaschmir genommen. Die Sonnenseite der Gebirge, meist schroffer abfallend, ist in der Regel ein Land des Zaubers und der wonnigen Märchen, eine Stätte der Sehnsucht für jene, welche auf der in hohen Thälern auslaufenden Schattenseite wohnen und in ihren Nebeln frieren. Das Leben der Südländer (wir beschränken uns hier auf die nördliche Halb-

kugel, — die südliche hat ohnehin kein von Ost nach West streichendes Gebirge) verweht in Genuß, Kunst und Dichtung, das der Nordländer vergeht in Grübeleien und Förmlichkeiten, — in Europa sind diese Verhältnisse allerdings veredelt, weil das Land im Norden der Alpen kein so wildes, kahles, ödes und kaltes ist, wie das im Norden des Himalaya. Das höchste Gebirge des Erdballs trennt die Nachbargegenden viel schroffer als irgend ein anderes und dieselben sind ohne geschichtliche Anknüpfungspunkte, wie sie das zugänglichere Centralgebirge Europas seit den ältesten Zeiten ohne Unterbrechung darbot und noch darbietet. Das tibetische Hochland hat eine solche unwirtliche, unfruchtbare Natur, daß es keine thätige Rolle in der Kulturgeschichte spielen konnte, es ist dort keine Geistesthat erwachsen als die Ausbildung einer starren, von Aberglauben und Knechtssinn strotzenden Hierarchie im Schoße des aus Indien eingeführten Buddhismus, der das einzige lebendige Band zwischen beiden Gebirgsvorländern bildet. Wohl keine Einrichtung der Menschengeschichte hat die Verschwisterung der Dummheit und der Kriecherei so drastisch zur Erscheinung gebracht, wie die Höfe des Dalai-Lama und seines Kollegen, des weniger bekannten, tiefer im Gebirge residirenden Pantschen-Rinpotsche. Und doch ist diese faule Lama-Wirtschaft der Knoten, welcher die ostasiatische Welt verbindet: sie stammt aus dem gottseligen aber verknöcherten und passiven Pantheismus des herrlichen Ganga-Thales, und es prägt sich in ihr hin wieder der Charakter aus, welcher auch derjenige der patriarchalischen Despotie ist, unter deren Joch (von der neuesten Zeit natürlich abgesehen) China, Japan und die hinterindischen Völker schmachteten und zum Theil noch schmachten, ohne sich dessen bewußt zu werden.

Es ist übrigens ein eigenes Ding mit der Despotie. Je

nachdem der Mensch durch seine Umgebung erzogen ist, fühlt er den empörendsten Druck nicht nur nicht von ferne so wie der höher Civilisirte auch die leiseste Willkür empfindet, sondern er hält ihn für das ordnungsmäßige Dasein und gäbe ihn nicht einmal preis, wenn er könnte. Die Menschenschlächtereien, durch welche der König von Dahome von Zeit zu Zeit das Andenken seines Vorgängers feiert und ihm eine Schaar ergebener Diener in das Jenseits nachsendet, sind eine dem ganzen Volke geheiligte Einrichtung, und ihre Abschaffung würde zuverlässig eine blutige Revolution herbeiführen. Die brennendheißen Sumpfniederungen, in welchen Dahome liegt, gestatten wohl keine andere Volkserziehung. Wie ganz anders gestaltet sich die Sache in Ostasien! Die glücklichen Stufenländer des Hoangho und Yangtsekjang gestatten selbst der aus Tibet eingewanderten Bevölkerung keine stumpfe apathische Menschenvergötterung, wenn sie auch zu sehr vom belebenden Seeverkehr abgeschlossen und vom Getriebe mannigfachen Völkerzusammenflusses abgeschieden sind, um sich einen erleuchteten Blick nach anderen Weltgegenden verständnißvoll anzueignen. Der Chinese hat es verstanden, den Druck durch das Familienbewußtsein, das er in seiner ungeheuern Volksmasse lebendig erhielt, zu mildern und ihm durch das peinliche Ceremonialgesetz einen heilsamen Gegendruck zu schaffen. Dieses eiserne Gesetz ist mächtiger als der Kaiser. Dem Kaiser darf man den Gehorsam versagen, wenn er das Gesetz verletzt, dem Gesetze nie! Diesem politischen System der Chinesen entspricht auch ihre alte Religion, welche sich dadurch vor andern Glaubensformen auszeichnet, daß sie weder einen grausamen noch einen unduldsamen, noch einen unzüchtigen Zug hat; dem patriarchalischen System im Leben entspricht der Himmels- und Ahnenkult im Glauben, der Ehrfurcht vor dem das Gesetz achtenden Herrscher die Achtung des Menschenlebens, die Ab-

wesenheit aller blutigen Opfer und die Abneigung gegen den Krieg. Die Lehre des Kongfutse ist nichts als eine Systematisirung jener uralten Glaubensform, und ihre nüchterne Poesielosigkeit wird durch ihr Fernstehen von jedem Fanatismus aufgewogen. Die Einführung des Buddhismus in China war eine fremdartige, unnatürliche Neuerung, welche der alten Einfachheit und dem gesunden Verstande der Nation nur Schaden brachte, und die indische Lehre ist auch in dem Lande der uralten Staatsprüfungen nie mehr als Secte geworden; die Spitze der Gesellschaft blieb dem nüchternen Kongfutse treu. Seinem Geist folgen auch Dichtung und Wissenschaft; aber sie, wie alle Erfindungen und Kulturfortschritte der Chinesen, haben nur auf diese selbst und auf die Kulturkolonien derselben in Ostasien, Korea, Japan und Annam Einfluß geübt; für weitere Kreise blieben sie, ausgenommen als Gegenstand der Forschung, ungenießbar. Aber wie verschieden haben sich die Schülernationen des „Reichs der Mitte" entwickelt! Korea blieb das Extrem der Abgeschlossenheit, Japan, das asiatische Großbritannien, wurde in letzter Zeit in raschem Laufe das kosmopolitischste Land der Welt, und hat in dieser kurzen Periode von nur etwa zwanzig Jahren eine Umwälzung durchgemacht, zu welcher andere Länder sonst Jahrhunderte bedurften. Das hat es natürlich seiner insularen, dem Meere geöffneten Lage zu verdanken. Von sich selbst aus konnte es dieselbe nicht ausbeuten, weil ihm seine Abstammung aus Tibet an den Sohlen haftete; aber es wurde durch sie doch so weit erzogen, daß es den Europäern gelang, die Japaner so weit zu bringen, als sie die Chinesen noch lange nicht bringen werden. Damit haben die Japaner die Lehrer gewechselt; die europäische Kultur wird bei ihnen die chinesische verdrängen; selbst anregend und lehrend zu wirken ist ihnen nicht gegönnt. Annam, die dritte Kolonie Chinas, bietet mit den

zwei übrigen hinterindischen Reichen, Siam und Birma, sehr belehrende Vergleichungen dar. Birma ist ein Ableger der indischen Kultur, Siam hat gemischte, indische und chinesische Einwirkungen aufgenommen. Obschon die drei Völker wahrscheinlich gemeinsam der ersten Auswanderung aus Tibet, woher die hinterindischen Ströme kommen, entstammen, haben sie im Reiche der Kultur nichts gemein als den Buddhismus, der aber in Annam aus China, in Siam und Birma aus Indien einwanderte; daher schreibt Annam mit chinesischen Zeichen, Siam und Birma in indischem Pali. Aber ganz anders ist in dieser Uebergangshalbinsel das Verhalten zur europäischen Kultur vertheilt, und zwar entsprechend dem Vorgehen der letztern. Die Engländer haben Birma und die Franzosen Annam bedrängt und ihnen ihre Lebensadern, den Irawaddi und Mekhong unterbunden; die Folge ist, daß sie sich feindlich gegen den Europäismus abschlossen und in wahnwitzigem Despotismus erstarrten, bis sie den weißen Eroberern unterthan wurden, während Siam, das von den letzteren unbehelligt blieb, sich ihnen mit einem Feuer in die Arme wirft, das geradezu mit Japan wetteifert, und sich in humanem Geiste entwickelt.

Und nun der andere Brennpunkt der ostasiatischen Menschheitsgruppe, Indien! Das Land der Wunder ist dem östlichen Reiche des nackten Realismus in idealem Streben weit überlegen, so sehr es ihm in Ruhe und kluger Berechnung nachsteht. Indien hat dem übrigen Ostasien den Buddhismus und damit die wundersam melodischen Sprachgebäude des Sanskrit und Pali geschenkt; angenommen hat es von den östlichen Ländern nichts, hatte auch keine Veranlassung dazu, — aber noch mehr, — es hat auch das, was es ihnen schenkte, die Buddhalehre, ihnen nachgeworfen und selbst verschmäht, ähnlich wie es die Juden mit dem Christenthum machten,

das sie ablehnten und den Ariern überließen! Die indische Kultur ist ein herrlicher Zweig des arischen Baumes, wenn auch nicht ohne wurmige Früchte, die aber den Grund dieses Zustandes wohl der dumpfen Urbevölkerung, den Dravidas, zu verdanken haben. Diese Früchte sind: das Kastenwesen, die Askese und der blutig-wollüstige Dienst gewisser Gottheiten; sie alle sind dem arischen Wesen fremd; denn das Kastenwesen hat seinen Grund eben im Verhältniß der Sieger zu einer besiegten Race und die anderen beiden Auswüchse sind allen arischen Völkern bis zur Berührung mit fremden Stämmen unbekannt geblieben. Zwischen diesen Schattenseiten und den Lichtseiten des indischen Wesens steht mitten inne, als eine seltsame aber anziehende Mischung von Erhabenheit und Schlaffheit das philosophische Religionswesen der Indier, welches seit der Eroberung des Gangesgebietes, also seit dem Anfange der Vermischung der Arier mit Dravidas, an die Stelle der poetischen von den Gottheiten der Natur begeisterten rein arischen Veda-Religion getreten war. Dieses philosophische Religionswesen äußerte sich in zwei auseinanderstrebenden Formen, die aber in ihrer pessimistischen Thatlosigkeit gleichweit vom arischen Grundcharakter entfernt sind und auch sonst viel Aehnliches darbieten, indem der Buddhismus doch nur eine mit den Kasten aufräumende und eine strenge Humanität durchführende Reformation des auf dem Kastenwesen beruhenden Brahmanismus sein wollte und sein konnte. Die Quelle der für uns bis ins Lächerliche versinkenden Askese beider Schulen, welche alle Thatkraft der Nation lähmte und diese zur Beute aller Eroberer machte, können wir nur in dem entnervenden Klima Indiens erblicken, während der scheußliche Linga-Dienst des blutigen Siva eine Concession an die fetischverehrenden Dravidas ist. Die blendende Lichtseite der indischen Kultur kann dagegen ihre Verwandtschaft mit den arischen

Stammesbrüdern, soweit sie trotz aller Vermengungen eine solche bewahren konnten, nicht verleugnen; es ist die herrliche Dichtkunst Hindostans, wie sie in einer langen Zeitdauer von dem grauen Alter der naturfrohen Veda-Lieder bis zu den funkelnden Edelsteinen der Leier Kalidasas ein jedes Herz erfreuen muß. Ohne Sakuntala würde die Menschheit eines ihrer reichsten Juwele entbehren; ohne die Vedas, was wüßten wir vom arischen Sprachstamme und dem ihn vom Ganges bis Island durchziehenden Natur-Enthusiasmus?

Wenden wir nun unsere Blicke der zweiten Gruppe der „Menschheit im engern Sinne“ zu, so treffen wir auf alte Bekannte, indem Europa mit dem vorderasiatisch-nordafrikanischen Orient seit Jahrtausenden bald Kulturschätze, bald Hiebe wechselte, Ostasien aber erst in späteren Zeiten, nicht viel früher als Amerika „entdeckte“. Ja noch mehr, wir finden hier die Lehrer Europas, das die ersten Wurzeln seiner Weisheit vom Nil, die Anregungen zum Aufschwung seiner Kunst vom Tigris und Euphrat und seine spätere gemeinsame Religion vom Jordan bezogen hat. Von diesen drei Gegenden sind indessen nur die zwei erstgenannten als Mutterländer der orientalischen Kultur zu betrachten; die dritte hat von ihnen beiden entlehnt und kein durchaus selbständiges Erzeugniß, wenn auch mancherlei Veredelungen ihrer Entlehnungen aufzuweisen. Aegypten und Chaldäa sind die beiden Mütter des Orients und damit auch die Urmütter der europäischen Kultur, so hoch auch diese über jene hinausgeschritten ist; denn es liegt kein Nachweis dafür vor, daß die eine von der andern ihre Grundlagen entlehnt hätte; vielmehr liegen diese beiden — Hieroglyphen und Keilschrift — soweit wie möglich auseinander. Was wir weiter oben über die Unzuverlässigkeit der Ueberlieferungen und Anzeichen, betreffend die Herkunft und Abstammung der Völker, sagten, wird durch nichts so glänzend

bestätigt wie durch das Ungewisse und Dunkle des ethnographischen Charakters der Gründer des Nil- und derjenigen des Euphratreiches. Die Zeit ist vorbei, in der man noch mit Namen wie „Hamiten“ und „Kuschiten“ spielen konnte, welche gar nichts heißen und keinem thatsächlichen Umstand entsprechen. Die Anklänge an turanische Sprachen in den Mundarten der Akkader, der ältesten Kulturträger Chaldäas, geben keinen Aufschluß über ihre Herkunft, während die spätern Herrscher Assurs, diese stämmigen bärtigen Gestalten mit dem „semitischen“ Profil den denkbar schroffsten Gegensatz zu den schlanken, feinen, bartlosen Söhnen Mizraims bilden. Letztern verdanken wir offenbar weit mehr als erstern und haben sie auch stets besser im Gedächtniß behalten. Pyramiden, Obelisken, Kolosse, Felsengräber, Tempel, Labyrinthe, Sphinxen, Thierkopfgötter, Hieroglyphen, — alles das ist uns seit Kindesbeinen geläufig; erst seit kurzer Zeit (verhältnißmäßig) gräbt man aus den Trümmern von Ninive und Babel die Archive in Keilschrift auf Thontafeln und die seltsamen Stiere und Löwen mit Adlerflügeln und ernstem bärtigen Männerhaupt hervor, und das Gedicht von Istars Höllenfahrt wird uns stets zu gutem Theile dunkel bleiben. Die ägyptischen Mysterien beschäftigten schon die alten Griechen viel; jetzt wissen wir so ziemlich, was sie verbargen: die Lehre von einem einzigen Gotte, welcher dem Volke vorenthalten wurde, weil es ihn nicht zu fassen vermochte. Ob davon etwas nach Palästina durchsickerte, ist ungewiß. Auch wissen wir jetzt, woher die Berichte der Hebräer von Schöpfung und „Sintflut“ stammen: aus Keilschrifttafeln vom Euphrat und Tigris; von hier und vom Nil her trafen Kulturzüge am Jordan zusammen und wurden allerdings durch die poetische Veranlagung der Hebräer verfeinert und veredelt; Hiob, das hohe Lied, ein Theil der Psalmen und Jesaias bleiben stets unsterbliche Perlen der

Dichtkunst, wenn auch religiöse Keilschrifturkunden sich deutlichst als Vorbilder derselben ausweisen, so daß dieselben Gedanken ohne Schwierigkeit vom Polytheismus in den Monotheismus übergingen, wie es denn auch keine scharfe Grenze zwischen diesen beiden Grundformen der Religion giebt, so erhaben in seiner höhern Ausbildung, die wir den hebräischen Propheten verdanken, der Glaube an einen Gott des gesammten Weltalls ist. Dies zeigt namentlich das Beispiel des Zoroastrismus, dessen wir bereits oben gedachten und dessen Bekenner, die Eranier, als Schüler der Assyrer in Politik und Kunst den Kreis von Völkern, den wir eben betrachten, ausrunden halfen. Den Schlußstein desselben bilden jene, welche in Handel, Schiffahrt und Kolonisation die Lehrer der gesammten Menschheit wurden und deren Werk selbst mit Dampf und Schraube noch fortlebt, die Phöniker. Merkwürdigerweise sind in keinem Kulturkreise so viele Völker spurlos zu Grunde gegangen, wie in diesem: Assyrer und Chaldäer, Phöniker und Israeliten (die sogenannten zehn Stämme) sind, niemand weiß wohin, verschwunden, die Juden, der kleinere Hauptstamm der Hebräer, sind über alle Welt zerstreut, die Nachkommen der Aegypter, die Fellahs und Kopten, sind verkommen und ohne Bewußtsein ihres geschichtlichen Adels, und in den Ländern all dieser Nationen herrscht jetzt ein Volk, das im Alterthum keine besondere Rolle spielte, wohl aber in der Zeit unseres frühen Mittelalters aus Juden- und Christenthum und seinem eigenen alten Kultus eine Religion schuf, in deren Kreis die Kulturen von Vorderasien und Nordafrika sämmtlich eingemündet haben, — es sind die Araber mit ihrem Islam, der sogar nach Indien, in das ostasiatische, wie nach Iberien und Thrakien, in das europäische Gebiet hinüber gegriffen hat. Unbeirrt von der Geistlosigkeit ihres Glaubens, vom Mangel desselben an aller Originalität

und Bildungsfähigkeit, haben sie, außer dem semitischen Dichtertalent, durch welches sie auch dasjenige der zum Islam „bekehrten" Perser zur hohen Blüthe weckten, namentlich mittels ihrer Würdigung der spätgriechischen Naturspeculation Schätze bewahrt, welche die Christen einige Zeit hindurch nicht zu würdigen wußten. Jetzt freilich ist der Islam seinem Schicksal erlegen; während er im Süden sich trefflich dazu eignet, Neger und Malaien auf eine höhere Kulturstufe zu erheben, haben im Norden, wo er sich überall ebenbürtigen Religionen, dem Christen- und Judenthum, Parsismus, Brahmanismus und Buddhismus gegenüber sah, die aus Hochasien eingedrungenen Türken durch ihr brutales Kriegs- und Herrschafts- oder vielmehr Raub- und Mordsystem die Verkommenheit seiner Bekenner besiegelt und selbst die einst hochgebildeten Araber wieder zu rohen Beduinen herabgedrückt. Mit ihrem dem Untergange geweihten Reiche wird auch der Islam selbst zu Grabe steigen und sein Gebiet wird, wie theilweise in Ostasien bereits geschehen, der europäischen Herrschaft verfallen.

Zur Heimat der letztern kommen wir nun, indem wir unsern Blick schließlich nach Westen werfen. Europa zerfällt durch Pyrenäen, Alpen und Balkan in zwei sehr ungleiche Hälften, eine kältere nördliche, welche erst später, und eine wärmere südliche, welche schon früher in die Geschichte eintrat, — Iberien ausgenommen, welches größtentheils die Geschicke der nördlichen Gegenden theilte. Der Süden ist die Heimat der Wissenschaft und Kunst, der Norden diejenige der Kraft und Ausdauer, durch welche sich die Völker Europas zu Herren der Welt gemacht haben. Im Süden sind es die Hellenen, im Norden die Germanen, welche jene Eigenschaften am meisten zum Ausdruck brachten. Die Römer wurden die Verbreiter der von den Hellenen überkommenen Kultur über die ihnen bekannte und unterworfene Welt und

6*

zugleich die Vorbilder des Rechts- und des Kriegssystems, durch welche Europa seine Staatsordnungen im Innern und seine Oberhoheit nach außen befestigt hat; sie vermochten jedoch beide Systeme nur bis auf einen gewissen Grad durchzuführen; zur Ausdauer darin auf längere Zeit haben es die Germanen durch ihre urwüchsigere Kraft, ihr volksthümlicheres Recht und ihr ideales Streben gegenüber dem nüchternen des Römers gebracht. Dank diesen Eigenschaften verknüpften sie auch die süd- und nordeuropäischen Völker zu einer Kulturgemeinschaft, deren geistigen Kitt aber das Christenthum bildete. Dasselbe, von dem hebräischen Volksstamm, unter dem es entstand, verschmäht, war von den Semiten zu den Ariern geflüchtet, wie der Buddhismus von den Ariern zu den Turaniern. Während aber der Buddhismus in Nord- und dem äußersten Ostasien von einer philosophischen Speculation zum dumpfen Götzendienst herabsank, erhob sich das Christenthum auf dem bevorzugten Boden Europas von einer bloßen rabbinischen Secte zu einer Weltreligion mit Anpassungsfähigkeit an Kulturen, die der jüdischen überlegen waren. So erhielt es nach und nach Charakterzüge, die mehr hellenische, römische und germanische als semitische waren. Wir finden ohne Schwierigkeit schon in der griechischen Volksreligion, namentlich in deren Mysterien, in religiösen Gebräuchen der italienischen Völker, in der Organisation der keltischen Druiden und in den Mythen der nordisch germanischen Edda Anklänge an das Christenthum, wie es sich in der Folge bei diesen Nationen entwickelt hat, während die hebräischen Wurzeln der Lehre des Nazareners im Verlauf dieser Entwickelung mehr und mehr zurücktreten. Die erwähnten nationalen Imprägnirungen des Christenthums ziehen sich denn auch durch dessen ganze Geschichte und spätere Trennungen hin. Die orientalische Kirche beurkundet sich durch ihre Vermengung mit dem Staate und

die geringe Macht der Geistlichkeit als griechisches, die abendländische Kirche durch ihr mächtiges, das Volk bevormundendes Priesterthum als römisches und druidisches, der Protestantismus durch seine Gemeindefreiheit und sein Recht der freien Forschung als germanisches Christenthum.

Die Grundlage zu allem, was in Europa Großes vollbracht worden, haben die Hellenen gelegt. Obschon in vielen Beziehungen Schüler asiatischer Völker, in der Kunst der Assyrer und Chaldäer, in der Wissenschaft der Aegypter, in der Schiffahrt und Politik der Phöniker, erstreckt sich diese Schülerschaft nur auf einen kleinen Theil des Umfangs ihrer Leistungen. Was den Asiaten fehlte, ist die Freiheit, und diese hat bei den Griechen die Kunst zur Schönheit, die Wissenschaft zur Philosophie gesteigert und durch die Wechselwirkung von Seewesen und Politik den maritimen Freistaat geschaffen, der in seinem erhabensten Ausdrucke Athen, zugleich in Kunst und Wissenschaft das Höchste leistete, was ohne die technischen Fertigkeiten neuerer Zeiten erreicht werden konnte, und selbst nach dem Untergange des Griechenthums lange nicht, theilweise sogar nie wieder erreicht worden ist. Die Stadt ist nie wieder erstanden, die wie Athen zugleich ein Meer beherrschte und Männer wie Perikles, Sokrates, Pheidias, Sophokles und Thukydides nebst ihren zahllosen Vorgängern und Nachfolgern erzeugte. Was diese Vielseitigkeit gestattete, war ein Uebermaß von Freiheit, dessen sich die freigebornen Hellenen erfreuten und bei dem selbst die Sklaven, die übrigens keine Hellenen waren, aber diesen eben durch ihre Arbeit die freie Bewegung ermöglichten, bei im ganzen guter Behandlung nicht schlecht fuhren. Dasselbe Uebermaß von Freiheit aber, verbunden mit dem unbeständigen Charakter der Griechen, der aber eben ihre großartigen Fortschritte begünstigte, verhinderte sie, zur Einheit, zur Festigkeit ihrer Staatsgebilde und zur

Dauerhaftigkeit ihrer Kultur zu gelangen. Und an dem Mangel dieser Eigenschaften scheiterte auch das von einem mit griechischer Kultur genährten Jüngling gegründete makedonische Weltreich; es zerfiel in Reiche, die ihre längere Dauer nur der Anpassung an den orientalischen Despotismus und der Beschränkung auf gewisse orientalische Völker verdankten, während die griechische Kultur in diesen Mischlingsstaaten griechischer Herrscher und semitischer Unterthanen zur Flachheit herabsank und ihre schöne Freiheit und freie Schönheit verlor. Erben der alexandrinischen Reiche wurden jene, denen gerade die Eigenschaften zukamen, die den Griechen mangelten: Einheit, Festigkeit und Ausdauer, — die Römer. In Italien kam neben Rom, dem neuen Sparta, kein Athen auf, und wer Italien gewann, dem mußte nach der damaligen Sachlage die bekannte Welt zufallen. Und das war gerade das Unglück Roms, daß es über Italien hinausschritt. Es wurde ein Mischreich aus den verschiedensten Nationen, die alle in der Tiberstadt ihr Glück suchten und wo möglich emporzukommen strebten. Das untergrub die alte Sitte, Kraft und Einfachheit und schuf alexandrinische Zustände, aber es ermöglichte auch den Sieg des Christenthums. Die römische Religion an sich war arm, sie entbehrte der Mythe und darum die römische Dichtung auch des Epos und Dramas; erst nährte sie sich am Busen des griechischen Götterdienstes und später, in entarteter Zeit, übersättigte sie sich an orientalischen Orgien. In der Gefahr des Untergangs aller Sittlichkeit brachte die verachtete Sekte der Christen Rettung. Aber die zur Ansammlung alles Völkergesindels gewordenen Römer, die den neuen Glauben, der ihr Reich untergrub, instinctiv verfolgten, bis sie seiner geistigen Macht erlagen, waren nicht fähig, ihn fortzupflanzen. Das mußte die unbändige Kraft der nord-

europäischen Völker thun, d. h. der Germanen, denn die übrigen entbehrten dieser Kraft.

Es ist indessen merkwürdig, daß unter den nichtgermanischen Völkern des europäischen Nordens gerade dasjenige allein ein Kunstwerk geschaffen hat, dessen Sprache nicht dem indoeuropäischen Stamm angehört. Es ist das finnische Epos Kalewala, das wir meinen, das in durchaus eigenartigem Tone einen nationalen Stoff mit einer nicht selten an die homerische Kraft erinnernden urwüchsigen Wärme besingt. Die slawischen und die keltischen Volksgesänge sind aber darum, so viel Mißbrauch mit dem Namen Ossians getrieben worden, nicht gering zu schätzen; weit über allen jedoch steht an Macht der Sprache und Tiefe der Empfindung unsere Edda. Die Macht des deutschen Volksthums, dessen tief empfindendes Gemüth einen echt künstlerischen und dichterischen, wenn auch dessen unbewußten Drang nach dem schönen und warmen Süden empfand, war es denn auch, die mit den hier aufgefaßten Kulturelementen und mit dem den europäischen Nationen angepaßten Christenthum einen neuen Kulturbau zusammenfügte, welcher nach mancherlei Erschütterungen und Erneuerungen noch heute steht. Das kräftig pulsirende Leben dieses neuen Leibes war ihm von frischem deutschen Blute zugeführt, die mit der gesammten Menschheit fühlende Seele brachte das Christenthum herbei: den Geist aber, der das Ganze beherrschte, hat ihm, es ist nicht zu leugnen, das Römerthum eingehaucht; denn dieses ist es, welches die hellenische Kultur dem europäischen Norden und Westen vermittelte, welche Gegenden von sich aus keine Fühlung mit dem Griechenthum hatten; dieses ist es, dessen Recht und dessen Sprache zu überwiegendem Theile das System der neuen Staaten germanischer Gründung beherrschten und in ausgedehntem Maße noch beherrschen, und dessen dem Christenthum verliehenes

kirchliches Kleid den Norden so lange umhüllte, bis er sich ein eigenes zu schaffen kräftig genug war, den Süden und Westen aber heute noch umfängt. In der Regel blieb die römische Kirche da am Ruder, wo die römische Sprache sowohl die der älteren Bevölkerung, als die der erobernden Germanen besiegt hatte („romanische“ Staaten), während in den Ländern mit siegender oder unangefochtener germanischer Sprache die Mehrheit von Roms Hohenpriester abfiel. Bevor letzteres geschah, bildete Europa eine ideelle Völkergemeinschaft mit einem weltlichen und einem geistlichen Haupte, Kaiser und Papst, deren Machtausdehnung thatsächlich allerdings viel zu wünschen übrig ließ, während das Kulturleben dieser Gemeinschaft durchweg im Wesen und übereinstimmend nach Körperschaften geordnet war, von denen jede ihre fest abgegrenzte Aufgabe hatte; so war der Geistlichkeit mit den Klöstern die Seelsorge, den geistlichen Ritterorden die Vertheidigung der Christenheit im ganzen, den weltlichen Rittern und dem Adel überhaupt der Fürstendienst und die Vertheidigung der Länder, den Universitäten die Gelehrsamkeit, den Zünften der Bürger in den Städten Handel, Kunst und Handwerk, den Gemeinden auf dem Lande Ackerbau und Viehzucht zugewiesen. Idealer Drang ging aber in löblicher Weise noch weiter; die Klöster pflegten zu Zeiten die Erhaltung der litterarischen Schätze des Alterthums, der Adel und die Ritter hegten in einer glänzenden Epoche die nationale Dichtkunst, die später in den Händen der Zünfte zur Meistersängerei verknöcherte.

An die Stelle der feudalen und korporativen Gruppirung trat in der neueren Zeit die nationale und individuelle. Statt des Papstes und Kaisers wurden Handel, Verkehr und diplomatische Vertretung das Bindemittel der Völker und Staaten, die sich immer mehr als solche fühlen lernten, statt wie früher blos als Glieder der Christenheit. Was früher

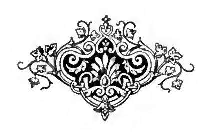
von den beruflichen Körperschaften getrennt behandelt worden, darin thaten sich jetzt ausgezeichnete Individuen hervor, ohne Unterschied des Kreises, aus welchem sie entsprungen waren. Das Recht des Individuums ist ein Wahrzeichen der Neuzeit. Im Alterthum und Mittelalter gab es nur Typen gewisser Landsmannschaften und Korporationen. Ein Perikles konnte nur als Athener, ein Cäsar nur als Römer, ein Walter von der Vogelweide nur als fahrender Rittersmann, ein Thomas von Aquino nur als Mönch hervorragen; außerhalb ihrer Kreise waren die großen Geister des Alterthums und Mittelalters unmöglich. Die Stellung des Individuums der neuern Zeit beginnt vereinzelt mit Dante; sein Werk ist nicht das Werk eines Bürgers von Florenz, als solchen, es ist ein Weltwerk, das bei einer andern Heimat des Verfassers nur andere Leute in die Hölle und das Fegfeuer versetzt hätte. Dessen ungeachtet ist er noch in dem Dualismus von Papst und Kaiser befangen. Freier und häufiger treten die universellen, weder einen Stand noch eine bestimmte Heimat, noch den Horizont einer bestimmten Periode, sondern die Menschheit als Ganzes vertretenden Geister im fünfzehnten, noch zahlreicher aber im sechzehnten Jahrhundert auf und so weiter. Was liegt daran, welchem Berufe, welchem Orte ein Kopernikus, Columbus, Luther, Rafael, Cervantes, Shakespeare u. a. entsprossen? Sogar die Nation dieser Geister giebt ihren Werken nur ein gewisses Colorit und thut der Weltbedeutung derselben keinen Eintrag. Die Celebritäten des Alterthums und Mittelalters hatten nichts Neues geschaffen, sondern nur, was sich in ihren Heimaten und Berufskreisen nach und nach entwickelt, weiter gefördert: die Berühmtheiten der Neuzeit dagegen brachten ganz neue Gedanken in die Welt, von denen früher niemand etwas geahnt hatte. Das ist ein Wendepunkt, der bisher viel zu wenig beachtet worden ist.

Und wodurch ist dieser Wendepunkt herbeigeführt worden? Durch dreierlei Bewegungen, welche das System und den Horizont des Mittelalters durchbrachen. Die erste derselben ging über den Schauplatz der bisherigen Geschichte, die sogenannte Alte Welt hinaus und zog durch die Entdeckung der Neuen Welt und die erste Weltumsegelung die gesammte Erdoberfläche in die Gemeinschaft der menschlichen Kultur herein; die zweite zerstörte die einseitige Befangenheit des Mittelalters in der vom kirchlichen Glauben gebilligten reizlosen und nüchternen Kunst und in der vom Dogma gefangen gehaltenen Wissenschaft, indem sie die Schönheit und Weisheit des Alterthums, welche in Vergessenheit gerathen waren, wieder zu Ehren zog und mit der neuen Weltanschauung in Einklang setzte; die dritte endlich brach die Alleinherrschaft der römischen Kirche und schuf die Möglichkeit, das Christenthum ohne Zwang von oben zu pflegen.

Durch die Erweiterung der Erkenntniß, zu welcher noch die den alten dogmatischen Wahn zertrümmernde Auffindung der wahren Bewegung der Himmelskörper kam, durch die Wiederbelebung der Wissenschaft und Kunst von Seite des Humanismus und der Renaissance und durch die kirchliche Reform gewann das gesammte Kulturleben der Menschheit eine neue Gestalt. Außerdem daß, wie bereits erwähnt, die Individualität zu einer früher unerhörten Geltung gelangte, erwachte auch von den Nationen, die bisher im Dunkeln geschlummert, eine nach der andern zu neuem Leben oder zum geistigen Leben überhaupt. Die neue Bewegung warf ihre Wellen von West nach Ost, nachdem früher die umgekehrte Richtung vorgeherrscht hatte, und weckte die Slawen u. a. Mischvölker von unklarer Zusammensetzung zu höherer Thätigkeit. Im Reiche der Wissenschaft, die von Entdeckung zu Entdeckung eilte, war dieser Lauf der Dinge ohne Einfluß, weil

das Wissen von Thatsachen überall dasselbe ist; im Reiche der Dichtung war er sogar wohlthätig, weil er die Schätze der Weltlitteratur erweiterte und bereicherte und einen heilsamen Wetteifer schuf; anders im sozialen und politischen Leben. Die neu in das Kulturgetriebe eingetretenen Völker begannen sich zu fühlen und endeten damit, ihren Lehrern im Fortschritte mit Fußtritten zu lohnen. Russen und Polen vermaßen sich mit vornehmem Achselzucken über die Deutschen hinwegzusehen, von denen sie der Barbarei entrissen worden waren; Tschechen und Magyaren gingen noch weiter, und ungeachtet sie nicht einmal einen Puschkin oder Mickiewicz zu stellen hatten, haben sie einen brutalen Kampf gegen die Sprache unternommen, ohne welche sie selbst einander zu verstehen unfähig sind. Aber auch anderswo hat sich das nationale Bewußtsein infolge politischer Verwickelungen wieder über das kosmopolitische emporgeschwungen und wir sind unverkennbar auf einer schiefen Ebene angelangt. Die Blütezeiten der Litteratur und Kunst älterer Kulturvölker liegen hinter uns; diejenigen der neu auf den Schauplatz getretenen sind noch nicht da und kommen vielleicht nie; die großen Geister sind auf allen Gebieten, mit einziger Ausnahme des technischen, den weniger großen gewichen, das gemeinsame Bewußtsein einer universellen Kunst und Litteratur, das bereits Wurzel gefaßt hatte, ist im Hinschwinden begriffen, seitdem die Völker an die Stelle des friedlichen Wetteifers wieder den Kampfgeist treten ließen, und so ist kaum daran zu zweifeln, daß unsere Zeit, d. h. der Uebergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, vom Standpunkte einer höheren Auffassung der Kulturgeschichte eine Periode des Rückschrittes ist, wie ihrer schon manche vorgekommen sind, z. B. im siebenzehnten Jahrhundert, auf welches der geistige Aufschwung des achtzehnten folgte. Ob uns ein neuer solcher Aufschwung beschieden ist, darauf haben wir in dem

Aufsatze: die Kultur, ihre Gesetze rc. am Schlusse des II. Abschnittes zu antworten versucht. Hier haben wir die besonderen Leistungen der Menschheitsgruppen und Völker erschöpft, und es ist in der That nicht einzusehen, worin sich diese unter einander immer mehr, namentlich in den überseeischen Kolonien, verschwimmenden und ihre ausgeprägten Eigenthümlichkeiten verlierenden Abtheilungen der Menschheit künftig noch in charakteristischer Weise unterscheiden und auszeichnen sollten.



III.

Der Mensch und die Steine.



„Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden," sagt der Dichter. In der That sind die Menschen der Urzeit zum Schweigen verurteilt, weil sie nicht schreiben konnten; aber die Steine sprechen für sie, wenn auch eine in vielen Beziehungen für uns räthselhafte Sprache.

In großartiger Weise hat sich in unserer Zeit die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf Ueberbleibsel aus älteren Perioden gerichtet, welche noch vor verhältnißmäßig kurzen Spannen nicht beachtet oder höchstens vom gemeinen Volke mit abergläubiger Scheu betrachtet wurden. Von den merkwürdigen Funden der Naturwissenschaft, namentlich der Geologie, abgesehen, ist es vor allem die Kulturgeschichte, welche in den fossilen Resten von Urmenschen unbekannter Rasse, in den Steingeräthen der Höhlen, in den Pfahlbauten ꝛc. eine Reihe der schätzbarsten Materialien zur Erforschung der Urzustände unseres Geschlechtes entdeckt hat.

Die ältesten Stoffe, durch welche die Kulturgeschichte der Urzeit zu uns spricht, sind zwar in den ungemessenen Zeiträumen vor der Erfindung des Schmelzens der Metalle, nicht Stein allein, sondern auch Bein, Horn und Holz, bilden also eine Vertretung aller drei Naturreiche; aber immerhin spielen

die Steine die hauptsächlichste Rolle in den Zeugnissen aus jenen dunkeln Zeiten.

Vor unserem Jahrhundert gab es nur vereinzelte Gelehrte, welche in aufgefundenen behauenen und geschliffenen Steinen Geräthe und Waffen der Vorzeit erkannten; sie wurden von ihren beschränkten Zeitgenossen verlacht. Erst Boucher de Perthes gelang es vor etwa fünfzig Jahren, die Ungläubigen zu überzeugen, die es endlich heute nicht mehr giebt. Das Meiste zu diesem Ergebniß trug ohne Zweifel die ungeheure Masse von Funden aus der „Steinzeit" bei, welche selbst in Ländern, in denen die Römer lange Zeit herrschten, die Ueberbleibsel ihrer Kultur an Menge weit übertreffen, was denn auch dafür sprechen dürfte, daß die vorzeitliche Kultur um so viel länger dauerte als die römische.

Die sogenannte Steinzeit, wie man sie nicht sehr genau getauft hat, ist ohne Grenzen; ihre ältesten Erzeugnisse sind gleichzeitig mit dem Leben jetzt ausgestorbener Thiere, und bei manchen sog. Naturvölkern dauert sie noch heute fort. Selbst bei höher gestiegenen Völkern hat sich der Gebrauch der Steine noch lange neben dem der Metalle erhalten.

Man theilt die Steinzeit in Bezug auf Europas Urzeit in die alte (paläolithische) und die neue (neolithische). Jene fällt mit einer von der heutigen verschiedenen Vertheilung von Land und Wasser auf der Erdoberfläche, diese im ganzen und großen mit der heutigen Gestalt derselben zusammen. Zwischen beide fällt die Abschmelzung der urzeitlichen Gletscher und das Aussterben der heute nicht mehr vorhandenen Thiere. An die Stelle der roh zugehauenen treten geschliffene, feiner und schöner zubereitete Werkzeuge. Die Menschen der neuern Epoche treiben Ackerbau und Viehzucht, welche ihren Vorgängern fremd waren. Die Waffen treten gegen die ältere Zeit merklich zurück und die friedlichen Geräthe dringen vor. Die Weberei,

die Töpferei und die Bildschnitzerei beginnen in dieser Periode. Auch die ältesten Pfahlbauten fallen in dieselbe, die namentlich in den Seen der ebenen Schweiz stark vertreten ist.

Endlich gehören in die neolithische Zeit jene aus mächtigen Steinblöcken bestehenden (megalithischen) Denkmale, welche sich in großen Theilen Europas, Asiens und Afrikas finden.

Es sind dies in eigenthümlicher Weise aufgestellte große Steine, welche noch jetzt oft „Druidensteine“ genannt werden. An diesen Steinen sind aber die Druiden höchst unschuldig; wenn sie dieselben auch vielleicht hie und da als Altäre zum Opfern benutzt haben, so fanden die Kelten, deren Priester die Druiden waren, jene Denkmale schon vor, als sie in die westlichen Gegenden Europas kamen. Uebrigens fanden die gottesdienstlichen Handlungen der Druiden, soviel man davon weiß, stets in heiligen Hainen statt, während die Steine, von denen wir sprechen, meist auf freiem Felde stehen. Endlich sind diese letzteren viel weiter verbreitet, als die einstige Religion der Druiden und der Völkerstamm der Kelten, der dieselbe bekannte, es je waren.

Diese Steindenkmale zerfallen in drei Hauptklassen, welche indessen nicht selten mit einander verschmelzen.

1. Dolmen (keltisch dol, Tisch, und men, Stein, also Steintische) sind Zusammenfügungen roher tafelartiger Steinblöcke, meist in der Art, daß zwei, drei oder mehr aufrechtstehende einen darüber gelegten tragen. Oft ist der Raum unter dem letztern so weit, daß ein Reiter darunter hindurchkommen kann. Bald sind sie von Grabhügeln aus Erde oder Steinen bedeckt, bald liegen sie frei, während ebensolche Grabhügel auch gewölbte oder viereckige Grabkammern decken.

2. Cromlechs (keltisch crom, gekrümmt, und lech, Stein, Steinkreise) sind Kreise aufrecht gestellter Steine, die oft bald

in einer, bald in mehreren Reihen rings Dolmen oder Grabhügel umgeben.

3. **Menhirs** (keltisch men, Stein, und hir, lang, also lange Steine), auch Lechs genannt, sind einzelne, senkrecht gestellte Steine, die oft Reihen bilden, sowohl ein- als mehrfache, oft aber als Gänge zu Grabhügeln, Dolmen oder Cromlechs führen.

Diese Steinmäler nun sind bis vor kurzer Zeit als Räthsel betrachtet worden, deren Zweck und Auflösung unergründlich schienen. Jetzt ist dies nicht mehr der Fall, und wie manche andere, ist auch diese Frage beantwortet durch die unermüdliche vergleichende Kulturgeschichte und Religionswissenschaft.

Die **Dolmen** sind, das ist nun ausgemacht, **Grabstätten**. Man hat unter ihnen sehr häufig Todtenkammern und in diesen Gerippe sowie Geräthe aus der Zeit der polirten Steine und Thongeschirre, aber auch Waffen und Schmuckgegenstände aus verschiedenen Metallen (Gold, Bronze, Eisen) und edeln Steinen, aus Bernstein, Glas ꝛc. gefunden. Bisher hat man die größte Anhäufung von Dolmen in der Bretagne bemerkt. Im Departement Finisterre sind ihrer über fünfhundert entdeckt. Aber auch im ganzen Westen und Süden von Frankreich sind sie sehr zahlreich vorhanden, ferner in Belgien, in Spanien und Portugal, in Griechenland, in sämmtlichen Landschaften der Berberei, in Paläſtina und Syrien, in Dänemark, im südlichen Schweden, in Norddeutschland und auf den britischen Inseln, endlich in Bengalen bei dem Volke der Khassias, während sie in den übrigen Ländern meist fehlen. In den nordischen Ländern kommen sie auch in größerm Maßstabe vor, nämlich in ganzen fortlaufenden Reihen der die Unterlage und die Decke bildenden Steine, sog. Riesenkammern oder Ganggräbern, auch mit Seitengängen. Die Todten sitzen und liegen darin an den Wänden herum; in

einer solchen „Riesenstube“ wurden fünfzig Skelette gefunden. Manchmal sind die Riesenkammern auch in Zellen abgetheilt mit steinernen oder hölzernen Scheidewänden. So gleichen diese Bauten den grönländischen Hütten, welche ja auch nach dem Tode der Bewohner zu Gräbern benutzt wurden.

Derartige Steinreihen ohne Decksteine fand man auf der Insel Sylt, aber ohne Gerippe, dagegen mit einer großen Menge von Steingeräthen aller Art, so daß man es hier nicht mit Gräbern, sondern mit Trümmern einstiger Wohnungen zu thun hat. Doch wurde auf Sylt außerdem noch ein bedeckter Gangbau innerhalb eines Erdhügels gefunden und darin Knochenreste von Menschen, Beingeräthe, Thongeschirre, Bernsteinschmuck &c. Aehnliches fand sich auf der Nachbarinsel Föhr. Auch in Bagneux bei Saumur in Frankreich wurde ein ähnlicher Steingang (allée couverte) entdeckt, sowie mehrere in der Bretagne. Diese, sowie auch die Dolmen, waren vielfach mit Erde bedeckt. Leider werden diese Steindenkmäler immer mehr durch die Speculation, welche die Steine zu modernen Bauten verwendet, gelichtet. Mit den Dolmen haben bisweilen die bekannten Hünengräber große Aehnlichkeit, so daß schwer eine Grenze zwischen beiden Einrichtungen zu ziehen ist. In der Bretagne giebt es Dolmen, wo der Deckstein mit einem Ende auf der Erde ruht. Das Volk hat, seitdem diese Werke nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung dienten, sie in Verbindung mit abergläubigen Vorstellungen gebracht und nannte sie daher Teufelsbetten, Teufelsaltäre, Teufelskanzeln, Teufelsküchen, oder schrieb sie den Riesen und Zwergen der Volkssage zu. Um diese Anklänge an das Heidenthum zu zerstören, hat in verschiedenen Ländern, besonders Frankreich und Spanien, die katholische Kirche die Dolmen für ihre Zwecke benutzt und Kreuze darauf, oder im Innern, wenn dieses geräumig genug war, sogar Altäre errichtet.

Am bekanntesten ist unter den Cromlechs das sogenannte Stonehenge bei Bath in England. Die Steine desselben sind behauen, wenn auch nur roh. Dreißig Pfeiler von etwa 16 Fuß Höhe umschlossen, soweit die Ruinen dies erkennen lassen, einen Kreis von 88 Meter Durchmesser; über ihnen lagen, durch Zapfen festgehalten, Querbalken. Ein innerer Kreis, von jenem umgeben, zählte 40 kleinere Pfeiler; weiter innen standen in Zwischenräumen 10 Pfeiler, je zwei durch einen Querbalken von Stein verbunden, in einem innersten Kreise dann wieder 30 kleine Steine und innerhalb dieses Kreises, aber nicht im Mittelpunkte, sondern nahe der Reihe, ein einzelner mächtiger Block. Die ganze Anlage war einst von einem Wassergraben umgeben. Die Volkssage nimmt die Steine für bei einem Tanze versteinerte Riesen. Das Stonehenge, das meist für ein vorzeitliches Heiligthum gehalten wird, ist von Gräbern umgeben, deren Geräthe von Bronze sind. Einen noch größeren, aber weniger gut erhaltenen Steinbau weist die Umgegend von Abury in England auf. Zu den Steinkreisen führen dort zwei mächtige Stein-Alleen. Weitere bedeutende Cromlechs kommen vor in Irland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Deutschland, Bretagne, England, auf den Kanal-Inseln, Italien, der Insel Sardinien, in Portugal und Spanien, endlich auch in Afghanistan, Vorder- und Hinter-Indien, Rußland, Arabien, Algerien, Ceilon, Peru, Australien &c. Die von Cromlechs umgebenen Dolmen sind ebenso Grabstätten wie die anderen. Auch fand man darin Austernschalen in Menge, die wohl von Leichenschmäusen herrühren.

Die berühmtesten Menhirs sind jene bei Karnak in der Bretagne, welche in 11 etwa 1500 Meter langen Reihen noch vor etlichen Jahrzehnten eine Anzahl von etwa 11 000 Steinen bildeten und vom Volke für Soldaten, die wegen Verfolgung eines Heiligen versteinert wurden, gehalten werden. Solche

Reihen und Gruppen kommen auch in Westfalen vor, einzelne zerstreute Menhirs massenhaft in Norddeutschland und Schweden. Ihr Zweck liegt noch völlig im Dunkeln. Die an ihrem Fuße ausgegrabenen Werkzeuge und Waffen enträthseln ihre Bestimmung noch nicht.

Staunenswerth ist die Unzahl der Megalithen. In Algerien besonders findet man sie massenhaft über das Land gestreut, und zwar in allen ihren Abarten. Die ihnen ähnlichen Kurgane in Rußland und Sibirien sind finnische (tschudische), häufig von Steinkreisen umgebene Grabmäler. Oft kommen rohe Zeichnungen, Skulpturen und andere Verzierungen an ihnen vor. Bisweilen sind auch runde Löcher in ihnen ausgehauen.

Das Aufrichten dieser Riesensteine, wie auch das Aufthürmen der Dolmen wäre für den Kulturzustand so grauer Zeiten unbegreiflich, wenn nicht die Khassias in Bengalen heute noch fortwährend derartige Denkmäler errichten würden, wozu sie nichts verwenden als Hebel, Rollen und Taue. Die Menhir-Reihen werden hier wie in anderen Gegenden Ostindiens in ungerader Anzahl und so aufgestellt, daß der mittelste der größte ist und die rechts und links von ihm bis zu den äußersten an Höhe abnehmen. Um nun den Zweck und die Bedeutung der Menhirs und Cromlechs zu ergründen, müssen wir nachsehen, wozu diese und ähnliche Steindenkmäler bei Völkern tieferer Kulturstufe in verschiedenen Gegenden der Erde dienten und noch dienen.

Die Khassias in Bengalen errichten ihre Steindenkmäler zur Bezeugung von Friedensschlüssen und Privatverträgen, dann zum Andenken an Verstorbene, wobei sie Vieh schlachten, Schmäuse halten und mit den Ochsenschädeln die Steine verzieren. Sie benutzen die Steine auch zu abergläubischen Zwecken, indem sie Eier daran werfen und aus der Wirkung

wahrsagen. Alle Angehörigen einer Gemeinde müssen bei der Aufrichtung mitwirken.

Obige Anschauungen der Khassias sind indessen offenbar erst später entstanden; denn ursprünglich waren in besonderer Weise aufgestellte Steine überall Götterbilder, welche verehrt wurden, wie wir gleich zeigen werden. Den Grund solcher Verehrung hat der französische Kulturhistoriker Dulaure in der Achtung der Grenzsteine finden wollen. Der Stein-Kultus findet sich jedoch bei den rohesten Völkern, welche noch keine Grenzen kennen, und gehört zu dem alle möglichen Gegenstände der Natur für beseelt haltenden Fetischismus. Wir finden Steinanbeter in den Ostjaken, Tungusen, manchen Mongolen, Negerstämmen, Südsee-Insulanern, amerikanischen Indianern, Hindus 2c. In Dekhan werden die Steine aufgestellt, wie bei den Khassias, aber eng neben einander und mit rother Farbe bemalt, welche Blut vorstellen soll. Die Neuseeländer bemalen roth, was sie als tabu, d. h. heilig betrachten, und thun dies auch mit den Leichensteinen. In Afrika sehen Negerstämme einen in der Mitte durchbohrten Stein für einen Zauber an, der Böses vom Dorfe fern halte. Die Tuareg in der Sahara halten Steingeräthe für vom Himmel gefallen und schreiben ihnen Heilkräfte zu. In Mejico hielt man Berge und Felsen für Wohnsitze der Geister, wie in Chile die Vulkane für die der Götter.

Ausgebildeter ist diese Glaubensrichtung im alten Testament. Als Jakob seinen Traum von der Himmelsleiter gehabt hatte, nahm er den Stein, auf dem er geschlafen, richtete ihn auf und salbte ihn. Das Gleiche that er an dem nämlichen Orte, den er Beth-El, d. h. Haus Gottes, nannte, als ihm Gott im Traume erschien. Auch die alten Phöniker und Kanaaniter übten Steinverehrung, besonders aber die Araber, und zwar nicht nur in heidnischer Zeit, sondern auch nach Mohammeds

Auftreten. Der schwarze Stein, den Gott nach der Schöpfung vom Himmel herab gesandt und auf dem Adam gewohnt, wird in dem Heiligthum der Kaaba zu Mekka noch gegenwärtig verehrt, ebenso ein weißer Stein, welcher Ismaels Grab decken soll. Die alten Griechen und Römer verehrten ihre Götter zuerst als rohe Steine, ehe sie selbe zu schönen Menschenbildern verarbeiteten.

In Mittel- und Westeuropa wurde noch lange nach Einführung des Christenthums Steinverehrung geübt, und die Kirche hatte harte Feldzüge gegen dieselbe auszustehen. Das Concil von Tours 567 befahl den Priestern, denjenigen den Eintritt in die Kirche zu verwehren, welche aufgerichtete Steine anbeteten. Im 7. Jahrhundert beschäftigte sich das Concil zu Nantes immer noch mit dem Steindienste der Armorikaner (Bretagner). Zu derselben Zeit verdammte Theodorich, Erzbischof von Canterbury, die Anbetung von Steinen, und das Concil von Toledo that 681 und 692 die Verehrer von Steinen in den Bann. Aehnliche Mühe hatte die Kirche in Irland, Schottland und deren Inseln mit der Unterdrückung des Steindienstes. Ein Kapitular Karls des Großen und das Concil von Liptines verboten 743 die abergläubigen Ceremonien, welche bei Steinen und den Heiligthümern des Merkur und Jupiter geübt wurden. Die Concilien von Arles, Tours und das Kapitular Karls des Großen aus Aachen von 789, sowie mehrere Synoden erneuerten jene Verbote. Noch im 10. Jahrhundert erließ König Edgar von England und im 11. König Knud eben dasselbe Verbot. In Norwegen wurden noch am Ende des 18. Jahrhunderts von den Bauern Steine von runder Form aufbewahrt, wie Götzenbilder behandelt, jeden Donnerstag Abend mit Butter oder Fett beschmiert, auf frisches Stroh am Ehrenplatz gelegt, zu gewissen Zeiten mit Bier gewaschen und davon

für das Haus Glück und Wohlstand gehofft. In Peru wurden, wie Garcilaso de la Vega erzählt, Steine in den Häusern aufbewahrt, wie Götter behandelt und ihnen — Menschenopfer gebracht. Auf den Fidschi-Inseln stehen heilige Steine, welche in der Mitte der Höhe von den Gläubigen mit einem Gürtel umgeben und als Götter behandelt werden. Auf den Hawai-Inseln wurden in vorchristlicher Zeit aufrechte Steine verehrt, und die Götzenbilder durften nur aus Felsen gewisser Art gehauen werden. Felsenmeere galten als Schlachtfelder kämpfender Götter. Menhirs vor den Riesenthürmen (Nuraghis) Sardiniens werden nach gewissen Anzeichen für Bilder der Sonne und des Mondes oder anderer Götter gehalten. Berge, Felsen und große Steine wurden noch in christlichen Zeiten und Ländern mit abergläubiger Scheu betrachtet. In Luzern durfte noch im 16. Jahrhundert der Pilatus nicht ohne Erlaubniß der Regierung bestiegen werden.

Aus diesen Thatsachen ist mit Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß auch die europäischen Menhirs und Cromlechs, in deren Gegenden gerade die Unterdrückung des Steindienstes am häufigsten vorkommt, nichts anderes als Götzenbilder oder Zaubermittel waren.

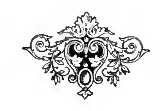
Bei der weiten Verbreitung der Megalithen sowohl, als bei den Verschiedenheiten, die sie in den einzelnen Ländern ihres Vorkommens darbieten, und bei der großen Entfernung zwischen manchen dieser Länder ist jeder Versuch, sie einem bestimmten Volk oder Völkerstamme zuzuschreiben, als verunglückt zu betrachten. Was ihnen überall gemeinsam ist, das ist nicht wunderbarer, als gewisse Gebräuche, Sitten, Sagen und Mythen, die an den entlegensten Punkten der Erde vorkommen. All dies sind Gedanken, die vom Ursitze der Menschheit herstammen und an einigen Orten vergessen, an anderen aber aufrecht gehalten und weiter gesponnen wurden.

Gegen die Herkunft der Megalithen von einem einzigen Volke spricht auch ihr verschiedenes Alter, das aus den unter und bei ihnen gefundenen Gegenständen hervorgeht. Dieselben gehören sowohl der spätern Stein- als der Metallzeit an. Sowohl Eisen als Bronze kommen darunter vor. Die Steindenkmäler überschreiten somit die Steinzeit bedeutend; ja sie ziehen sich, wie Inschriften an ihnen zeigen, in die geschichtliche, ja sogar in die christliche Zeit herab. In England und Frankreich hörte ihre Aufrichtung erst seit dem 8. und 9., in Schottland und Skandinavien aber gar erst seit dem 13. Jahrhundert auf. Ja, wir wissen von unbehauenen Steinblöcken, die noch in unsern Tagen zur Erinnerung an gewisse Personen oder Ereignisse aufgerichtet und mit Inschriften versehen wurden.

Die Steine spielen indessen noch weitere Rollen in der Kulturgeschichte, welche für ihre Heilighaltung sprechen, auch abgesehen von ihrer denkmalartigen Aufrichtung. Die griechische Mythe läßt die Menschen aus Steinen neu entstehen, welche Deukalion und Pyrrha warfen. In der nordischen Sage wird der erste Mensch Buri von der Kuh Audhumbla aus Salzsteinen hervorgeleckt. Zahllos sind weitere Beispiele der Verwandlung von Steinen in Menschen und auch umgekehrt, in den Sagen der verschiedensten Völker. Die Sachsen haben ihren Namen vom Steinschwerte (sahs). Sagen von Schwertern, die vom Himmel gefallen, sind nicht selten. Auch die Meteorsteine nährten ähnlichen Wahnglauben und die Steinkeile (Kelte) der Vorzeit galten als Donnerkeile und als Schutzmittel gegen Blitzschlag. Im germanischen Alterthum erschien der Blitz als Thors steinerner Hammer Mjöleir, und mit einem solchen wurden Bräute und Leichen eingesegnet.

An Steine, welche in Höhlungen Regenwasser sammeln (Regensteine), knüpfen sich gern Legenden von Fußspuren der Heiligen oder gar des Teufels, oder von Griffspuren des

letztern. Anderen Steinen oder Felsen wird Heilkraft gegen Krankheiten nachgerühmt, namentlich bei Quellen, welche diese Eigenschaft haben. Erratische Blöcke („Fündlinge"), deren Herkunft dem Volke räthselhaft, sind solchen Deutungen ganz besonders ausgesetzt und heißen daher oft Heiligen-, Heiden-, Hexen-, Teufels- oder Höllensteine. Steine waren überall die ersten Altäre, und was sehr alt ist, nennt man ehrfurchtsvoll „steinalt". Bekannt ist, mit welcher Achtung die Grenz- und Marksteine stets behandelt wurden und noch werden, und wie man es liebt, Berggipfel mit einem „Steinmannli" zu bezeichnen. Auch die Grabsteine und Steindenkmäler gehören in diesen Gedankenkreis. Nicht weniger zeugt von der Ehrwürdigkeit der Berge und Felsen die Neigung, in ihren Formen Menschenbilder entdecken zu wollen (wobei auffallend ist, daß keltisch „men" „Stein" heißt). So konnte denn auch die Legende den Steinen das „Amen" zuschreiben, zu dem die Menschen fehlten, worauf sich der zu Anfang dieses Aufsatzes citirte Vers bezieht.



IV.

Pflanzen und Thiere im Dienste des Menschen.



Welchem sinnigen und aufmerksamen Beobachter der Länder und Völker wäre es je entgangen, daß die Pflanzen- und Thierwelt auf den Charakter einer Gegend einen mächtigen Einfluß ausübt? Wie düster und ernst stimmt eine Steinwüste im Hochgebirge bei aller Erhabenheit der Scenerie zwischen den vom blauen Himmel sich scharf abhebenden Eisriesen! Um wieviel eintöniger ist aber, obschon mit Pflanzenwuchs übersäet, die Haide, die Steppe, die Prairie, die Pampa, wie entsetzlich traurig vollends die Wüste! Wie traulich empfängt uns hinwieder der kultivirte Wald mit seinem Vogelgesang und seinen hochragenden Stämmen, durch deren Grün die Sonnenstrahlen sich stehlen und scheue Rehe huschen; wie beängstigend dagegen wirkt der unwegsame Urwald mit seinen Schlingpflanzen, sich unheimlich windenden Schlangen, kreischenden Papageien, von Ast zu Ast springenden Affen und von ferne brüllenden Raubthieren! Wie verschieden wirkt ein See südlich der Alpen, umkränzt von Pinien und Oleandern, und einer nördlich, in dem sich Tannen und Buchen spiegeln! Was muß es für ein Schauspiel sein, in Indien vom Elephantenpalankin herab den Tiger mit wüthendem Blick durch die Dschungeln brechen, in Südamerika eine Heerde Lamas

aufgeschreckt vom Geräusche fallenden Gesteins an den Felswänden der Cordilleren hin jagen, auf den Prairien des Missouri unzählige Büffel schnaubend vor jagenden Indianern fliehen zu sehen und auf den Steppen der Mongolei das wilde Pferd in Trupps von Hunderten der Sonne entgegen wiehern zu hören! Dort ist die Heimat der Reitervölker, die so oft aus ihren öden, unfruchtbaren Höhen herabrasten und schöne Länder überschwemmten, nicht um sich friedlich von ihren Früchten zu nähren, sondern in ruchlosem Uebermuthe ihre Fluren und Wälder zu verwüsten, Städte alter Kultur zu zerstören, ihre Bewohner niederzumachen, die Arbeit von Jahrhunderten zu vernichten! Der Nomade in Hochasien liebt sein Pferd über Alles, mehr als Weib und Kind, es ist ihm der Inbegriff aller Vollkommenheit; er lebt auf dem Pferde von der Kindheit bis zum Grabe, und wie das Kind früher reiten als gehen lernt, so ist der Erwachsene unbeholfen auf seinen Füßen und dem festen Boden.

Die Heimat des Pferdes erstreckt sich aus Mittelasien weit nach Mitteleuropa herein. In den ältesten Höhlenfunden Galliens und Britanniens und in den schweizerischen Pfahlbauten sind die Knochen des Pferdes schon vertreten.

Weiter südwärts ist das Vorkommen desselben viel jünger, und noch weit jünger seine Verwendung zum Reiten. Im frühesten orientalischen und griechischen Alterthum finden wir das Pferd im Kriege nur an den Streitwagen gespannt, nicht den Krieger tragend und auch sonst noch nicht zum Reiten benutzt. Ja in Arabien, dessen Pferderace jetzt eine so gesuchte ist, war im Alterthum dieses Thier ganz unbekannt, und ritten die Beduinen nur auf Kameelen selbst in den Krieg. In Vorderasien besaßen die Meder zuerst Pferde, und von ihnen lernten die Perser deren Verwendung erst unter Kyros. Bei den indogermanischen Völkern war in älterer Zeit das

Pferd der Sonne heilig und wurde ihr auch geopfert, ja in Griechenland sogar mit Wagen dem Helios zu Ehren ins Meer versenkt. In Europa ist das Pferd so neu, daß die Völker des Alterthums noch gewandter und schneller zu Fuß waren als beritten; bei den alten Germanen hielten die Fußgänger mit den Reitern Schritt, indem sie sich an der Mähne des Pferdes hielten. Die Bändigung des Pferdes gewissermaßen zum Bestandtheil des Menschen, welche Idee bildlich durch die Kentauren ausgedrückt wurde, ist eine Leistung der turanischen Völker Asiens, deren Aufgabe damit erfüllt war. Veredelt aber wurde diese Kunst nach langer Zeit von den Indogermanen, deren Fluren zwar nicht von Pferden wimmeln, bei denen Pferdediebe zwar nicht Helden sind, wie im Steppengebiete, die aber das edle Thier künstlerisch zu verwerthen und ihm so eine ideale Stellung einzuräumen verstanden haben.

Das Pferd ist hierin glücklicher gewesen, als sein Stiefbruder, der Esel, und mit gutem Grund; denn wenn auch letzterer im Morgenlande nicht die häßliche, verkommene, halsstarrig-stumpfe Kreatur ist, wie bei uns, so war ihm doch niemals der Adel in der Haltung und Gestalt des Rosses beschieden. Merkwürdig ist indessen das Vorkommen der beiden so verschiedenen Einhufer in der Kultur verschiedener Völkerstämme. Wir finden z. B. das Pferd in Aegypten auf keinem Denkmal bis zu der achtzehnten Dynastie, nämlich bis zu derjenigen, welche (um 1800 v. Chr.) die ins Nilland eingedrungenen semitischen Hirten, die „Hyksos“ (Räuberkönige), vertrieben hatte, und welche die Vorgängerin war jener großen Eroberer, deren hervorragendste Gestalten die Griechen unter dem Namen „Sesostris“ zusammengefaßt haben. Dagegen figurirt der Esel schon auf den ägyptischen Denkmälern der ältesten Zeit. Ebenso erzählt die Bibel bis zum Auszuge der

Israeliten aus Aegypten nichts vom Pferde, während dagegen der Esel in diesen ältesten Theilen der heiligen Schrift häufig genannt wird. Es scheint, daß das Pferd von jenen räuberischen Hirten in Aegypten eingeführt wurde, als sie dieses Land einnahmen. Unter der erwähnten achtzehnten Dynastie der Pharaonen war dagegen das Pferd schon so beliebt, daß die Thiere, welche den Wagen des Monarchen zogen, bereits eigene Namen führten, z. B. hieß das Kriegsgespann Ramses III. von der zwanzigsten Dynastie: „Ammon der Sieger in seiner Macht" und „Der Geliebte des Ammon". Anders nun als bei Aegyptern und Semiten ist bei den arischen Völkern das Pferd dasjenige Hausthier, welches am frühesten in ihren Besitz gelangte, und sein ältester Name ist in allen arischen Sprachen derselbe, während dagegen der Urstamm dieser Völkerfamilie vor seiner Trennung den Esel nicht kannte. Es ist charakteristisch, daß der älteste Name für „Pferd" (sanskrit açva, persisch asp, griech. hippos, auch hikkos, lat. equus, gaelisch epos, gothisch aihvus) „das schnelle Thier" bedeutete, die arischen Ausdrücke für Esel aber von einem semitischen Worte kommen, welches „der langsam Schreitende" heißt (hebräisch aton, arab. atan, griech. otnos und osnos, später onos, lat. asinus, im Diminutiv asellus, davon altdeutsch esil ꝛc.). Die Griechen erhielten den Esel (der aber schon in fossilen Resten Westeuropas vorkommt) von den Phönikern und verbreiteten ihn weiter nach Westen und Norden; zu den Phönikern aber kam er aus Aegypten. So nahmen beide Einhufer entgegengesetzte Wege, vereinigten sich aber schließlich, und aus ihrem Zusammentreffen ging ihr Bastard, das nützliche Maulthier, hervor, welches stärker als der Esel ist, aber so wenig wie dieser sich dem edlen Pferde vergleichen läßt.

Das weitaus nützlichste Thier, wenigstens für die euro-

päische und aus Europa stammende Menschheit, das Rind, ist nach den neuesten urzeitlichen Forschungen europäischen Ursprungs. Man findet in den Pfahlbauten sowohl Reste des Urstiers, als der Vorfahren jetziger britischer und schweizerischer Rindviehrassen. Aber auch in Aegypten und Indien ist das Rind sehr alt und eben so heilig. Für die verhältnißmäßige Beschränktheit der ostasiatischen Kulturvölker, der Chinesen, Koreaner und Japaner, spricht, daß sie, während sie das ekelhafteste Zeug verschlingen, auf den Genuß der herrlichen Kuhmilch nicht verfallen sind.

An so vielen Stellen der Erde sind das Schaf und die Ziege in grauer Urzeit bezeugt, daß die Heimat derselben nicht zu ergründen ist. Einen verschiedenen Ursprung, einen in Ostasien und einen in Europa, scheinen zwei Arten des Schweines zu haben, die sich aber mit der Zeit vermischt haben. Während dasselbe im alten Aegypten ebenso als unrein galt wie noch jetzt bei Juden und Mohammedanern, ist es das Lieblingsthierchen der Inselbewohner Polynesiens. Die indogermanischen Völker haben den drei letztgenannten Hausthieren in ihrer Mythen- und Sagenwelt Raum gegeben, jedoch bei weitem nicht in so hohem Grade wie dem Pferd und dem Rinde, welche bei ihnen allen in ihrer heidnischen Zeit als Sonnenbilder hohe Ehre genießen.

Exotische Gegenden haben alle ihre charakteristischen Haupthausthiere, welche Europa fehlen. In Nordafrika und Westasien nimmt das Kameel, in Vorder- und Hinterindien der Elephant, im hohen Norden das Renthier und in Amerika das Lama diese Stelle ein, und sie bezeichnen so in drastischer Weise verschiedene Kulturreiche.

Wahrscheinlich das älteste gezähmte Thier, der älteste Begleiter des Menschen ist der Hund. Man findet seine Spuren schon bei jenen Urmenschen der Nord- und Ostseeküsten, welche

ihre Mahlzeiten von Austern, Fischen, Seevögeln und allerlei Gethier am offenen Meeresstrande hielten, wovon die Reste noch jetzt als „Kjökkenmöddingr" (Küchenabfälle) zeugen. Nach ihrer Beschaffenheit zu schließen, ging schon damals der Hund mit dem Menschen auf die Jagd und erhielt seinen Theil an der Beute. Diesen Beruf hat er bewahrt und gewiß das Meiste dazu beigetragen, daß ein Theil der übrigen Thiere aus der Wildheit zur Zahmheit überging und im letztern Zustande Heerden bilden konnte, die den Menschen in der Kultur so sehr gehoben haben. Auch in den älteren Pfahlbauten findet man die Reste und auf den ägyptischen Denkmälern das Bild des Hundes (als Hausthier, an der Leine). Das Alterthum des Nillandes kannte mindestens sieben Hunderacen, wozu noch der ebenfalls zähmbare und zur Jagd brauchbare Schakal und der Hyänenhund kamen.

Mit diesen hundeartigen Thieren ist aber die Zahl der von den alten Aegyptern zur Jagd benutzten Geschöpfe nicht abgeschlossen. Nicht nur gesellten sie ihnen zu diesem Zwecke noch den katzenartigen Gepard bei, sondern sie gebrauchten auch die eigentliche Katze zur Jagd, besonders auf Vögel, um diese zu apportiren, wenn sie von dem geschleuderten Wurfkolben (dem Bumerang, den auch die australischen Urbewohner kennen) getroffen waren. Aegypten ist überhaupt das erste Land, in welchem die Katze gezähmt wurde, was indessen nicht früher geschah als zu der Zeit, da seine Könige in Aethiopien Krieg führten und Eroberungen machten, woher sie die Mäusevertilgerin überkamen. Sie war ein heiliges Thier und wurde allgemeiner verehrt als die meisten übrigen; namentlich rechnete man es ihr hoch an, daß sie die ungemein häufig in die Häuser eindringenden Schlangen tödtete. Lange Zeit verging, ehe die Katze in Westasien, und noch länger, ehe sie in Europa ein Hausthier wurde. Sie ist so wenig in der Bibel erwähnt

als in den Keilschriften Babylons und Assurs, ebenso wenig auch auf den Denkmälern der Hellenen und Römer. Diese beiden klassischen Völker kannten nur die wilde Katze; zur Wegschaffung der Mäuse diente ihnen der Hausmarder. Erst im vierten christlichen Jahrhundert fand die Katze im römischen Reiche Aufnahme in die Häuser. Dagegen ist in Indien diese Aufnahme schon in sehr alten Zeiten geschehen, wenn auch nicht vor der Eroberung des Gangeslandes durch die Arier, deren Ursprache sie nicht kennt. Ihre Namen sind daselbst im Sanskrit: Hausthier (schlechtweg), Hauswolf, Rattenfresser und Mäusefeind. In Europa verbreitete sich indessen die Katze, die schon in den ältesten Knochenfunden vorkommt, also eher aus europäischer Urzeit stammt, als aus Asien oder Afrika eingeführt ist, als zahmes Thier so schnell, daß sie zu unseren Voreltern, den alten Germanen, gelangte, als sie noch tief im Heidenthum befangen waren; sie wurde bei ihnen das geheiligte Thier der ursprünglichen Göttermutter (und Erdgöttin), späteren Ehegöttin Freya, behielt jedoch immer etwas Unheimliches, Dämonisches, und wie in der Volkssage Katzen auftreten, welche sprechen oder Gesprochenes verstehen oder als Gespenster spuken, so sind sie mit Vorliebe die Hülle der Hexen und sogar des Teufels, namentlich natürlich die schwarzen, in welcher letztern Eigenschaft aber die schwarzen Hunde vorwiegen. Ja noch jetzt sind sie in der Regel entweder närrisch geliebt oder giftig gehaßt, während die Gefühle gegen die Hunde viel kühler und gleichgiltiger sind. In Italien sieht man Katzen in den Kirchen, wo man Hunde gewiß nicht duldet.

Ganz unzweifelhaft fällt alle Vermuthung morgenländischer Abstammung bei dem auch den alten Griechen unbekannten Kaninchen weg. Seine Heimat ist das alte Iberien (Spanien und Portugal), von woher es zu den Römern kam, welche

den gleichen Ausdruck (Cuniculus) sowohl für dieses Gänge unter der Erde grabende Thierchen als für solche Gänge, die zu Belagerungszwecken dienten, anwandten. Zunächst nach Iberien war das Kaninchen nirgends häufiger als auf den den Weg von da nach Italien bezeichnenden Inseln: auf den Balearen und auf Corsica. In Iberien aber war es durch seine übermäßige Fruchtbarkeit zu einer wahren Landplage geworden; es durchwühlte mit seinen unterirdischen Gängen den Kulturboden, untergrub durch Abnagen der Wurzeln die Bäume, unterhöhlte die Wohnungen sogar, und die Balearen-Bewohner wandten sich einst in ihrer Noth an die Römer mit der Bitte, ihnen ein anderes Land anzuweisen, da sie sich gegen die Kaninchen nicht mehr zu helfen wüßten. Als Gegenwehr gegen diese Noth bedienten sich die Iberer des Frettchens, einer Wieselart, deren Individuen in die Kaninchenhöhlen drangen und deren Bewohner den Jägern in die Hände trieben. Die Römer behandelten das Kaninchen auf spanischen Münzen gewissermaßen als Wappenthier dieses Landes, ließen sich aber sein Fleisch sehr gerne schmecken, wie noch heute alle europäischen Völker, mit Ausnahme der Lappen und anderer Stämme des Nordens, die es vielmehr verabscheuen.

Unter den Vögeln hat sich wohl keine Gattung enger an den Menschen angeschlossen als die der Hühner. Doch waren dieselben sowohl dem ägyptischen als dem hebräischen Alterthum unbekannt, sie stammen aus Indien, von woher noch gegenwärtig neue Arten dieser Gattung, wie z. B. das Brahmaputra-, das Cochinchinahuhn u. a., nach Europa gebracht werden. Ihren Weg nahmen sie über Persien, wo der Hahn neben dem Hund unter allen Thieren das geschätzteste und heiligste war. Nach der iranischen Religionssage hatte Ormuzd, der Gott des Lichtes, dem Zarathustra (Zoroaster) selbst den Hahn empfohlen. Noch zur Zeit des Ursprungs der unsterb-

lichen Gesänge Homers kannten die Griechen das Hühnergeschlecht nicht; zuerst finden wir es bei ihnen in den Versen des Dichters Theognis im sechsten Jahrhundert vor Christus erwähnt, und zur Zeit der Perserkriege war der Hahn in Hellas allgemein verbreitet und wurde von den Dichtern wie Aeschylos, Pindaros u. a. poetisch verwerthet; die Komiker, wie z. B. Aristophanes, nannten ihn den persischen Vogel. Er war der Sonne geheiligt, und wer von einer Krankheit genas, opferte dem Asklepios, dem Gotte der Gesundheit und Sohn des Sonnengottes, einen Hahn. Bei den Römern, die das Hühnergeschlecht von den Griechen erhielten, diente dasselbe zum Wahrsagen; wenn die heiligen Hühner nicht fressen wollten, so galt es als Abmahnung von Feldzügen; je eifriger sie aber fraßen, desto günstiger war die Aussicht auf das Gelingen einer Unternehmung. Man konnte dies Vorzeichen natürlich mit einiger List regeln, wie man wünschte, und in der spätern Zeit spottete man über das Hühnerorakel, z. B. Cicero und Plinius. Griechen und Römer ergötzten sich an dem barbarischen Schauspiel der Hahnenkämpfe. Schon Cäsar fand die Hühner in Britannien; wahrscheinlich brachten die nordeuropäischen Völker, Kelten, Germanen und Slawen, dieses Vogelgeschlecht aus Asien mit, ohne es erst von den Griechen und Römern zu entlehnen. Den Germanen war der Hahn stets sehr werth, und er spielt eine wichtige Rolle bei der Götterdämmerung, die er durch sein Krähen verkündet, der „goldkämmige" (Gullinkambi) bei den Asen, der „schwarzrothe" (Sotraudr) in der Unterwelt, wie auch in den Märchen ein weißer, schwarzer und rother Hahn wichtige Ereignisse begrüßen.

Wie das gemeine Huhn, stammt auch dessen prächtigerer Verwandter, der Pfau, aus Indien. Schon unter König Salomo befand sich der stolze Pfau unter den Seltenheiten,

die der prachtliebende Hebräerkönig aus dem fernen Ophir (dessen Lage zwischen Ostafrika, Arabien und Indien streitig ist) kommen ließ. Dieser Vogel, dessen hebräischer Name tukkijim vom Sanskrit cikhî und dieses vom Tamulischen togei kommt, hat seine Heimat wahrscheinlich an der Küste Malabar. Bei den Griechen wurde er zum Begleiter der stolzen Himmelskönigin Hera, indem die wundervollen Augen seines Gefieders an die Sterne des Firmamentes erinnern. Der vieläugige Argos, der Hüter der Mondgöttin Jo, wurde bei seinem Tode in einen Pfau verwandelt. Erst im 5. Jahrhundert v. Chr. wurde der Pfau in Athen bekannt und verursachte ungemeines Aufsehen und die heftigste Begierde, ihn zu besitzen. Der reiche Vogelzüchter Demos, zur Zeit des Perikles, wurde um seiner Pfauen willen überlaufen, zeigte sie aber dem Volke nur monatlich einmal am Neumondstage. Man konnte die Liebe von Frauen durch das Geschenk von Pfauen gewinnen. Später waren diese Vögel in Griechenland sehr häufig, und merkwürdigerweise kamen sie erst durch Alexander den Großen nach Persien und dem inneren Asien, nicht von Indien aus. Noch größerer Luxus als in Hellas wurde in Rom mit Pfauen getrieben, und es wurde, obschon ihr Fleisch ziemlich ungenießbar ist, aus Luxussucht dasselbe dem der Hühner vorgezogen, so daß kein feines Mahl ohne Pfauenbraten denkbar war. Nach dem mittleren, westlichen und nördlichen Europa kam der Pfau ausschließlich durch die Römer. Im Christenthum wurde er zum Sinnbild einerseits der Hoffart, anderseits der Unsterblichkeit, weil man, unbekannt warum, sein Fleisch für unverweslich hielt. Während des ganzen Mittelalters behielt man den römischen Luxusgebrauch bei, an Festmahlzeiten Pfauen im Gefieder aufzutragen, und zwar geschah dies in goldenen und silbernen Schüsseln durch die Hausfrau selbst. Der Hausherr zerlegte das Gericht unter

Trompetenschall, und in Frankreich thaten die Ritter auf den Pfauenbraten Gelübde von oft höchst phantastischem Inhalte! Um dieselbe Zeit wie der Pfau kamen nach Europa auch der Fasan und das Perlhuhn, jedoch ersterer aus China und letzteres aus Afrika.

Die Taube war den Griechen der schnellste Vogel; als hätten sie die Taubenpost neuerer Zeit geahnt, gebrauchen ihre Dichter diesen Vogel stets als Sinnbild der Raschheit; in Dodona orakelten Tauben durch ihr Girren und Flügelschlagen den Willen des Zeus. Aber erst in der Blüthezeit des Griechenthums, im 5. Jahrhundert v. Chr., erscheint die Taube als Hausthier. Diese ihre Eigenschaft scheint von den Semiten herzurühren, bei denen sie heilig war. Es zeigt das die Taube des Noah, die heilverkündende mit dem Oelzweig als Sinnbild der Versöhnung, wie es die der Astarte in Syrien heiligen Tauben zeigen, deren Würde sich auf das griechische Abbild derselben Göttin, auf die liebreizende Aphrodite, übertrug. Nach Syrien kam aber die Taube aus Assyrien, wo die heilige Sage sie der Göttin Semiramis (eigentlich Istar, deren irdisches Königthum die Keilschriften nicht kennen) weiht, ja diese selbst sich in eine Taube verwandeln läßt. Das Christenthum behielt die Heiligkeit der Taube bei; sie wurde das Sinnbild des heiligen Geistes und das Bild der Unschuld und Reinheit, wie auch der reinen Menschenseele überhaupt; in Sagen und Legenden fliegen die Seelen schuldlos Hingerichteter als Tauben zum Himmel empor. In den Ländern der griechischen Kirche, wie in dem mit den griechischen Landen von jeher lebhaft verkehrenden Venedig wird die Taube noch in mächtigen Schaaren mit heiliger Scheu vom Volke betrachtet und sorgfältig gehegt.

Bescheideneren Ursprungs als die farbenschillernden Hühner sind unsere Schwimmvögel, die von den einheimischen wilden

Vögeln Europas stammenden Enten und Gänse. Die Gans wurde schon zu Homers Zeiten in Griechenland als Hausthier gehalten, doch nur in mäßiger Menge; im Norden ist sie weit häufiger; schon in der Schweiz sieht man sie selten, während von Sachsen und Schlesien an bis Pommern alles mit ihr überschwemmt ist. Schon im römischen Alterthum begann die scheußliche Thierquälerei, sie zum Zwecke der Vergrößerung ihrer Leber als eines Leckerbissens der Feinschmecker im Uebermaß zu mästen und dursten zu lassen. Nützlicher wurde ihre Feder, deren Kiel vom Aufgeben des Schreiberohrs zur Zeit der Völkerwanderung an bis in die Mitte unseres Jahrhunderts den alleinigen Vermittler der Gedanken zwischen deren Schöpfern und ihren Bewunderern, Kritikern und — Verächtern bildete. Jetzt ist sie (wenige Gelehrte und Ungelehrte ausgenommen) durch den allherrschenden Stahl verdrängt. Als Braten ist die Gans zu Martini im Kalender epochemachend. Ihr stattlicherer Bruder, der Schwan, ist ein Liebling der Mythe und Sage und eine Zierde der Gewässer von Städten und Schlössern.

Eine eigenthümliche Verwendung fanden in einzelnen Phasen der Kultur die zur Jagd abgerichteten kleineren Raubvögel, die Falken und Habichte. Dieser Gebrauch ist ein Eigenthum der nördlichen Völker; am frühesten scheint er bei den Kelten gewesen zu sein. Er beherrschte das feudale Mittelalter und breitete sich in dieser Zeit auch weit nach Asien aus, während dagegen ungewiß sein dürfte, ob ihn China, wo er noch heute blüht, nicht aus Indien bezogen hat, wo ihn schon der Grieche Ktesias im 5. Jahrhundert vor Christus erwähnte. Natürlich hat ihn das Schießgewehr überall verdrängt, wo diese ferntreffende Waffe eingeführt wurde.

Die Eule, der Haupttypus der Nachtraubvögel, wurde

gewürdigt, der Göttin Athene als Wahrzeichen zu dienen, ist aber bei uns Sinnbild der Finsterniß geworden.

Von den niedriger stehenden Thieren läßt sich in Bezug auf ihre Ausbeutung durch den Menschen nicht so viel sagen, wie von den Säugethieren und Vögeln. Die Schildkröte schenkt uns ihre kostbare Schale, die Schlange spielt eine Rolle in der Zauberei tiefer stehender Völker und hatte ehedem göttliche Bedeutung, wie sie noch jetzt Sinnbild der Ewigkeit ist. Die Fische legten den Grund zu einem weitverbreiteten Erwerbszweige und damit wahrscheinlich auch zur Schiffahrt. Der Biene danken wir Honig und Wachs und das Sinnbild des Fleißes, dem Schmetterling das der Unsterblichkeit, einer seiner Abarten aber das Gespinnst des kostbarsten Kleidungsstoffes. Noch anspruchslosere Thierchen liefern die prächtigen Schmucke der Perle und der Koralle.

Wir wenden uns nun zu den Pflanzen, welche für die Kultur des Menschen wichtig geworden sind. Unter denselben nimmt das Getreide die unzweifelhaft bedeutsamste Stelle ein, indem es zur Civilisation einen festern Grund gelegt hat, als jede andere Pflanze und jedes Thier. Nach ihm aber dürfen wir wohl ohne Bedenken im Range den Wein folgen lassen. Sein Vaterland ist Vorderasien; aber hier hat er seine Pflege verloren, wie überall, wo der weinfeindliche Islam seine gewaltthätige Herrschaft begründete, und sein neues Hauptgebiet ist Europa geworden. Auch hier hat der Islam, wo immer er eindrang, das begeisternde Lieblingsgetränk der Dichter zu untergraben gesucht: in Spanien ließ ein fanatischer Chalif den größten Theil der Weinreben ausrotten, und in Griechenland ist die Anzahl der einst hochgefeierten Weine, namentlich seiner Inseln Lesbos, Thasos, Chios, vor den krummen Säbeln zurückgewichen. Im Alterthum waren außer den griechischen auch mehrere italische Weine, wie der

Falerner u. a., weltberühmt; aber es gehörte stets zur Wohlanständigkeit, den Wein nur mit Wasser vermischt zu trinken; am Genusse reinen Weines erkannte man den maßlosen Säufer. Daß der Wein frisch und kühl erhalten wurde, dazu trug seine Aufbewahrung in steinernen Krügen viel bei; ihre Ersetzung durch die aus dem Norden eingedrungenen hölzernen Tonnen mag viel dazu beigetragen haben, daß der Vorrang unter den Weinen von den italienischen auf die französischen überging, welche die ganze Welt versorgen, während die deutschen und italienischen fast nur in der Heimat selbst Absatz finden, und die spanischen und portugiesischen (welche allein gerechten Anspruch auf den Namen „Sect" [vino secco] haben) mehr Luxusweine sind. Die Verpflanzung des Weinstocks nach den überseeischen Kolonien Europas hat theilweise schon recht gute Erfolge gehabt.

Der ursprüngliche Heimatgenosse des Weinstocks ist der Feigenbaum. Interessant ist, daß Homers Ilias die Feige noch nicht kennt und dieselbe nur in offenbar später eingeschobenen Stellen der Odyssee erwähnt ist, wie auch Hesiodos von ihr noch nichts weiß. Später aber wurde sie sehr stark angebaut, und der Perserschah Xerxes ließ sich täglich attische Feigen vorsetzen, um den bevorstehenden Feldzug gegen die Griechen nicht zu vergessen. Die Römer, welche die Feige von den Griechen erhielten, verlegten die Säugung ihrer Stadtgründer Romulus und Remus durch eine Wölfin unter einen Feigenbaum. Cato wies im römischen Senat eine noch frische karthagische Feige vor, um zu zeigen, wie nahe den Römern ihr Erbfeind stehe.

Das dritte Glied in der Dreiheit der antiken Kulturgewächse bildet der Oelbaum. An den Küsten des Mittelmeeres, wo er sein Vaterland hat (Aegypten ausgenommen), besonders in Vorderasien und allerdings später in Griechen-

land, wurde er ungemein hochgehalten; sein Holz wurde mit Vorliebe zu kostbaren Geräthen, sein Oel zum Salben nach dem Bade, vor dem Kampfe und nach dem Tode verwandt. Nur langsam entwickelte sich in Hellas sowohl die eigentliche Olivenzucht als Benutzung des Oels zur Nahrung und zur Beleuchtung. Zuerst sproßte der Oelbaum in Attika, wo die Mythe ihn als ein Geschenk der Schutzgöttin Athene betrachtete. Die griechischen Kolonien rings um das Mittelmeer waren stets auch Verbreitungsbezirke des Oelbaums, und dieselbe Bestimmung erfüllten die an Zahl und Ausdehnung so rasch zunehmenden römischen Provinzen.

Werfen wir einen Blick nicht nur auf die eben betrachteten drei wichtigen Kulturpflanzen, sondern auch auf alle ihre Verwandten der baum- und strauchartigen Gewächse, so muß uns ins Auge fallen, welche große Bedeutung diese weite Gruppe für die menschliche Gesittung hat. Der Ackerbau allein macht nämlich den Menschen noch nicht ansässig; auch Nomaden bebauen den Boden, verlassen ihn aber wieder, um es anderswo zu thun; die Baumzucht aber giebt der Niederlassung an bestimmten Orten ihre Vollendung, weil die Bäume einer Jahre lang fortgesetzten Pflege bedürfen, bis sie Früchte tragen und wenn sie darin fortfahren sollen. Hat aber der Mensch dies in Aussicht, so wird auch sein Haus fester; das Zelt weicht dem Holz- und dieser später dem Steinbau. Die Bäume, beziehungsweise Sträucher und ihre Früchte galten den Völkern stets als das hauptsächlichste Lockmittel, sich eines Landes zu bemächtigen. Bei wohlgesinnten Menschen wurde es daher auch immer als der ärgste Frevel betrachtet, im Kriege Baum- und Weinpflanzungen zu zerstören, was leider nur zu oft geschah; streng aber wurde diese Roheit vom mosaischen Gesetze wie von christlichen Regenten, z. B. vom Kaiser Friedrich Barbarossa, verpönt. Welche dichterische, religiöse und

volkswirthschaftliche Bedeutung die größeren Ansammlungen von Bäumen, die Wälder, haben, ist bekannt. Die längst versunkenen Wälder der Urzeit nützen uns noch jetzt mit ihrem Holz, der wärmenden Kohle und mit ihrem Harz, dem glänzenden Bernstein.

Der Kulturhistoriker Victor Hehn, dem wir die meisten der angeführten Thatsachen verdanken, macht darauf aufmerksam, daß die gegenwärtige Eintheilung Europas nach den üblichen Getränken und Speisewürzen in ein nördliches Bier- und Butter- und ein südliches Wein- und Oelland, deren Grenze ungefähr die Alpen bilden, nicht immer bestand. Wie noch heute sämmtliche Natur- und Kulturvölker, welche die Kultur des Weines nicht betreiben, entweder aus Getreide oder aus Honig ein anderweitiges berauschendes Getränk brauen und gähren lassen, also Bier oder Meth-Arten, so thaten dies einst auch die jetzt nur Wein trinkenden Völker rings um das Mittelmeer. Ja, was vielleicht wenig bekannt ist, gerade die Germanen, welche heutzutage als die Biertrinker par excellence gelten, lernten das Bier, dessen Bereitung immerhin einen fortgeschrittenen Ackerbau voraussetzt, unter den europäischen Völkern außer den Slawen am spätesten kennen. Auch ist merkwürdig, daß im späteren Mittelalter das Bier in Deutschland vor dem Weine in auffallender Weise zurückwich. Baiern war damals ein Weinland! Später hat eine Reaction Platz gegriffen, indem das Bier von Norddeutschland her den Süden wieder eroberte, heutzutage aber in Norddeutschland und in den slawischen Ländern der Branntwein dem Bier in besorgnißerregendem Maße das Feld streitig macht. Anders verhält es sich mit der Butter und dem Oel. Griechen und Römer bedienten sich der Butter nicht, obwohl sie deren Gebrauch bei den Skythen und Thrakern kannten, und das von ihnen vorgezogene Oel hat sich als ausschließliche

Speisezugabe noch nicht gleich dem Weine über die Alpen gewagt und wird wohl auch schwerlich jemals dazu gelangen, da der Butter ihre trefflichen Eigenschaften nicht abzusprechen sind.

Unter den Pflanzen, welche zur Kleidung des Menschen dienen, steht in der Kulturgeschichte jene voran, welche die rohe Bedeckung des Körpers mit Thierfellen verdrängte und auch die eine höhere Stufe einnehmende Bekleidung mit Wolle im Interesse der Reinlichkeit vielfach ersetzte, nämlich der Flachs. Schon seit undenklichen Zeiten war in den Kulturstaaten am Nil und in Vorderasien die Leinwand, das Gewebe des Flachses, gefertigt, beliebt und als ein Sinnbild der Reinheit geheiligt, das mit der Kleidung der ägyptischen Priester beginnt und in den Chorhemden der katholischen Geistlichen sich bis heute erhalten hat. Die Griechen kannten die Leinwand schon zu Homers Zeit. Aber bei ihnen wie bei den Römern war sie nur ausnahmsweise im Gebrauch, für Priestergewänder, für Panzer im Kriege, für Frauen der vornehmen Stände. Als Volkstracht kam sie merkwürdigerweise im Norden auf, und das Hemd ist eine gallische Erfindung, welche erst durch Kelten oder Germanen bei den bereits entarteten Römern Eingang fand. Sprechend ist in dieser Beziehung, daß die Göttinnen der Germanen, Hulda und Berchta, ursprünglich eine und dieselbe, sowohl selbst spannen, als das Spinnen der Frauen ermunterten, die der Griechen und Römer aber nicht. Außer der großen Reform in der Kleidung, mit welcher auch die der Betten zusammenhängt, hat die Verbreitung des Flachses, mittels dessen sich brauchbarere Segel anfertigen ließen als von anderen Stoffen (Fellen und Leder), auch zur Verbesserung der Schiffahrt und durch die Erfindung des billigen Linnenabfallpapiers zur Ausdehnung der Schreibekunst beigetragen. Wie sehr die Leinwand auch die Malerei gefördert hat, bedarf keines Nachweises. Seit der Entdeckung

und Ausbeutung überseeischer Länder hat die aus Indien herkommende Baumwolle der Leinwand im Gebiete der Kleidung starken Eintrag gethan.

Zum Schmuck, namentlich des schönen Geschlechts, wie auch zu Sinnbildern, die demselben entsprechen, dienten seit unvordenklichen Zeiten die zwei lieblichen Blumenarten: Rose und Lilie; schon die Griechen der homerischen Zeit nannten die Eos, die Göttin der Morgenröthe, die „rosenfingerige“, die Haut schöner Menschen eine lilienzarte. Die Dichterin Sappho liebte die Rosen über Alles und verwandte sie mit Vorliebe zu Gleichnissen. Auch das alte Testament ist reich an Rosen- und Lilienbildern. Nirgends aber ist man so verschwenderisch mit der Rose umgegangen wie in Persien, wo die duftenden Rosengärten mit der schlagenden Nachtigall die Poesie und die Ueberlieferung aller Zeiten erfüllen. Reich ist die hellenische Mythologie an Sagen von der Entstehung beider Blumen, z. B. der Rose aus dem Blute des Adonis. In der Zeit des Verfalls der römischen Zucht und Sitte wurde auch mit Rosen, die man im Winter aus Afrika kommen ließ, unsinniger Luxus getrieben, der Boden damit bestreut, Betten damit gefüllt, die Häupter der Liebenden wie der Zechenden damit umkränzt, ja die Becher selbst. Seit altem schmückte man auch die Gräber mit Rosen. Verbreitet war ferner schon früh der Gebrauch der Rose zu wohlriechenden Essenzen. Das Christenthum nahm die Rose als Bild der Liebe, die Lilie als das der Unschuld auf, und das Mittelalter fuhr in der Verehrung beider Blumen fort. Dante gab dem Paradies, dem Sitze der Seligen im Himmel, die Gestalt einer Rose, und die „mystische“ Rose spielte eine große Rolle in den Dunkelheiten der Scholastik. In das Wappen von England kamen die Rosen, die sich als weiße und rothe bekämpften, wie in das von Frankreich die Lilien. Der Papst reicht noch

heute jährlich einer um seine Kirche verdienten Fürstin eine goldene Rose.

In ähnlicher Weise hat die Cypresse ihre Geschichte als Baum der Trauer, die Palme die ihrige als Sinnbild des Sieges. Eine für die Kultur ungleich bedeutsamere Vergangenheit und Zukunft hat der Maulbeerbaum, dessen Blätter die Seidenraupe zu den kostbarsten aller Gespinste verarbeitet, und haben die verschiedenen Obstarten, über deren Verpflanzung aus Asien nach Europa sich Bücher schreiben ließen. Es war eine lange Arbeit, in welcher Natur und Mensch wetteiferten während des Werdens und Blühens der klassischen Kultur, Südeuropa mit Asiens Naturschätzen zu bepflanzen, aus ihm einen neuen Orient, besäet mit den herrlichsten Früchten, zu schaffen. Die Kriegsleidenschaft, der Aufwand und die Liederlichkeit des römischen Kaiserreiches verursachten einen Rückgang in dieser schönen Entwickelung, indem sie das Land durch Soldaten und Steuerpächter aussogen, und seitdem hat sich Vieles verändert! Der Süden Europas ist nur noch eine Ruine, welche ahnen läßt, was er einst war, und die Kultur in allen ihren Gebieten vertheilt sich weiter und breiter, namentlich seit der Entdeckung und Kolonisirung der überseeischen Länder. Der Reis z. B. kam aus Süd- und Ostasien (dessen Hauptnahrung er bildet) nach Afrika und Europa, fand ein neues Feld in Italien und ein noch größeres in den Süd-Staaten Nord-Amerikas, während umgekehrt der Mais aus der neuen in die alte Welt zog, so daß Italien jetzt zwei Nationalgerichte hat, die dem äußersten Osten und Westen entstammen — Risotto und Polenta. Der arabische Kaffee wanderte nach den Tropen der neuen Welt, und umgekehrt verbreiteten sich von daher das „stinkgiftige Schmauchkraut“, wie der Gesundheitsapostel Ernst Mahner den vielgeliebten und selten gehaßten Tabak nannte, aus jenen

Gegenden, wo ihn die Indianer in steinernen Friedenspfeifen dem großen Geiste geopfert hatten, und die Kartoffel, unser unentbehrlichstes Gemüse, — über die ganze Erde. Mit ihnen wetteifern in solch allgemeiner Verbreitung zwei weitere Genußmittel: der aus Nordindien stammende, angenehm anregende Thee und der das Leben versüßende, Asien ursprünglich angehörende Zucker.

Die Türken, welche seit etwas mehr als einem Jahrhundert vor der großen Entdeckung des Columbus unter Verwüstungen in Europa einbrachen, kamen, das muß man ihnen lassen, doch nicht ohne Geschenk; sie brachten eine Menge Blumen und Früchte mit, wie z. B. die dem Turban seinen Namen gebende Tulpe, die in Holland ein seltsamer schwindelhafter Börsenartikel wurde, die schön blühende wilde Kastanie, den Kirschlorbeer, die Akazie und den Buchweizen.

Unter den Gewächsen, welche für die Kultur Europas und der Gesammtoberfläche eine geringere Bedeutung besitzen, als für diejenigen einzelner außereuropäischer Länder und Gegenden, finden wir mehrere sehr charakteristische. Ein großer Theil Nordafrikas, besonders das heutige Aegypten, sowie Arabiens und seiner Umgebung, nährt sich in so hohem Maße von der Dattel, daß dieselbe bei den Fellahs vorzugsweise „die Speise" (makûl) genannt wird, ähnlich wie wir „Brot" für Nahrung sagen. Solche Hauptnahrungsmittel sind, wie für Süd- und Ostasien der Reis, für Indien und die ganze östlich davon den großen Ocean durchziehende Inselwelt die Kokosnuß und die Banane, daneben aber noch in Celebes, Neuguinea und den zwischen beiden liegenden Inseln der Sago, in Polynesien aber die Brotfrucht, die Bataten und die Wurzeln von Taro und Yam. Noch eine bedeutend weiter greifende Verwendung findet aber die Kokospalme, besonders in Indien und seinen Inseln. Ihr Stamm liefert

Balken, Masten und Wasserrinnen, die Wurzeln geben Körbe und andere Flechtwerke, die Rindenfibern und Nußfasern Stricke, Teppiche, Netze &c., das Laub Futter für die Elephanten, das Herz der Krone den Palmkohl, die Blätter Sonnenschirme, Dachbedeckung, Körbe, Fackeln, Speiseplatten, die Rippen der Blätter Fischreusen, der Saft der Nuß ein erfrischendes Getränke, das Oel des Nußkernes Salben, der ausgepreßte Kern Viehfutter, die Schale Trinkgefäße, der Blüthensaft Palmwein &c. Ebenso vielseitig ist in China und umliegenden Ländern der Gebrauch des Bambus. Er dient zum Bauen, zu Schreibepinseln, zu Möbeln und Betten, Speerschäften, Trinkbechern, Flöten, Eßstäbchen, Tabakpfeifen, Regenschirmen und Fächern, zu Hecken und Schattengängen, Thürvorhängen und Kehrbesen, Vogelkäfigen und Wasserrädern, Wasserleitungen und Segelrippen, Blasbälgen und Orgeln, Dachrinnen und Schiebkarren, zu Papier, zu Hüten und zur Feuerung, sowie zum Prügeln der Missethäter. Die Blätter werden auf Seide genäht, um Regenmäntel zu fertigen, in Haufen zusammengekehrt, um als Dünger zu dienen, zu Strohmatten geflochten, um Häuser zu decken. Das Holz wird, in Ruthen gespalten und in Stücke zerschnitten, zu Körben und Mulden verarbeitet, in Taue gedreht, zu Decken geflochten; es wird in Matten gewirkt für Theaterdecorationen, Schiff- und Wagendächer und Waarenkisten; selbst das Abgeschabte wird als Werg aufgelesen und mit dem Schabsel des indischen Rohrs vermischt, um Matratzen auszustopfen. Die zarten Schößlinge werden zur Nahrung angebaut und bei angemessener Höhe gekocht und eingemacht. Die Wurzeln werden zu phantastischen Bildern von Menschen und Thieren, zu Laternengriffen und Stöcken geschnitten oder zu Stäben, die als Orakel dienen.

Noch weiter ließe sich dieser Gegenstand ausspinnen; das Gesagte möge genügen, um zu zeigen, in wie mannigfaltiger

Weise der Mensch die unter ihm stehende organische Welt sich zu seinem Nutzen dienstbar zu machen wußte, und in wie hohem Grade er sich auch hierin selbst von den am höchsten stehenden Thieren unterscheidet, von denen keines jemals auf einen eigenen Gedanken in Beherrschung der Natur verfallen ist.



V.

Das Eden der Antipoden.



Es ist ein auf allen Kulturstufen und in allen Zeiträumen der Geschichte vorgefundener Zug des Menschenherzens, daß es den Trost über Widerwärtigkeiten des Lebens in idealen Zuständen sucht, die entweder in der Urzeit des Menschengeschlechtes oder in einer Wiedergeburt nach dessen gefürchtetem Untergang oder endlich in sehr weiten Fernen gesucht werden. In diesen Zuständen leben die Beglückten ohne Kummer und Sorgen, ohne Noth und Pein, ohne Kampf und Streit, rein sich selbst und ihren Mitwesen zur Lust und Freude. Man hat sich zu verschiedenen Zeiten den Kopf zerbrochen, wo das „Eden“ der heiligen Sage des hebräischen Volkes, das einen solchen Zustand schildert, zu suchen wäre. Natürlich hat man es nicht gefunden; aber es ist merkwürdig, daß einer der für den christlichen Glauben begeistertsten Sänger, der die von seiner Zeit heilig gehaltenen Dinge in den erhabensten Dichterworten feierte, der edle Florentiner Dante Alighieri, das Eden der Bibel zu den Antipoden verlegte, zu den Antipoden, deren Dasein die Kirchenväter, tausend Jahre vor ihm, als eine gottlose Annahme geleugnet hatten, weil, wie sie sagten, die Bäume nicht abwärts wachsen, das Wasser nicht oben bleiben könne, ohne nach unten abzufließen. Dante nahm

auf der uns entgegengesetzten Seite der Erdkugel einen Berg der Reinigung (Purgatorio) an, welcher dem entsprach, was die katholische Kirche das Fegfeuer nennt, einen Uebergangsort für jene, welche, ohne zur Hölle verdammt zu sein, doch den Himmel noch nicht verdient haben und vor Zulassung in denselben ihre Sünden abbüßen müssen. Dieser kegelförmige Berg, mit sieben concentrischen Terrassen, auf denen die Fehlbaren nach Maßgabe der sieben Todsünden verweilen, bis die Stunde der Erlösung für sie schlägt, hat nach Dantes Vorstellung einen flachen Gipfel, auf dem die vier Ströme entspringen, an deren Quelle der Baum der Erkenntniß steht, unter welchem unsere ersten Voreltern durch ihre Sünde den Tod und das Elend in die Welt gebracht haben. Nun ist es ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß nicht ganz ein halbes Jahrtausend nach Dante europäische Seefahrer bei unseren Antipoden zwar nicht einen Berg, aber eine Menge Inseln kennen lernten, auf welchen sie, wenn nicht das Eden der Bibel, doch Zustände zu finden glaubten, welche den paradiesischen ziemlich nahe kämen. Es verhält sich dies nun allerdings nicht so; auch dort waltete nicht nur der Tod, sondern auch Krieg, Grausamkeit aller Art und die Sklaverei eines unerbittlichen Ceremonialgesetzes; allein im ganzen kommt doch kein Theil der Erde in seinem physischen Charakter und in den Anschauungen seiner Bevölkerung dem, was wir als paradiesisch aufzufassen uns gewöhnt haben, so nahe, wie die Inseln der Südsee.

Die Wissenschaft der Geologie hat es außer Zweifel gestellt, daß die Südsee-Inseln, wenn auch nicht alle, doch der ganze west-östliche Strich von Neu-Guinea bis zur Osterinsel, also Polynesien mit Ausnahme von Neuseeland und den Hawaii-(Sandwich-) Inseln, einst in nebelgrauer Urzeit zu einem ungeheuern Continent gehörten, der zum größten Theile versank

und dessen höchste Berge jetzt noch als Inseln aus der blauen salzigen Flut emporragen. Die hohen Inseln jener Gegend sind vulkanische Producte des jetzt unter dem Meeresboden tobenden feurigen Elementes; die niedrigen sind Korallenriffe, die von den nimmermüden Polypen um die versinkenden Berggipfel herum angelegt wurden. Das Klima ist ein äußerst glückliches, weder zu warm noch zu kalt, es fehlen reißende und sonst schädliche Thiere, das Pflanzenreich bietet dar, was der genügsame Mensch braucht, die landschaftliche Scenerie ist durch die nahe Verbindung von Gebirg und Meer, diesen zwei Hauptschönheiten der Erde, außerordentlich reich an den berückendsten Reizen — was will man mehr zu einem vollendeten Eden als gutgeartete, harmlose Menschen, und diese fand man auch auf manchen der Inseln; — freilich, durch die Kultur Europas, welcher diese Naturkinder nicht gewachsen sind, ist vieles anders geworden. Die Bewohner sind jetzt civilisirter, sie fressen sich nicht mehr auf und beten keine Klötze mehr an (wenigstens vorwiegend), aber dafür sterben sie aus und ihr völliges Verschwinden ist nur noch eine Frage der Zeit. Bei allem dem haben jene Inseln noch immer einen gewissen verführerischen Klang für uns; die Seefahrer des achtzehnten Jahrhunderts, ungeachtet ihr erster, Cook, auf Hawai ermordet wurde, wie schon der erste Weltumsegler, der Portugiese Magalhães, auf den Marianen fiel, sowie ungeachtet Lapeyrouse in jenen Meeren spurlos verschwand, haben in dem idyllischen Geschmacke ihrer Zeit, der einen J. J. Rousseau zur Sehnsucht nach der Kulturlosigkeit verleitete, und aus Opposition gegen die trostlosen Zustände der europäischen Mutterländer, den paradiesischen Ruf der Südsee-Inseln fest begründet. Und doch geht so vieles vor sich, was geeignet wäre, diesen Ruf zu untergraben! Die egoistische Politik und der berechnende Handelsgeist haben sich jener

schönen Eilande bemächtigt. Die nüchternen Söhne des Reichs der Mitte fangen an, sich an der Stelle der aussterbenden Polynesier einzunisten, die Kolonialinteressen verschiedener Mächte suchen jene „Paradiese" auszubeuten, man handelt um Tonga, Samoa, Tahiti, Hawaii, und Europas Nationen streiten sich mit der amerikanischen Union darum. So ist denn, was man dort Poetisches gefunden hat, im Untergehen und Verschwinden begriffen und gehört bald der Vergangenheit an, wie die Größe Aegyptens und Assyriens, wie die Reiche der Inkas und der Azteken. Nichts indessen von den Eigenthümlichkeiten der Südsee-Insulaner ist schon so sehr dahingeschwunden wie ihre eigenartige Religion. Ihre merkwürdige Art des Körperschmuckes, das Tätowiren, ihre reichverzierten Waffen, ihre Wohnungen, ihre schnellen und praktischen Kanoes, ihr Familienleben, ihre Stammes- und Staatsverfassung, alles ist noch mehr oder weniger vorhanden; allein die alte Religion der Polynesier schwindet vor der rastlosen Thätigkeit der Missionäre mehr und mehr dahin und ist nur noch auf den entlegensten Inseln und hier wohl nur noch in den rohesten Formen zu finden. Gerade dieser Punkt aber ist wahrscheinlich bei keinem zu den „Naturvölkern" gehörigen Volksstamme zu so bedeutender Ausdehnung gelangt, wie bei den Polynesiern. Ihre Mythologie ist nicht ein planloses Durcheinander wie jene der meisten Negerstämme Afrikas und Indianervölker Amerikas, sondern sie verträgt fast ebenso sehr eine wissenschaftliche Darstellung wie die mythologischen Systeme der Kulturvölker. Was aber besonders merkwürdig ist, — in der polynesischen Mythologie finden wir die überraschendsten Anklänge an diejenige europäischer und asiatischer Völker von unserm, dem indoeuropäischen Menschen- und Sprachstamme, so daß angenommen werden könnte, die Südsee-Malaien hätten,

bevor sie sich auf das Meer gewagt, in Asien als Nachbarn arischer Völkerstämme gelebt.

Beinahe durch die ganze Inselwelt der Südsee steht ein Gott mit übereinstimmendem Namen, Tagaloa, Tangaroa, Taaroa, Kanaloa als Weltschöpfer an der Spitze der Götterwelt, deren übrige Glieder seine Kinder sind. Wie überall der Gatte der Erdgöttin der Himmelsgott ist, so nimmt auch Tangaroa oder wie er sonst heißt diesen Rang ein. Da indessen das Meer das Lebenselement der Polynesier ist, so stehen die Mythen von Tangaloa mit besonderer Vorliebe in Verbindung mit der Salzflut. Das Meer ist ein Abbild des Himmels, den es widerspiegelt, gleich endlos, wenigstens scheinbar, wie letzterer, ebenso blau mit gleich Wolken weiß schäumenden Wogen. Nach der auf den Tonga- und Samoa-Inseln erzählten Mythe hat Tagaloa diese Eilande an einer Angel aus dem Meere herauf gefischt; aber die Schnur der Angel riß, das Gefischte zerbrach, und was ein großes Festland hätte werden sollen, wurde zu einer Menge Inseln. Andere Inselgruppen besitzen ähnliche sinnige Sagen. Ueber die Erschaffung der Menschen wird auf Tonga berichtet: Tagaloa, welcher in Bolotu, dem Paradies im Westen, wohin die Seelen der Verstorbenen gelangen, wohnte, sandte seine beiden Söhne mit ihren Weibern aus, um das geschaffene Land, das er bereits mit Pflanzen und Thieren belebt hatte, auch mit Menschen zu bevölkern. Der jüngere der beiden Brüder, Vako-aki-uli war klug und geschickt und verfertigte täglich erstaunliche Dinge, daher ihn sein älterer Bruder Tubo, welcher faul war, aus Neid erschlug. Da bestrafte Vater Tagaloa den Mörder damit, daß er schwarz wurde, während er die Nachkommen des Gemordeten hell machte und ihnen ein besseres Land gab. Die Europäer, welche diese Sage vernahmen, hielten sie für eine Variation der Geschichte von

Kain und Abel; aber die ältesten Männer der Inseln versicherten, sie von ihren Vätern erzählen gehört zu haben. Nach der Sage in Samoa sandte Tagaloa, um das Land zu bevölkern, seine Tochter Tuli oder Turi aus, welche als Schnepfe vom Himmel herabflog und sich auf dem Lande niederließ, das darauf größer wurde und sich mit Erde und Pflanzen bedeckte. Aus den faulenden Stengeln und Blättern einer Kriechpflanze entstanden Würmer, und als Tuli diese mit dem Schnabel entzwei pickte, wurden Menschen daraus. Nach einer andern Sage machte der Gott Ngai aus einem Weinstock den ersten Menschen; wir finden auch bei Persern, Griechen und Germanen diese Menschenschöpfung aus einem Baum oder Strauch. Es spricht aus diesen Mythen wieder die Sehnsucht des Menschen nach dem Unendlichen, das er mit Recht im „Himmel“ sucht, zu welchem sich zu erheben der Erde unmöglich ist, so daß die Schnur reißt und die Erde zerschellt unten bleiben muß. Ebenso sinnig ist es, wenn die Sonne als linkes Auge, d. h. nach dortiger Vorstellung als Sitz der Seele (und der Mond als rechtes Auge) des Himmelsgottes Tagaloa angesehen wird, und dies ist um so merkwürdiger, als die alten Germanen von ihrem Himmelsgotte Odin (Wotan) genau dasselbe erzählten, allerdings mit der vertieften Fassung, daß er sein eines Auge (die Sonne oder den Mond) hergegeben habe, um aus dem Brunnen Mimirs Weisheit zu trinken, aus dessen Grund es noch emporblicke (Sonne oder Mond im Wasser abgespiegelt). Tangaroa ist aber auch gleich dem griechischen Zeus und dem italischen Jupiter der Gott des Gewitters, dessen Blitze er niederschleudert. Als Herr des Meeres wurde Tangaroa natürlich auch der Beschützer der Schiffahrt und des Fischfangs. Es ist daher eine verbreitete Auffassung, daß die Wolken als Schiffe des Himmelsgottes galten und die Insulaner die ihnen imponiren-

den Schiffe der Europäer aus den Wolken gekommen glaubten, wie auch eine dunkle Prophezeiung dahin ging, es werde ein Schiff aus den Wolken kommen, ein Götterschiff, um die Menschen zu entführen. Schiffe, auf denen die Todten nach dem Jenseits fahren, sind in den Sagen aller Völker ungemein häufig.

In Neuseeland ist Tangaroa mit der Zeit sogar ausschließlich zum Gotte des Meeres und seiner Thierwelt geworden und hat in seiner ursprünglichen Würde als Himmelsgott den Namen Rangi (auf Tonga Langi) erhalten. Wie in Tahiti und auf anderen Inseln erzählt wurde, Tangaroa habe mit dem Felsen Papa, d. h. der Erdgöttin, alle anderen Götter und die Menschen erzeugt, so ist in Neuseeland Papa, die Erde, die Gattin Rangis, des Himmels. Das geht aus der vielfach verbreiteten merkwürdigen Mythe der Maoris auf Neuseeland hervor, nach welcher jenes Ehepaar einst fest verbunden war, aber von seinen Söhnen, die den von ihnen beschützten Pflanzen, Thieren und Menschen Luft und Licht schaffen wollten, auseinander gesperrt wurde. Da nahm, schließt die Sage, das helle Licht in der Welt zu, und die Wesen, welche zwischen Rangi und Papa verborgen waren, ehe diese getrennt wurden, vermehrten sich jetzt auf der Erde. „Bis auf den heutigen Tag ist der Himmel noch immer von seiner Gattin, der Erde, getrennt geblieben. Doch ihre gegenseitige Liebe besteht noch immer; die sanften warmen Seufzer ihres liebenden Busens erheben sich noch immer zu ihm, aufsteigend von den waldigen Bergen und Thälern, und die Menschen nennen sie Nebel; und der weite Himmel, der die langen Nächte über die Trennung von seiner Geliebten trauert, läßt häufig Thränen auf ihren Schoß fallen, und Menschen, welche diese sehen, nennen sie Thautropfen."

Diese Mythenform ist offenbar eine sehr junge, und den-

selben Charakter haben auch die auf anderen Inseln vorkommenden Variationen. Auf Samoa z. B. wird die Sage so erzählt: Der Himmel war der Erde so nahe, daß die Menschen kriechen mußten. Als dann die Pflanzen den Himmel etwas empor drängten, war der Zwischenraum noch immer so eng, daß die Menschen mit den Köpfen anstießen. Da kam ein Mann, der zum Dank für einen Trunk, den ihm eine Frau reichte, den Himmel emporstieß — offenbar ein Gott oder Halbgott; denn auf Tahiti erweist der Gott Ru, auf Rarotonga ein göttlich verehrter Mensch, „der Himmelsheber", den Menschen jenen Dienst.

Merkwürdig ist, daß die „Emporhebung des Himmelsgewölbes" auch in der Mythologie des Nillandes, wo sie dem Gotte Ra-Ptah, d. h. dem Sonnenfeuer, zugeschrieben wird, eine Rolle spielt.

Während Tangaroa im ganzen doch ein nebelhaftes Wesen ohne Farbe und Charakter ist, erblicken wir in Maûi (sprich: Ma—u—i), zugleich Gott und Heros, die lebenvollste Figur der polynesischen Mythe. In Tonga trägt Maui, wie bei den Griechen Atlas den Himmel, die Erde auf seinem Rücken, und wenn er sich bewegt, entstehen Erdbeben. Wahrscheinlich ist er indessen ursprünglich Eines mit Tangaroa; denn es wird von ihm in Tonga sowohl als in Neuseeland jenes Landfischen erzählt, ja in Tonga sogar dasselbe Verhalten wie in Samoa von Tagaloas Tochter Tuli. Wie die alten Griechen drei auf einander folgende oberste Götter annahmen (Uranos, Kronos, Zeus), welche ursprünglich alle der eine Zeus sind, so wurde in Tonga von drei Mauis, Vater, Sohn und Enkel, erzählt, und wie Kronos den Uranos, Zeus den Kronos stürzt, so zerbricht der jüngste Maui seinem Großvater die Knochen, daß er matt und lahm unter der Erde liegt, um ihm das Feuer zu rauben und den

Menschen zu bringen, wie der hellenische Prometheus. Auf Tahiti schuf Maui die Sonne und hielt sie mit Stricken fest, damit sie nicht schneller gehe, als er für gut fand. Auf Hawai stieg der älteste von 14 Mauis zur Sonne empor, um ihre Strahlen einzufangen und gleich Prometheus als Feuer auf die Erde zu bringen; auch versuchte er die Inseln zu einem Festlande zu vereinigen, allein als er sie in einen Kahn packte und diesen hinter sich herzog, riß der dazu dienende Haken, und sein Plan mißlang. In Neuseeland giebt es vier Mauis, deren jüngster der Hauptheld ist. Er fängt die zu rasch gehende Sonne mit Stricken ein und zügelt ihren Lauf. Er tödtet seine beiden Kinder, fischt mit ihren Kinnbacken Neuseeland (**Ika te Maui**, Fisch des Maui) (wie der nordische Thor die Midgardschlange) aus dem Meere und aus den rechten Augen der beiden Kleinen werden Morgen- und Abendstern. Er mißt die ganze Welt aus, die er mit raschen Schritten durchwandert; er lehrt die Menschen Kähne und Häuser bauen. Fügen wir noch hinzu, daß er aus dem Meere geboren und nach einer Sage von der als Göttin Hine personifizirten Nacht verschlungen wird, so ist leicht zu erkennen, daß wir es hier mit dem Sonnengotte zu thun haben, welcher in den meisten Mythologien sich allmählich aus dem Himmelsgotte (oder auch umgekehrt) entwickelt hat. Auffallend ist die Aehnlichkeit seines Charakters mit dem des griechischen Herakles. Er ist wahrscheinlich der Mittelpunkt einer jüngern Periode der polynesischen Mythe wie Tangaroa derjenige der ältern.

Unter den Göttinnen steht voran Hina oder Hine, Tagaloas Gattin, ursprünglich wohlthätige, aber zugleich reizbare Göttin der Nacht und des Mondes zugleich; in späterer Zeit wurde das Princip der Nacht unter dem Namen Po von ihr getrennt, ohne zu einem wahrhaft persönlichen Wesen zu werden. Eine Legende der Maoris sagt: „Im

Anfang war das Po, das Po erzeugte das Licht, das Licht erzeugte nun erst verschiedene Arten des Lichtes, dann aber das Nichts und seine Stufen, das Nichts zeugte die Feuchtigkeit, diese den Himmel, der Himmel mit der Erde den Nebel, den Tane und die Paia und diese beiden letzteren den Menschen."

Weiter ausgesponnene Genealogien und Schöpfungssagen dieser Art besaßen die Priester auf Hawai, welche einen geheimen Orden bildeten, in den außer ihnen nur die Könige aufgenommen wurden, — wie in Aegypten; — ihre Sprache ist so alterthümlich, daß sie von den jetzigen Kanaken kaum mehr verstanden wird. Bastian hat eine solche Arbeit aus Honolulu mitgebracht. Ihr Titel ist: He Pule Heiau (das Tempelgedicht) und die erste Strophe lautet:

Hin dreht der Zeitumschwung zum Ausgebrannten der Welt,
Zurück der Zeitumschwung nach aufwärts wieder,
Noch sonnenlos die Zeit verhüllten Lichtes,
Und schwankend nur im matten Mondgeschimmer.
Aus Makaliis mächt'gem Wolkenschleier
Durchzittert schattenhaft das Grundbild künst'ger Welt
Des Dunkels Beginn aus den Tiefen (Wurzeln) des Abgrunds,
Der Uranfang von Nacht in Nacht,
Von weitesten Fernen her, von weitesten Fernen,
Weit aus den Fernen der Sonne, weit aus den Fernen der Nacht.

Und so setzt sich durch etwa 690 Verszeilen von verschiedener Länge hin in der melodischen, vokalreichen Sprache der Südsee eine so tiefsinnige Kosmo- und Theogonie fort, daß man über solche Gedanken bei einem „Naturvolke", das niemals eine Schrift kannte und alle Geistesarbeit nur mündlich fortpflanzte, staunen muß. Die Zahl der aufgezählten Schöpfungsperioden beträgt acht, welche wir hier nur kurz charakterisiren können. In der 1. entstehen aus dem nächtlichen Urgrund (Kumulipo), dem polynesischen Chaos oder Ginnungagap, die

niedrigsten Pflanzen und Thiere (Korallen, Würmer, Muscheln ꝛc.) und hebt sich das Land, aber noch ist „Nacht überall" (Po no), wie der Refrain heißt; in der 2. Periode erscheinen die Blätterpflanzen, Insekten, Vögel und es beginnt zu dämmern, in der 3. entstehen die Fische, Wale und Tritonen, in der 4. die Schildkröten, Nutzpflanzen ꝛc., in der 5. die Schweine (ehedem die höchsten und nützlichsten Säugethiere jener Inseln) und die Nacht scheidet sich vom Tag; in der 6. treten die Mäuse und die Tümmler (!) auf, in der 7. zum Voraus (wie schon in der 5. die Anlagen zum Verstand und Unverstand und die Geschicklichkeiten, so jetzt) die Seh- und Hörbilder, die Gedanken, Betsprüche, Zauberformeln, und endlich in der 8. der Mensch (Kanaka), das Weib (Wahine) und die verborgenen Götter. Nun heißt der Refrain nicht mehr Po no, sondern A-o (Licht), es beginnen die Kinderzeugungen der ersten Menschen, und es heißt der Refrain Ua-ao (fortdauerndes Licht), es folgt aber der Sündenfall der ersten Frau (Lailai) und dann die Geburt ihres Sohnes Kumahaina, des Stammvaters der Königsfamilie, von welchem 1077 Geschlechterfolgen bis auf den jetzt regierenden König Kalakaua gerechnet werden, deren Aufzählung aber, die das Gedicht noch wesentlich vergrößern, Bastian nicht aufgenommen hat. Wahrscheinlich haben sie indessen nicht einmal den mythischen, geschweige denn historischen Werth derjenigen der Inachiden, Adamiden oder Maschianiden. Aehnliche riesige Stammbäume besitzen auch die Maoris.

Die Sterne galten als die Kinder von Sonne und Mond und diese wieder als die Geretteten aus der allgemeinen Flut, von welcher es in Polynesien, dessen Mythologie stets Himmel und Meer vermengt, eine Masse verschiedener Sagen giebt. Meist wird durch ein solches Ereigniß, welches Tangaroa im

Zorne über die Menschen herbeiführte, die Beschaffenheit Polynesiens erklärt, dessen Bergspitzen allein noch über die Flut emporragen. Stets wird aus der Flut eine Familie gerettet, welche Thiere aller Art, sei es in einem Kahn, sei es in eine unterirdische Höhle mit sich genommen hat. Es ist bekannt, daß sich die Flutsage über die ganze Erde hinzieht; Skandinavien, Griechenland, Phrygien, Chaldäa, die Juden, Indien, China, Mejico kennen sie; aber merkwürdig ist, daß in keinem dieser Länder der Augenschein so nothwendig auf diese Annahme hinleitete, wie in Polynesien. Darum fließt in allen anderen Flutsagen das Wasser wieder ab, — in Polynesien nicht.

Nach Tangaloa und Maui ist der wichtigste Gott Tane-Mahuta, der ein Sohn Rangis und Papas und mit seinem Weibe Paia, Stammvater der Menschen ist; seine Bedeutung wechselt auf verschiedenen Inseln als Kriegs-, Vulkan-, Donner- und Sturmgott. In Tonga und Samoa heißt er Hikuleo, er ist Herrscher des Todtenreiches. Wahrscheinlich sind andere Sturm- und Kriegsgötter Spaltungen desselben, so Tu auf Neuseeland, der in Hawai Ku heißt und in Tahiti als Tuaraa-tai Meeresgott ist, dasselbe auch als Rua mit Beisätzen auf verschiedenen Inseln. Zu den Hauptgöttern gehörte nur noch Lono, Roo oder Rongo, ein Wolken- und Gewittergott, für welchen in Hawai Cook gehalten wurde. Die übrigen Götter waren den einzelnen Inseln eigenthümlich und ohne allgemeine Bedeutung. Von Interesse ist unter ihnen nur Oro, der Hauptgott von Tahiti, ein Sohn Taaroas und Stammvater der Menschen; er galt als Vater des Königs, bei dessen Thronbesteigung die Feste ihm zu Ehren gefeiert wurden, auch als Herr der Unterwelt (Po), wo er die Todten fraß und wieder gereinigt von sich gab. Den Regen nannte man seine Thränen. Die geheime Gesellschaft der Areoi ehrte

in ihm ihren Stifter und überhaupt alles den Kulturbringer. Auf Hawai hatten natürlich die Vulkangötter, die Göttin Pele und ihr Gefolge große Bedeutung; sie wohnte im imposanten Feuersee Kilauea. Kamehameha, der erste Gesammtherrscher von Hawai (vor hundert Jahren), war ihr besonderer Verehrer und glaubte ihr daher seinen Sieg zu verdanken.

Der Wohnsitz der Götter wird in Polynesien auf verschiedene Weise gedacht, und ebenso auch der Aufenthalt der Verstorbenen, der zum Theile, soweit es Bevorzugte (Häuptlinge, Priester, Areois) angeht, mit ersterem zusammenfällt. Als Wohnsitz beider, der Götter und der Seelen, gilt auch das Po, wie sonst die ewige Finsterniß hieß, das mit den 7—10 Himmeln, in denen jene meist wohnen, entgegen früherer offenbar strenger Scheidung des Wohnsitzes beider, im Laufe der Zeit auf verschiedene Weise verschmolzen worden ist. Auch die fabelhafte Insel Bulotu, ein mit allen Herrlichkeiten Polynesiens in erhöhtem Maße ausgestattetes Land, in welchem aber alles schattenhaft erscheint, galt in fortschreitender Verwirrung auf Tonga und Samoa bald als Aufenthalt der Götter, bald der Seelen, doch ohne daß man je einen Verkehr zwischen beiden annahm; auch anderswo ist an solchen Zauberinseln kein Mangel, in welchen namentlich die Schweine, der Polynesier Lieblingsbraten, nicht vergessen werden. In Tonga leben nur die Seelen der Vornehmen nach dem Tode fort; von Vergeltung im Jenseits ist aber nirgends die Rede, ausgenommen von Bestrafung für Verletzung der Ceremonialgesetze. Auf dem Wege nach dem Todtenreiche hat die Seele allerlei Gefahren zu bestehen; sie muß durch unterirdische Räume, durch Wasser 2c. wandern und Prüfungen bestehen, die oft sehr unappetitlich sind. Um dies alles wahrscheinlich zu machen, werden Sagen von zurückge-

kehrten Todten erzählt. Ja, die Einbildungskraft verstieg sich so weit, daß lebende Menschen oft der Meinung waren, im Scheintod oder im Traum das Geisterland besucht zu haben. So erzählte eine Frau, sie sei zuerst einen steilen Weg hinabgestiegen, wobei sie sich an den herabhängenden Ranken einer Schlingpflanze festgehalten habe, sei dann von einem furchtbaren Vogel bedroht, an ein Wasser gekommen, über welches sie fuhr, worauf sie in ein Dorf gelangte, das dem ihrigen glich und von ihren verstorbenen Verwandten bewohnt war, die aussahen wie auf der Erde, nur schattenhaft. Diese setzten ihr einen Korb voll Unrath zum Essen vor, woran sie aber ihr Vater verhinderte, wahrscheinlich, weil es ihr die Heimkehr abgeschnitten hätte, er aber letztere wünschte, weil sie noch ein unmündiges Kind zu pflegen hatte. Nachdem sie den Rückweg angetreten, wurde sie von tückischen Geistern verfolgt, bis sie ihnen Wurzeln zuwarf, die sie vom Vater erhalten hatte. — Die Geister der Verstorbenen werden gefürchtet, namentlich aber die der Kinder, die für besonders boshaft gehalten werden, und aus den Fehlgeburten, glaubt man, entstehen die bösen Geister. Die Gestalt der Seelen ist bald schattenhaft menschlich, bald mancherlei Thieren ähnlich. Die Seelen mancher Abgeschiedenen werden zu Schutzgeistern, was aber ursprünglich nur Götter waren, denn in beiden Fällen heißen sie Atua (Götter). Die Thiere, unter deren Gestalt die Schutzgeister stets erscheinen, durften in heidnischer Zeit nicht gegessen werden, und daß dies von Seite neu bekehrter Christen ohne schlimme Folgen geschah, trug nicht wenig zur Verbreitung des Christenthums bei. Auch die Inseln und Stämme hatten besondere Schutzgeister oder Schutzgötter, deren Gestalt für Küstenbewohner mit Vorliebe die des Walfisches oder Haifisches war; letzteren verehrte man besonders in Polynesien, und in Tonga glaubte man, er fresse keinen Unschuldigen,

mit Vorliebe aber Solche, die das Tabu nicht achteten; in Samoa fütterte man heilige Haie, wie am Nil Krokodile! Die Bilder der Schutzgötter, gleich diesen Ti'i oder Tiki genannt, wurden oft um die Dörfer oder Inseln her aufgestellt und im Falle der Unfügsamkeit beschimpft oder zerschlagen; auf der Osterinsel stehen noch jetzt solche aus Stein von riesiger Größe, aus einem Pfeiler, einem darauf gesetzten grotesken Menschengesicht (oder auch blos aus einem solchen) und einem auf dieses gepflanzten hutartigen Aufsatze bestehend. Tiki hieß auch der Gott des Tatuirens und hießen verschiedene andere Götter und Heroen (in Tahiti der Gott des Tages, als Gegensatz zu Po, der Nacht, auch der erste Mensch). Das allmähliche Ueberhandnehmen und Ueberwiegen der Menschenseelen als neuer Kultusgegenstände gegenüber den älteren Göttern unter den Tikis ist eines der Merkmale einer Entartung der polynesischen, wie in ähnlicher Weise mancher andern Religion und eines der Vorzeichen ihres Unterganges. Es war und ist dies auch z. B. in der altrömischen Religion und im Buddhismus ganz analog.

Der polynesische Kultus kannte sonst wenig Götterbilder und Tempel, auf Samoa gar keine; die Hausväter waren hier Priester der Familie, obschon es auch einen erblichen Priesterstand gab, und die Samoaner galten als Freigeister. In Tonga standen Tempel auf den Begräbnißplätzen und enthielten nur wenig Bilder; Priester konnte jeder Begeisterte werden. Neuseeland hatte keine Tempel, aber heilige Haine, doch ohne andern Gottesdienst, als Opfer zu Ehren der dort bestatteten Häuptlinge; auch gab es keine religiöse und nur politische Feste; die Priester waren ein erblicher Stand und hatten eine geheime Sprache, trieben Zauberei und ordneten nach Belieben das Tabu an. Auf Tahiti waren die Tempel (Marae) mit Sorgfalt in Stufenpyramiden erbaut und oft

sehr umfangreich, den Frauen aber in der Regel verschlossen; Bilder gab es dort zahlreiche; rothe Papageifedern wurden als Schmuck der Götterbilder, als Amulette und zu anderen religiösen Zwecken verwendet. Die erblichen und hierarchisch gegliederten Priester übten großen Einfluß aus, und neben ihnen gab es noch Zauberer, die man in hohem Grade fürchtete, weil man meinte, sie bewirkten (wie auch die Priester) ohne Gewaltanwendung und von ferne den Tod und Krankheiten. Aehnlich den Maraes waren die Tempel (Heiau) auf Hawai; die von ihnen zu unterscheidenden umfangreicheren Puhonua enthielten Priesterwohnungen, Zufluchtstätten für Verfolgte und sogar für Verbrecher, aber auch wieder mehrere Heiaus; Götterbilder gab es auch außer den Tikis noch zahlreiche aus Stein, Holz und Flechtwerk. Die Macht der Priester war hier größer als sonstwo und neben ihnen gab es Priesterinnen der Pele.

Wahrscheinlich in keiner Gegend der Erde war ehedem die Menschenfresserei verhältnißmäßig so stark verbreitet, wie in Polynesien, was sehr schlecht zu den früher dort vermutheten idyllischen und paradiesischen Zuständen paßt. Es ist nicht ganz sicher, ob dieser Greuel durchaus oder nur theilweise religiöse Ursachen habe; denn es fehlt darüber natürlich an glaubwürdigen Nachweisen. Daß dies aber bei dem Kanibalismus in Polynesien der Fall ist, wenn er auch erwiesenermaßen vielfach als Feinschmeckerei oder als Racheakt gegen Feinde vorkam und wohl noch vorkommt, wo das Christenthum nicht eingedrungen ist, das zeigt sein enger Zusammenhang mit den Menschenopfern, welche ehedem auf allen Inseln im Schwange gingen. Die Kriegsgefangenen opferte man meist; bei Beginn eines Krieges wurde ein solches Opfer gebracht, so auch bei dem Tode eines Priesters oder Häuptlings, an gewissen Festen und vor Errichtung eines Tempels,

dessen Pfeiler alle auf Menschenleichen stehen mußten, um geheiligt zu sein; die Opfer waren, wenn Kriegsgefangene fehlten, natürlich Sklaven oder geringe Leute. Die Geopferten fraß man oft genug. Daß das Christenthum solche Greuel verbannte, mag mit manchen unerfreulichen Zügen, die im Gefolge desselben auf jenen Eilanden eindrangen, versöhnen.

Die Naturvölker halten sich in vielen Beziehungen die Wage. Wenn wir aus manchen erwähnten Umständen bei den Polynesiern auf eine höhere Begabung schließen müssen, als bei den Nordamerikanern, so fehlt dagegen jenen durchaus jede Art wirklicher Schrift, während diese eine Bilderschrift besitzen. Die Tätowirzeichen, welche allerdings oft eine besondere Bedeutung haben, konnten diesen Mangel nicht ersetzen. Dagegen hatten die Polynesier, und zwar allem Anschein nach aus eigener Erfindung, eine ziemlich vorgeschrittene Zeitrechnung, welche im gesammten Gebiete jener Inseln es verstand, die Umläufe der Sonne und des Mondes durch ein nach dem Stande der Plejaden berechnetes Jahr in Einklang zu bringen, das freilich an Genauigkeit viel zu wünschen übrig ließ; aber man besaß doch eigene Monatsnamen nach den betreffenden Naturereignissen; man kannte und unterschied die Planeten, benannte mehrere Sternbilder und die Milchstraße (die Zwillinge hatten denselben Namen wie bei uns!), unterschied in Neuseeland acht Weltgegenden &c. Doch spielte daneben auch die Astrologie eine Rolle. Die Zahlen benannte man auf Tahiti in der Regel nur bis auf zehn; wenige Unterrichtete konnten bis 200 zählen; dagegen zählte man auf Hawai, Nukuhiwa und Neuseeland nach Abtheilungen von 40 bis auf 400,000. In der Beredtsamkeit wetteifern die Polynesier mit den Indianern und man erzählt tüchtige Beispiele besonders von dem Maori-Anführer Thompson, wie auch von dem Tonga-König Finau. Gesang und Tanz

der Polynesier schienen den ersten europäischen Besuchern oft recht ausgebildet zu sein. Solo- und Massentänze im Mondschein waren besonders beliebt und oft sehr anmuthig. Bei großen Festen wurden tanzartige kriegerische Fechtspiele gegeben. Die Tänze waren religiösen Ursprungs und fehlten bei keinem Feste. Wechselgesänge aus Chören und Einzelvorträgen sind sehr beliebt, haben aber mehr feierlichen als heitern Charakter.

Wie bereits angedeutet und bezüglich Hawais nachgewiesen, ist die dichterische Anlage der Polynesier keine unbedeutende. Sie besaßen und besitzen wohl zum Theil noch Lieder auf alle Vorkommnisse des Lebens und ihre Dichter wurden hochgeschätzt. Als Vers betrachtete man, was man bequem in einem Athemzuge aussprechen konnte; den Inhalt der Lieder schildert man als zart und innig, oft aber auch als heftig und leidenschaftlich. Die Maori haben einen bedeutenden Schatz von Sprichwörtern. Auf den Reichthum der epischen Dichtung ließen die erwähnten mythologischen Werke der Hawaier bereits schließen. Auch Neuseeland ist besonders reich daran. Wir geben von der volksthümlichen erzählenden Dichtung Polynesiens zwei Proben.

Folgenden Mythus aus Tonga erzählt Mariner:

„Im Himmel wohnte mit seinen beiden schönen Töchtern der Gott Langi (Himmel).. Als dieser einstmals nach Bulotu, dem Wohnsitz der Götter, zu einer Götterversammlung berufen war, ließ er seine Töchter vor sich kommen und sagte: „ich weiß, daß ihr neugierig seid, und meine Abwesenheit gerne benutzen möchtet, um nach Tonga hinab zu steigen und dort die schönen Fürsten zu sehen und kennen zu lernen. Thut es nicht, denn es würde die schlimmsten Folgen haben, wenn ihr hin ginget." Als ihm nun die Töchter versprochen hatten zu bleiben, ging er nach Bulotu. Kaum aber war der Vater

weg, als die Mädchen untereinander sprachen: „wir wollen nach Tonga gehen, denn dort erst wird man unsere himmlische Schönheit bewundern. Wer aber sieht uns hier im Himmel an, wo alle Weiber so schön sind? darum wollen wir nach Tonga gehen." So eilten sie denn hinab, und als sie die Insel betreten hatten, schmückten sie sich aufs herrlichste mit Blumenkränzen, dann gingen sie Arm in Arm dahin, wo die Fürsten beim Feste saßen und standen schüchtern von fern. Die Jünglinge aber erblickten sie und erstaunt von ihrer göttlichen Schönheit sprangen sie auf und „mein ist dies Mädchen," rief der eine, „mein ist es" der andere, und so geriethen sie in heftigen Streit. Immer lauter ward das Getümmel der Zürnenden, so daß es endlich die Götter in Bulotu hörten. Erzürnt schickten sie den Langi ab, daß er seine Töchter zurückriefe und sie bestrafe, und eilend stürmte dieser nach Tonga. Doch als er ankam, war die eine Tochter schon todt, der andern riß er im heftigen Zorne das Haupt ab und warf es ins Meer. Allein dies schwamm weiter und wurde zur Schildkröte; daher Schildkröten zu essen ein Frevel gegen die Götter wäre."

Die Entstehung des Brotbaumes erzählt man in Tahiti so:

„Zur Zeit eines gewissen Königs, da das Volk noch rothe Erde aß, hatte ein Mann und seine Frau einen einzigen Sohn, den sie zärtlich liebten. Der Knabe war zart und schwächlich, und eines Tages sagte der Mann zu seiner Frau: „unser Sohn thut mir leid, er verträgt nicht die rothe Erde zu essen. Ich will sterben und Speise werden für unsern Sohn." Die Frau sagte: „wie willst Du Speise werden?" Er antwortete: „ich will zu meinem Gott beten, er ist mächtig und wird mir Kraft geben es zu thun." Also ging er hin zu seinem Hausgott und trug diesem seine Bitte vor. Er erhielt eine günstige Antwort und am Abend rief er sein Weib zu sich und sprach:

„ich werde jetzt sterben; wenn ich todt bin, nimm meinen Leib, zertheile ihn, pflanze mein Haupt an eine Stelle, mein Herz und meinen Magen an eine andere; dann geh ins Haus und warte. Wenn Du dann einen Ton hören wirst, zuerst wie von einem Blatte, dann wie von einer Blume, darauf von einer unreifen Frucht und endlich wie von einer reifen vollen Frucht, welche zu Boden fällt, so wisse, daß ich es bin, der ich Speise geworden bin für unsern Sohn. Bald darauf starb er. Sein Weib gehorchte seinen Weisungen, indem sie den Magen, wie er gesagt, beim Hause pflanzte. Nach einer Weile hörte sie ein Blatt fallen, dann die langen Blüthenhüllen, dann eine kleine unreife Frucht, darauf eine ausgewachsene reife. Unterdessen wurde es Tag, sie weckte ihren Sohn, nahm ihn mit hinaus und sie sahen einen großen schönen Baum, mit breiten, glänzenden Blättern bedeckt, und beladen mit Brotfrucht. Sie ließ ihn mehrere Früchte sammeln, die ersten dem Hausgott und dem Könige bringen und keine rothe Erde mehr essen, sondern die Frucht des Baumes, der vor ihnen wuchs, rösten und essen."

Was das Paradies der Antipoden wohl am meisten zu verbittern geeignet wäre, wenn nicht das Christenthum meist gesiegt hätte, ist das unerbittliche Religionsgesetz des Tabu, das aber zu einem alle Lebensverhältnisse beengenden Sittengesetze geworden ist. Es besteht ursprünglich darin, daß diejenigen Dinge, die den Göttern geweiht sind, nicht berührt werden dürfen. Je mehr aber die heidnische Religion entartete, d. h. ihren ursprünglichen ernsten und aufrichtigen Charakter verlor, desto mehr wurde dieses Gesetz zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht. Man erklärte seitdem als „tabu", d. h. unantastbar, Gegenstände, die man gegen fremde Uebergriffe sichern oder auch solche, die man, ohne dazu gerade berechtigt zu sein, sich selbst aneignen wollte, oder Menschen,

die man haßte, damit niemand mit ihnen Umgang hätte und sie so in die bitterste Lage kämen. Von alters her aber war alles, was nur irgend mit Göttern oder Geistern zusammenhing, und das war nahezu wirklich alles, „tabu", die Berge, die man daher nicht zu besteigen wagte, die wilderhabenen vulkanischen Krater von Hawai, die Wälder, gewisse Speisen, Pflanzen und Thiere, die Kranken, die Neugeborenen, die Todten, ja sogar die Fürsten und natürlich die Opferplätze, Tempel, Priester und alles, was dem Kultus diente. Für das Volk, aber nicht unter sich, war, aus gleichem Grunde wie die Fürsten, der Adel „tabu", damit sein reiner Stammbaum sich nicht mit dem Pöbel vermische. Die Wörter, welche Namen eines Fürsten bildeten, waren „tabu" und mußten im Gebrauche durch andere ersetzt werden. Wir könnten Seiten füllen mit Aufzählung alles dessen, was „tabu" war, und dasselbe konnte zudem durch Willkür der Priester, der Fürsten und der Vornehmen fort und fort vermehrt, aber auch vermindert werden, wenn ihr Interesse es erforderte. Wer das „Tabu" auferlegte, konnte aber auch wieder davon befreien. Die Strafen für Verletzung des Tabu waren für die gemeinen Leute und die Frauen hart, für Vornehme leicht abzulösen. Sie bestanden in Bußen und in schweren Fällen im Tode. Auch hielt man Krankheiten für solche Strafen und glaubte, daß solche im Jenseits vollzogen werden.

Selbst die christlichen Polynesier hängen noch vielfach an diesem lästigen Gesetze, das jedoch täglich mehr hinschwindet. Als das Merkwürdigste bei demselben erscheint uns jedoch das Bestehen einer Gesellschaft auf mehreren Inseln der Südsee, welche so sehr „tabu" war, daß sie sich alles erlauben durfte. Es sind dies die Areoi, wie sie auf Tahiti hießen; sie leiteten sich von dem Gotte Oro, Taaroas Sohn, ab, der auf einem Regenbogen (der in Polynesien, wie bei den alten

Germanen als Brücke Bifröst, die Verbindung zwischen Himmel und Erde bildete) zur Erde niederstieg, sich mit einer schönen Menschentochter vermählte und die Areoi stiftete. Sie theilten sich in sieben Grade, die man an ihren Tätowirungen erkannte, welche nach der Höhe des Grades an Umfang zunahmen. Die oberste Klasse umfaßte die Vornehmsten alle, und ihre Häupter wurden göttlich verehrt. Die unterste Klasse hatte die eigenthümliche Verpflichtung, vor dem Volke Tänze, Spiele, Schauspiele, Gefechte, Gesänge &c. aufzuführen. Die Aufnahme in die Gesellschaft sowohl als die Beförderungen in die einzelnen Grade erfolgten nur nach strengen Prüfungen und langer Vorbereitung und unter vielen Ceremonien und Feierlichkeiten. Die Areoi führten ein zügelloses Leben, und dies verminderte ihren Nimbus nicht nur nicht, sondern die Mädchen, die sich ihnen anschlossen, ernteten statt Schande nur Ruhm! Die Kinder aus diesen wilden Verbindungen wurden getödtet, ausgenommen ein Theil jener, welche Fürsten und Vornehmen gehörten. Was den Areoi gefiel, durften sie einfach dem Eigenthümer wegnehmen.

Es wäre übrigens irrig, die Unsitte der übermäßigen Liebeslust in Polynesien für so allgemein verbreitet zu halten, daß die reine Flamme der wahren Liebe dort keinen Raum zur Entfaltung hätte. Zwar ist die gefühlvolle Liebe, wie wir sie in unseren Gedichten und Romanen feiern, den sogenannten Naturvölkern im allgemeinen unbekannt; allein gerade aus Polynesien sind uns einige Beispiele verbürgt, welche sogar ein verwöhntes Gemüth des modernen Europa anzuziehen im stande sind. Als der Engländer Mariner sich in der Gefangenschaft des Königs Finau auf Tonga befand, sah er, mit dem Fürsten am Ufer lustwandelnd, die Eingeborenen im Meere baden und einen nach dem andern verschwinden, ohne daß sie wiederkehrten. Er fragte nach der Ursache dieser Erscheinung

und wurde aufgefordert, dem Beispiele des Gefragten zu folgen. Dieser tauchte unter, Mariner ihm nach, und sie kamen, wieder emportauchend, in eine Höhle, deren Ausgang sich unter dem Wasser öffnete, und wo sie den König und seine Gesellschaft wieder fanden. Es war eine wundervolle Stalaktitengrotte, nur durch den Reflex des Wassers magisch beleuchtet. Auf zwei Galerien war Platz genug, um sich niederzulassen, und nun wurde dem Europäer folgende oceanische Liebesgeschichte erzählt: Vor vielen Jahren entdeckte ein junger Häuptling aus Wawau die Höhle durch Zufall, als er nach Schildkröten tauchte, theilte aber das Geheimniß niemandem mit, da er es für einen Nothfall verwenden zu können dachte. Bald darauf wurde er in eine Verschwörung gegen das tyrannische Oberhaupt seiner Insel verwickelt; ein älterer Häuptling, der dieselbe Gesinnung hegte, wurde von einem seiner Anhänger verrathen und zum Tode des Ertränkens verurtheilt, welches Schicksal seine ganze Familie theilen sollte. Nun hatte er eine schöne Tochter, welche der junge Häuptling liebte. Er theilte ihr mit, was ihr drohte und bot ihr Rettung an. Sie willigte ein, und er brachte sie heimlich in seine Höhle, wo sie zwei Monate blieb, während er ihr täglich Nahrung und alles nach polynesischen Begriffen Nöthige brachte. Endlich bewog ihn die Besorgniß vor Schritten des argwöhnischen Tyrannen, mit allen seinen Anhängern und ihren Familien nach den Fidschi-Inseln auszuwandern. Da er allein keine Frau hatte, forderten ihn seine Freunde auf, eine solche mitzunehmen; er sagte ihnen aber, er werde schon eine unterwegs finden. Die anderen hielten dies für einen Scherz; wie verwunderten sie sich aber, als er, bei der verborgenen Grotte angelangt, ins Meer sprang, untertauchte und erst nach geraumer Zeit mit seiner süßen Bürde wieder erschien! Sie

blieben auf Fidschi, bis der Tyrann todt war und kehrten dann glücklich nach Hause zurück.

Wäre alles im Menschenleben der Südsee so schön wie diese Geschichte und wie die Natur jener Gegend — wahrlich es fehlte nichts dort zu einem Eden der Antipoden!



VI.

Die Art der Begrüßung bei verschiedenen Völkern.



Schon die höheren Thiere verhalten sich nicht gleichgiltig, wenn sie einem Individuum ihrer Gattung begegnen. Das Gewöhnlichste, was sie dabei thun, ist, daß sie einander beriechen, — eine einfache Folge der bedeutenden Ausbildung des Geruchssinns bei allen Wesen, denen geistiger Verkehr nicht vergönnt ist, welcher naturgemäß das Gesicht und das Gehör höher entwickelt, d. h. nicht empfänglicher an sich, wohl aber feiner, für höhere Bedürfnisse empfänglicher macht, als dies bei Menschen möglich ist, die keinen andern Zweck des Lebens kennen, als ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Auch bei den einer niederen Stufe der Kultur angehörenden Menschenstämmen spielt der Geruch eine große Rolle, während er bei uns sehr zurücktritt. Nicht daß jene Stämme nicht gut sehen und hören — im Gegentheil, aber das tiefere Verständniß des Gesehenen und Gehörten fehlt ihnen, weil es eine geistige Thätigkeit erfordert, während sie das Gerochene und Geschmeckte schärfer auffassen, da es mit dem zusammenhängt, was ihres Lebens Zweck ist, nämlich mit der Nahrung. So tief scheint nun allerdings keine Menschengruppe zu stehen, daß sie Ihresgleichen lediglich am Geruche erkennt und mit demselben begrüßt; aber die bei Völkern nicht nur geringer, son-

dern selbst mittlerer Kultur häufigste Art der Begrüßung steht denn doch dem Beriechen ziemlich nahe: denn sie besteht im Reiben der Nasen aneinander. Was jedoch auch diese für uns lächerliche, ja abstoßende Art der Begrüßung in milderem Lichte erscheinen läßt, ist der Umstand, daß sie schwerlich irgendwo ganz allein, sondern neben anderen Gebräuchen bei der Begegnung von Mitmenschen, besonders von Volksgenossen, vorkommt. Solche Gebräuche sind bei Völkern tiefer Kultur: das Blasen in die Hand und in die Ohren, das Reiben der Brust, der Arme, der Beine oder des Kopfes, das Kratzen an der Schulter rc. Bei Völkern mittlerer Kultur herrschen bereits verwickeltere Begrüßungsarten, die unzweifelhaft höher stehen als die vorhin genannten.

Bei räuberischen und kriegerischen Völkern sind dieselben nicht frei von Beweisen des Mißtrauens. Die Tibbus und Tuaregs in der Sahara, welche stets das Gesicht verhüllt tragen, und deren Leben in Raub und Fehde besteht, kauern, wenn sich Zwei begegnen, mit erhobenen Waffen einander eine halbe Stunde lang gegenüber. Sind es Karawanen, welche sich begegnen, so rücken Vorposten zu Pferde einander mit schußbereitem Gewehr entgegen; aber wenn sie sich erkennen, so versichern sie einander der friedlichsten Absichten und wünschen einander glückliche Reise.

Bei den Egbas, einem Negervolk in Mittelafrika (Nachbaren und Feinden des blutdürstigen Reiches von Dahome), existiren eine Menge von Regeln der Etikette bei Begrüßungen. Es würde dort als sehr ungehobelt gelten, eine sitzende Person auf dieselbe Weise zu grüßen wie eine stehende, oder eine ausgehende wie eine heimkehrende. Ein anderer Gruß gebührt einem Arbeitenden und wieder ein anderer einem Ausruhenden. Ein englischer Reisender, Burton, erwähnt nicht weniger als fünfzehn bei den Egbas gebräuchliche Begrüßungsarten mit

entsprechenden Redeformeln. Begegnet ein Niederer an Rang einem Höheren oder ein Sohn seiner Mutter oder ein jüngerer Bruder dem ältern, so legt er eine allfällige Last, die er trägt, auf den Boden, kniet nieder, so daß seine Hände die Erde berühren und wirft sich dann ganz flach in den Staub, indem er abwechselnd die Stirne und jede der beiden Wangen am Boden reibt. Dann küßt er die Erde und legt jede Hand unter den entgegengesetzten Arm, erst nach nochmaligem Erdekuß darf er sich wieder auf seine Füße stellen. Doch erweist man diese verwickelten Ehrenbezeugungen einer und derselben Person nur einmal täglich. Begegnen sich aber zwei Leute von gleichem Rang, so kauern beide auf die Erde und häkeln ihre Finger gegenseitig ein. Man berechnet, daß ein Egba täglich wenigstens eine Stunde auf Grußceremonien zu verwenden hat.

Auf den Palau-Inseln (Mikronesien) fragen sich die Begegnenden: „Wer bist Du?“ (verpönt ist die Frage „wie heißest Du?“). Weiter fragen sie einander nach Neuigkeiten, und der Abschied besteht blos in den Worten: „ich gehe“. In Polynesien begrüßt man Fremde „durch gesangartig im Chore recitirte Verse.“

Die Maoris, die Eingeborenen von Neu-Seeland, haben eine eigenthümliche Art der Begrüßung zwischen zwei Personen, die sich längere Zeit nicht mehr gesehen haben. Diese Ceremonie heißt Tangi (das g scharf ausgesprochen, fast wie Tanggi) und besteht darin, daß die Betreffenden sich in ihre Matten einhüllen, sogar das Gesicht verdecken, nur ein Auge freilassend, einander gegenüber auf den Boden kauern und nach Herzenslust zu weinen anfangen. Sie scheinen Thränen auf Bestellung im Vorrath zu haben: denn niemals fehlt es ihnen daran. Nachdem sie genug geweint haben, drücken sie einige Zeit ihre Nasen aneinander und geben eine Reihe von Tönen

von sich, die dem Grunzen ähnlich sind. Sobald dies vorbei ist, sind die Leute auf einmal ganz fröhlich und guter Dinge, wie wenn sie nie ans Weinen gedacht hätten; sie sind aber in der Vollführung dieser Ceremonie so skrupulös, daß eine Neuseeländerin, die bei einem Europäer ein Bild ihres Bruders fand, mit diesem Bilde das Tangi in allen seinen Theilen aufführte. Dasselbe geschieht auch beim Abschied von Bekannten. Kommen dagegen Fremde zu einem Pah (Dorf), so wird eine andere Ceremonie statt des Tangi aufgeführt. Der Besitzer tritt dem Besucher in seinem Kriegsaufzuge entgegen, über und über bemalt und mit dem Speer in der Hand. Diesen schwingt er und wirft ihn dann gegen, aber nicht auf den andern. Darauf kauern beide Theile auf den Boden, und jeder der Besucher vollzieht mit jedem der Bewohner das Angi, d. h. jenen Theil des Tangi, der in Berührung der Nasen besteht, worauf dann Bewirthung und Fröhlichkeit folgt.

Nicht weniger Sinn für Etikette als andere nicht am tiefsten stehende Naturvölker besitzen die kriegerischen Araukaner im Süden von Chile, Verwandte der Patagonier und der Feuerländer. Wenn sich zwei Leute begegnen, so müssen sie eine lange Reihe von ceremoniellen Complimenten durchmachen. Sind es ein Einheimischer und ein Fremder (d. h. immerhin ein Araukaner), so fängt ersterer an: „Ich kenne Dich nicht, Bruder", oder: „Ich habe Dich noch nie gesehen." Darauf nennt der Fremde seinen Namen und Wohnort und fragt den Einheimischen nach seiner Gesundheit und der seines Vaters, seiner Mutter, seiner Frau und aller Verwandten, nach seinen Gütern, Heerden, Ernten 2c., nach den Häuptlingen der Gegend, den Nachbarn, ihren Weibern, Kindern, Besitzthum 2c. und erkundigt sich, ob daselbst keine Seuchen, Todesfälle oder anderes Unglück stattgefunden habe. Fallen die Antworten befriedigend aus, so äußert der Fragende seine

Freude darüber und spricht davon, daß Gesundheit, Wohlstand und Freundschaft große Güter seien, und daß man den Göttern dafür dankbar sein müsse. Enthält dagegen die gewünschte Auskunft etwas Unangenehmes, so drückt der Frager seinem Gegenüber sein Beileid aus und ergeht sich in Erörterungen darüber, daß Unglück mit Gleichmuth ertragen werden solle, da es die Menschen nicht nach Belieben vermeiden können. Hat nun der Fremde seine Aufgabe hergeleiert, so fängt der Einheimische an und fragt ganz dieselben Dinge, deren Beantwortung er je nach Ausfall wieder mit denselben Moralpredigten begleitet. Diese Ceremonie dauert etwa eine Viertelstunde. Fragen und Antworten werden mit einer tiefen eintönigen Stimme geäußert, nicht unähnlich dem Beten des Rosenkranzes bei Katholiken; nur am Ende jedes Satzes wird die Stimme, wenn das letzte Wort mit einem Vocal endet, zu einem Schrei erhoben; endet aber das letzte Wort mit einem Consonanten, so verliert er sich in einem näselnden Grunzen. Der Zuhörer aber drückt seine Befriedigung von Zeit zu Zeit durch einen Ton aus, der zwischen Stöhnen und Grunzen die Mitte hält oder äußert seine Verwunderung durch ein langgedehntes „Hué!" Sonst unterbricht er den Redner nicht, bis er durch einen eigenthümlichen Tonfall anzeigt, daß er geendet habe. Merkwürdig ist, daß die beiden Sprechenden einander während dieser Ceremonie nicht nur nicht ansehen, sondern sogar oft mit dem Rücken gegeneinander gewendet sind. Ist aber die Etikette befriedigt, so fangen beide Begegnenden an, in ihrem gewöhnlichen Tone über das zu sprechen, was sie *wirklich* interessirt.

Die *Balutschen* küssen einander bei der Begrüßung die Hände, dann überbieten sie einander in Fragen nach dem gegenseitigen Befinden, reichen sich die Hände; jeder küßt des andern Handgelenk dreimal und antwortet dann erst auf

obige Fragen. „Jeder fragt dann den andern nach Neuigkeiten, worauf jeder sich verlegen weigert, solche mitzutheilen; dann wird von neuem gefragt und beide betheuern feierlichst, daß nur das Wohlbefinden des andern für ihn von irgend welchem Interesse sei. Niedrigerstehende machen vor Höheren eine Bewegung mit der Hand vom Knie zum Knöchel, welche Unterwürfigkeit anzeigen soll."

Nicht unähnlich den Ceremonien der Araukaner sind diejenigen der Chinesen. Begegnen sich zwei Bekannte zu Wagen, so steigen sie beide ab, verbeugen sich gegen einander und sagen die vorgeschriebenen Formeln der Höflichkeit her, bis den Geboten der Etikette ein Genüge gethan ist. Während der Ausübung dieser Ehrenpflicht müssen alle Wagen, die hinter den beiden herfahren, stillhalten, und so werden Reisen begreiflicherweise oft die längste Zeit mit Bezeugungen der Höflichkeit aufgehalten. Es gehört zum guten Ton, den anderen mit den ehrenvollsten, sich selbst aber mit den herabwürdigendsten Ausdrücken zu bezeichnen. Sogar unter dem gemeinen Volke ist Höflichkeit allgemein üblich, und kommen höchst selten Schimpfereien oder gar Schlägereien vor. Die Begrüßungen bei Begegnungen, die dabei vorgeschriebenen Verbeugungen und Handlungen richten sich nach dem Range der Betreffenden und der Nähe des Verhältnisses, — die Visitenkarten bei Besuchen in ihrer Größe, die bis zu derjenigen einer Zimmerwand steigt, nach dem Grade von Ehre, den man erweisen will. In glücklichen Fällen sind sie roth mit goldener, in Trauerfällen weiß mit blauer Schrift. Das Verhalten bei Besuchen ist ebenfalls durch strenge Etikette geregelt, ebenso bei Gastmählern, und es ist bezeichnend, daß die Chinesen sowohl ein Ceremonienbuch, Li-ki, das zu ihren heiligen Schriften gehört, als einen Rath der Ceremonien, Li-pu, haben, der über

die Beobachtung der Höflichkeitsformen wacht und als Orakel in allen die Anwendung derselben betreffenden Fragen gilt.

Verbeugungen waren und sind noch im ganzen Orient die Begrüßung Niedriger gegenüber Höheren, und zwar nicht nur solche wie bei uns, die wir dabei stehen bleiben, sondern in der Form des Niederwerfens auf den Boden und des Berührens desselben mit der Stirn. Im alten Aegypten mußten Jüngere Aelteren ausweichen, vor ihnen aufstehen rc. Bei Begrüßungen Gleichstehender verbeugte man sich leicht und ließ die Hände auf die Knie herabfallen.

Die nordeuropäischen Lappen begrüßen sich mit „guten Tag", worauf geantwortet wird: „Gott ist es, der ihn giebt." Dann legt jeder die rechte Hand auf des andern linke Schulter oder sie umarmen sich halb, reiben die Backen und Nasenspitzen aneinander oder schütteln sich die Hände und sagen: Burist, burist (wohl, gut), beim Abschied endlich der eine: „beib' gesund", und der andere: „geh' gesund!"

Bei den Völkern höherer und feinerer Kultur, namentlich denjenigen arischen und semitischen Stammes, sind Händedruck und Kuß die bevorzugten Aeußerungen der Gefühle von Bekannten und Verwandten, die zusammentreffen. Wir möchten diese Begrüßungsweisen als symbolischen Ausdruck des guten Willens, einander mit Hand und Mund, d. h. mit Handlung und Rede, mit Wort und Werk beizustehen, auslegen. Eine andere Erklärung des Kusses ist ebenso sinnig. Indem der Säugling nach der Nahrung begehrt, die ihm die Natur bestimmt hat, spitzt er den kleinen Mund, und die Mutter, die diese Bewegung als Bezeugung der Zärtlichkeit auffaßt, erwidert sie auf dieselbe Weise; so wäre der Kuß als Aeußerung der Mutterliebe entstanden.

Die alten Perser beobachteten eine nach den Ständen, in die sie streng geschieden waren, genau geordnete Etikette.

Es war bei ihnen genau vorgeschrieben, wie man zu grüßen hatte. Untergeordnete warfen sich vor Vorgesetzten auf die Erde. Gleichberechtigte küßten sich auf den Mund, nicht ganz Gleichstehende auf die Wangen. Die alten Hebräer begrüßten sich mit „Schalôm lechâ“, Friede sei mit Dir! Den nämlichen Ausdruck haben ihre semitischen Verwandten, die Araber, beibehalten: „Selâm aleikum“, wobei der Begrüßende, nämlich der von geringerem Range, die linke Hand auf die Brust legt. Der Begrüßte antwortet in gleicher Stellung „Aleikum es selâm“, Mit Dir sei Friede. Die vornehmen Araber umarmen sich zum Gruße mehrmals, küssen sich die Wangen und dann die eigene Hand. So ist der Kuß seiner ursprünglichen Bedeutung entfremdet und zu einer Form der Höflichkeit oder gar der Unterwürfigkeit geworden. Es wurde im Laufe der Zeit Gebrauch, durch die Art des Kusses den Rang anzudeuten, indem man, je höher jemand stand, ihn desto tiefer küßte; bekanntlich küssen die Gläubigen dem Papst, dem Oberhaupt ihrer Kirche, den Pantoffel. Ein Kuß auf die Stirne ist dagegen ein Zeichen vornehmer Herablassung (doch mitunter auch elterlicher Liebe) geworden. Die Griechen, welche keine Kriecherei kannten, verbannten das Niederwerfen und damit auch den ceremoniellen Kuß, der sich bei ihnen auf die Bezeugung verwandtschaftlicher Liebe beschränkte, und begrüßten sich öffentlich durch Händedruck. Ihr Grußwort war „Chaire!“, das der Römer „Ave!“ und beim Abschied „Vale“! Seit den Zeiten der Entartung beider Völker durch despotisches Regiment kam auch in Europa das asiatische Niederwerfen auf.

In anderer, edlerer Form wurde der Kuß das Zeichen der Belehnung im Feudalverhältniß, die Begleitung der Krönung, des Ritterschlages, der Aufnahme in das Kloster, in Kunst- und Handwerksgilden ꝛc. In den Zeiten des Minne-

dienstes und der Kreuzzüge (12. und 13. Jahrhundert) wurden Besucher der Burgen, wenn sie höher standen als der Besitzer oder ihm gleich waren, mit Kuß empfangen; sie küßten auch die Dame vom Hause und die ihnen ebenbürtigen Gesellschaftsdamen. Die Grußformel war ein „willkommen“, „guten Tag“ oder „Gott hald' Euch“, worauf man mit „Gott vergelte den Gruß“ antwortete. Wenn die Gäste in das Zimmer traten, so standen die Frauen auf, verneigten sich, die Hände zusammenlegend, und setzten sich dann wieder.

In neuerer Zeit ist unter den europäischen Völkern als Zeichen der Begrüßung an die Stelle anderer Ehrenbezeugungen das Abnehmen des Hutes getreten. Entblößung des Kopfes galt schon früher in Europa, soweit man Kopfbedeckungen trug (nicht aber im Orient), als Bezeugung der Ehrfurcht vor Höherstehenden. Allgemein aber kam diese Sitte bei Begegnungen erst in der Zeit in Aufnahme, als die Perücken Mode und zugleich so umfangreich geworden waren, daß man den Hut nicht mehr aufsetzen konnte und ihn unter dem Arme trug; dies war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Fall. Hierdurch hatte man sich bald daran gewöhnt, nur entblößten Hauptes mit anderen zu sprechen und behielt diese Gewohnheit auch bei, als die Perücken kleiner geworden und endlich (im 18. Jahrhundert) als Mode verschwunden waren, und man die Hüte wieder da trug, wohin sie gehören. Nachdem dann in unserem Jahrhundert die Geschäfte und der Verkehr sich so entwickelt hatten, daß man nicht mehr Zeit hatte, bei einander stehen zu bleiben, ergab sich von selbst der komische Brauch, im geschäftigen Vorbeieilen den Hut flüchtig abzunehmen und gleich wieder aufzusetzen. In kleineren Orten grüßte man früher jedermann in dieser Weise; jetzt beschränkt man sich dabei auch dort auf die Bekannten. Neuerdings ist wiederholt angeregt worden, hat aber

nie auf die Dauer in weiteren Kreisen Anklang gefunden, diese Mode aufzugeben und mit der Hand oder mit Worten zu grüßen. Fromme Katholiken, namentlich auf Wallfahrten, in Deutschland und der Schweiz, rufen einander zu: „Gelobt sei Jesus Christus," worauf geantwortet wird: „In Ewigkeit, Amen!" Diesen Gruß hat Papst Benedict XIII. 1728 empfohlen. In der deutschen Schweiz heißt der Gruß „Gueta Tag" oder „Grüezi", auch „Grüeßach" d. h. (ich) grüße euch. In der romanischen Schweiz sagt der Begrüßende: „Bien dì" (guten Tag) und erhält zur Antwort: „Bien onn" (gutes Jahr). Bekannt sind der Bergmannsgruß „Glück auf", der Turnergruß „Gut Heil" und der Studentengruß „Prosit", sowie der stumme militärische Gruß. Der Händedruck ist aber die schönste und am wenigsten entweihte Begrüßungsform des Wohlwollens und der Freundschaft geblieben und wird es wohl bleiben.



VII.

Vom Aberglauben aller Zeiten und Völker.



Bei denjenigen in der Kultur zurück gebliebenen Völkern, welche bis zur eigentlichen Religion nicht vorgeschritten sind, nimmt der Aberglaube vollständig die Stelle der Religion ein. Soweit er hingegen noch bei jenen Völkern spukt, welche eine Religion im höheren Sinne besitzen, ist er lediglich ein Ueberbleibsel der überwundenen tieferen Kulturstufe und hat den religiösen Charakter verloren; denn niemand kann zweierlei Religionen huldigen, wie kein Mann mehr als eine Frau wahrhaft lieben kann und umgekehrt. Da das Beibehalten von Kennzeichen niederer Kultur ungeachtet einer errungenen höheren Stufe etwas Abnormes und Krankhaftes hat, so ist der Aberglaube bei civilisirten Menschen eine Art von geistiger Krankheit. Er ist eine Verirrung, die ebenso verwerflich erscheint, als es die Beibehaltung der Folter, der grausamen Todesstrafen, des Weiberraubes wäre, und welcher gegenüber die fortgesetzte Benutzung von Höhlenwohnungen und steinernen Messern harmlos zu nennen sein würde. Es kann daher den vernünftigen Menschen, welche auf der Höhe der von ihrem Volke erreichten Kulturstufe stehen, nicht genug zur Pflicht gemacht werden, den Aberglauben unter ihren Landsleuten zu bekämpfen, indem derselbe die ihm anhängenden Personen

nicht nur verhindert, gute Staatsbürger und Familienglieder zu sein, sondern auch ihrer wissenschaftlichen Ausbildung hindernd im Wege steht und der Reinheit des religiösen Lebens durch Einmischung in dasselbe starken Eintrag thut. Der Aberglaube ist bei gebildeten Völkern, bei denen er neben ihrer höheren Religionsform noch einhergeht, vollständig derselbe wie bei ungebildeten, deren einzige Religion er ist; denn er ist dem Standpunkte der letzteren entsprungen und der Rest einer früheren Zeit, in welcher die höhere Religionsstufe noch unbekannt war. Selbst eine wirkliche Religion früherer Zeit kann neben einer später angenommenen zum Aberglauben herabsinken, so haben z. B. die christlichen Völker Europas viele Züge ihres früheren Heidenthums beibehalten, nicht minder auch die Mohammedaner und die buddhistischen Völker. Ja noch mehr: einerseits werden sogar gewisse Auffassungen der herrschenden Religion zu Aberglauben, und andererseits gefallen sich hochcivilisirte Völker zum Theile sogar darin, Züge des Aberglaubens uncivilisirter Stämme, die sie in früheren Zeiten noch nicht kannten, neu bei sich einzuführen, was z. B. von dem den nordamerikanischen Indianern entlehnten sogenannten Spiritismus gilt.

Aller Aberglaube hat das Gemeinsame, daß er gewisse Ereignisse oder Zustände aus Ursachen ableitet, welche dieselben unmöglich hervorbringen können oder auch gar nicht existiren und daß er sich nicht einmal bemüht, den Zusammenhang zwischen solchen angeblichen Ursachen und Wirkungen nachzuweisen. Nehmen wir als Beispiel zwei der bekanntesten Aberglaubensformen, nämlich den Wahn, daß eine von dreizehn an einem Tische sitzenden Personen binnen einem Jahre oder auch in einer unbestimmten Zeit sterben müsse, und denjenigen, daß das Reisen oder irgend welche andere Geschäfte an einem Freitag oder an einem beliebigen andern Wochentage Unglück

im Gefolge haben. Ohne Zweifel rühren beide Ansichten in ihrer jetzigen Form aus der Geschichte Jesu her, die erste vom Abendmahl mit den zwölf Jüngern, die zweite von seinem Todestage; die Hauptsache ist aber, daß eine bestimmte Anzahl von Speisenden keinen Todesfall und ein bestimmter Wochentag kein Unglück bewirken kann. Und so verhält es sich mit allem Aberglauben; überall im Gebiete desselben werden für dies und jenes Ursachen angenommen, welche alles Andere eher bewirken können als dies und jenes.*) Nähme jemand das gesammte Gebiet des Aberglaubens als wahr an, so könnte er thatsächlich keinen Schritt thun, ja keine Bewegung machen, ohne ein Unglück herbeizuführen, wie es auch den heidnischen Polynesiern unmöglich ist, die unerbittlichen Gesetze des „Tabu“ nicht zu verletzen und selbst der orthodoxeste Jude heutzutage kaum leben könnte, wenn er es

*) Der Weihnachts-Aberglaube des Berliners beweist am deutlichsten wie tief der Glaube an allerlei übernatürliche Dinge sogar in der Stadt der Intelligenz noch eingewurzelt ist. Wir geben in Nachstehendem eine Blüthenlese der in der jetzigen Zeit am meisten zur Geltung kommenden uralten Ueberlieferungen: Die Wäscheleine darf vom Weihnachtsabend bis Neujahr nicht auf dem Wäscheboden hängen bleiben, sonst giebt es großes Unglück. Am Weihnachtsabend müssen Rogen-Karpfen gegessen werden, denn Fischrogen bedeutet Geld. Arme Leute, welche sich keine Karpfen verschaffen können, kaufen sich einen Hering mit Rogen. Wenn man Fischschuppen von Weihnachtskarpfen im Geldtäschchen trägt, hat man das ganze Jahr über Geld. Alle Träume, welche man zwischen Weihnachten und Neujahr hat, gehen in Erfüllung. Kinder, welche in der Christnacht geboren werden, haben die Gabe der Prophezeiung. Am Weihnachtsabend wird ein Fingerhut mit Sand gefüllt und das so entstehende Sandhäufchen auf ein Stück Papier gelegt. Für jedes Familienmitglied wird ein ganz genau bestimmtes Häufchen gemacht. Derjenige, dessen Häufchen am Morgen des ersten Feiertages zusammengefallen vorgefunden wird stirbt in dem kommenden Jahre.

nicht hier und da mit den mosaischen Geboten etwas weniger genau nähme, als der strenge Buchstabe des Gesetzes vorschreibt.

Es ist indessen nicht leicht ein Zug des Aberglaubens so thöricht, daß er nicht, wenn man ihn bis in seine äußersten Quellen verfolgt, eine Erklärung gestattet, welche die Vernunft befriedigt und die jetzige Auffassung als ein Mißverständniß, als ein Vergessen der ursprünglichen Bedeutung der betreffenden Verbindung von unvereinbar erscheinenden Ursachen und Wirkungen erkennen läßt. Wie es begreiflich wird, warum man aus dem Zusammensitzen von Dreizehn einen Todesfall ableitete, und warum man den Freitag zu einem Unglückstag machte, wenn man an die Geschichte von Jesus denkt, beide Annahmen aber unvernünftig werden, wenn man sie auf neuere Verhältnisse anwendet, so wird der harmlosere Glaube, daß das Lecken und Putzen der Katze einen Besuch (ursprünglich wohl einen Freier) ankündige, im Hinblick auf die Religion unserer heidnischen Vorfahren begreiflich, wenn wir uns in die Erinnerung zurückrufen, daß die Katze das der altgermanischen Ehegöttin Frigga oder Freya geweihte Thier war, was das Volk seit Annahme des Christenthums vergessen hat. Und so kommt der unheimlichere Wahn, daß das Heulen des Hundes einen nahen Sterbefall verkünde, vielleicht ursprünglich sogar aus dem alten Aegypten her, wo der Gott des Todes, Anubis, einen Hunde- oder eigentlich Schakalkopf trug!

Den größten Platz im Reiche des Aberglaubens nehmen wohl die Vorbedeutungen ein, zu welchen auch die bereits angeführten Beispiele gehören. Sie sind alle uralt, und z. B. der Glaube an unglückliche Tage rührt nicht erst aus dem Christenthum her; denn schon Moses, aufgeklärter als Millionen seiner Verehrer, warnte nach der Ueberlieferung der nach ihm benannten Bücher vor dem „Tagewählen", dem Todtenbeschwören und dem Achten auf Vögelgeschrei, allerdings fruchtlos. Auch

Griechen und Römer huldigten diesen Vorurtheilen, und bei den letzteren durfte nicht nur an gewissen Tagen, sondern sogar im ganzen Monat Mai keine Ehe geschlossen werden. Und so hat heute noch jedes Volk seine glücklichen und unglücklichen Tage, und es ist interessant, daß z. B. der Freitag, der bei allen abergläubigen Christen als der unglücklichste Tag gilt, nach der Ansicht der Mohammedaner umgekehrt der glücklichste ist! Und ähnliches findet sich auf der ganzen Erde; wahrscheinlich giebt es keinen Tag, der nicht hier glücklich und dort unglücklich wäre. Wahrscheinlich sind aber diese Tage ursprünglich Gedenktage an glückliche oder unglückliche Ereignisse, die aber vergessen wurden. Ebenso weit verbreitet und mannigfaltig ist aber der Glaube an die Bedeutung des Gegenstandes oder Wesens, das uns auf einem Ausgange zuerst begegnet. Fast überall auf der Erde gilt die Begegnung eines alten Weibes als unglücklich, die eines Mannes oder Mädchens als glücklich, die einer Katze oder eines Hasen als unglücklich, die einer Taube oder Schwalbe als glücklich. Am weitesten wird dieser Wahn mit Bezug auf den Flug und die Stimmen der Vögel getrieben, und die römischen Auguren, welche denselben in ein System brachten, sind dadurch sprichwörtlich geworden, daß sie einander bei ihren Begegnungen über die Dummheit der Leute, die ihnen glaubten, zulächelten. Fast auf der ganzen Erde ist ein Adler glück-, eine Eule unglückverheißend, wahrscheinlich weil jener ein Tag-, diese ein Nachtvogel ist, und auf unvollkommeneren Kulturstufen das Helle, wie das Angenehme allein das Gute, das Dunkle und Unangenehme allein das Böse ist. Und in ähnlicher Weise mag es sich mit den übrigen dem Menschen „begegnenden" Dingen verhalten, die aus irgend einem Grunde auf die noch ungebildeten Völker einen günstigen oder ungünstigen Eindruck machten. Bei alle dem aber verräth dieser Aberglaube auch

eine gute Seite, nämlich ein aufmerksames Auge auf die Natur und einen Versuch zur Beurtheilung der ihr angehörenden Wesen. Recht sinnig ist ursprünglich auch der Glaube an die Bedeutung der Gestirne. Diese Lichtpunkte ferner Welten hatten stets großen Einfluß auf die Stimmung der Menschen, und es zeugt von einem tief poetischen Sinn, von einer rührenden Sehnsucht nach dem Unendlichen, daß der Glaube bei allen Völkern verbreitet ist, es habe jeder Mensch am Himmel seinen Stern, der mit der Geburt erscheine und mit dem Tode herabfalle. Doch kommt auch der Glaube vor, daß die Sterne die Seelen der Verstorbenen seien, und diese Auffassung ist ebenso ergreifend wie die vorige. Daß ein Wunsch, der beim Fallen eines Sternes (d. h. einer Sternschnuppe, eines Meteors) geäußert wird, sich erfülle, ist ebenfalls ein harmloser und freundlicher Aberglaube. Sehr leicht begreift sich auch die Furcht vor den Kometen. Diese außerordentlichen und für das nicht mit der Astronomie vertraute Volk unbegreiflichen Erscheinungen mußten durch ihre Gestalt den Eindruck eines drohenden Strafgerichts machen, und die Meinung, daß sie Krieg, Krankheiten und andere Noth herbeiführen, ist eine Ausartung jenes einfachen Instinktes. Auch daß ein besonders grelles Morgen- oder Abendroth oder ein Nordlicht Krieg bedeute, ist eine für einfache und schlichte Menschen sehr erklärliche Ansicht.

Das Benehmen der Thiere, besonders der Hausthiere, spielt im Aberglauben eine große Rolle, welche theils ein Ueberrest ehemaliger Thierverehrung ist, die nicht nur etwa in Aegypten und Indien, sondern bei sämmtlichen heidnischen Völkern einst blühte, theils aber für eine humane Stimmung zeugt, welche die Schonung der Thiere und die Dankbarkeit für ihren Nutzen schon in früher Zeit zur Pflicht machte. Besonders sprechend ist die Ansicht, daß Pferde, Hunde u. a.

Thiere Geister sehen und Todesfälle ahnen. Auf dem Lande war es noch spät und ist oft theilweise noch üblich, daß ein Todesfall in der Familie dem Vieh im Stalle und den Bienen im Stocke feierlich angezeigt wird. Selbst den lästigen Thieren im Hause widmet der Aberglaube seine Aufmerksamkeit und sogar Sorgfalt. Die Heimchen im Herde bedeuten Wohlergehen des Hauses. Spinnen zu tödten, ist verpönt; sie bedeuten theils Glück für deu, auf den sie sich niederlassen, theils heißt es von ihnen:

Spinne am Morgen
bringt Kummer und Sorgen;
Spinne am Abend
ist erquickend und labend.

Der Aberglaube ist hinsichtlich der Vorbedeutungen auch häufig humoristisch, z. B. wenn er sagt, das Zusammenstehen von sieben Weibern auf einem Kreuzwege bedeute Regen. Noch öfter aber ist er unheimlich und bei mangelnder Bildung höchst gefährlich, namentlich wenn er alle möglichen Vorfälle bei einer Hochzeit mit wahrhaft pessimistischem Fanatismus als unglückverheißend für die Ehe erklärt, z. B. wenn die Pferde am Brautwagen stehen bleiben, wenn ein Brautring zu Boden fällt, wenn das Kleid der Braut einen Riß erhält; ja wenn die Altarkerze vor Braut oder Bräutigam flackert, so muß der Betreffende bald sterben. Wie oft mag ein solcher nichtiger Vorfall das Gemüth leichtgläubiger Leute so angegriffen und verdüstert haben, daß wirklich ein Unglück daraus erfolgte! Schaudererregend ist vielfach der Aberglaube mit Bezug auf das Sterben und die Bestattung; er wühlt im Schrecklichen und ist unerschöpflich in Anläßen, welche einem Todten baldige Nachfolge verkünden. In der Richtung des Flackerns der Kerzenflammen, die am Sarge brennen, sowie des Rauches derselben, liegt der Ort des nächsten Todesfalles;

ist der Leichnam beim Einsargen weich und schlaff, so folgt bald jemand aus der Familie nach, ebenso wenn ein Auge oder der Mund eines Todten offen steht, und zweien folgt in demselben Jahre ein dritter nach. Bleibt die Leiche den Sonntag über im Hause, so stirbt in der folgenden Woche wieder jemand aus demselben. Begegnet dem Leichenzuge zuerst ein Mann, so stirbt bald ein solcher, ebenso wer etwas ins Grab fallen läßt ꝛc. Tauft man, so lang ein Grab offen ist, so stirbt das Kind bald, ebenso wenn es vor der Taufe mit Namen genannt wird. Tragen zwei Kinder in der Familie denselben Namen, so muß eines davon bald sterben. Auch ein „unglücklich gewählter“ Name führt den Tod herbei. Wird das Kind bei der Taufe von einem Pathen desselben Geschlechtes gehalten, so bleibt es ledig; waschen sich die Pathen vor der Taufe nicht ordentlich, so wird es unreinlich; stricken die Frauen beim Taufschmause, so wird es fleißig ꝛc.

Sehr mannigfaltig sind die Vorbedeutungen der Träume. Feuer bedeutet Freude, Rauch ohne Flamme Unglück oder Tod, Wasser Thränen, Tanz Aergerniß, weiße Dinge Tod, kurz stets etwas, was mit dem Traume nichts zu schaffen hat. Wahr soll werden, was man die erste Nacht in neuer Wohnung oder neuem Bette, oder was man dreimal träumt, böse Träume, wenn man sie nüchtern erzählt ꝛc.

Nicht nur die Wochen- auch die Monatstage, Jahreszeiten und Feste haben für den Aberglauben ihre große Bedeutung. Unglück bringen der 7., 17., und 27. jedes Monats, Glück der Frühling. Vielbedeutend sind die zwölf Nächte (25. Dezember bis 6. Januar), in denen der wilde Jäger und Frau Holle oder Berchta umgehen; es darf während derselben nicht gesponnen, gewaschen ꝛc. werden und hat man Mangel, so dauert dies das ganze Jahr; die meiste Bedeutung hat die Weihnacht und der Sylvesterabend. Sehr viel kommt auch

auf die Vorzeichen der Fastnacht, der Walpurgisnacht und des Johannistages an.

Der Aberglaube hat vielfach eine entschieden ethische Tendenz; er sieht in jedem Unglück, das einen Missethäter trifft, gleichviel ob es mit dessen Begehungen im Zusammenhange steht oder nicht, eine gerechte Strafe. So unvernünftig die Verknüpfung zwischen dem Vergangenen und dem Erlittenen oft ist, so zeugt diese Auffassung doch vom Gerechtigkeitssinn des Volkes. Es giebt kaum einen See, der nicht eine ruchlose Stadt, in den Alpen kaum einen Gletscher oder Bergsturz, der nicht ein von übermüthigen und frevelhaften Menschen bewohntes Thal deckt. Selbst auf Kinder und Enkel geht die von den Eltern verdiente Strafe über und dem Todten wächst die Hand aus dem Grabe, welche die Eltern geschlagen hat. Vor dem leichtfertigen Gebrauche des Messers herrscht eine solche Scheu, daß ein mit der Schneide aufwärts gekehrtes Messer Streit hervorruft, oder einen Todesfall verkündet, oder die tanzenden Engel in die Füße schneidet und weinen macht; ein Brot aber, in das man sticht (statt blos zu schneiden) vergießt Blut. Daher dürfen auch Messer, Scheeren, Nadeln, überhaupt alles, was schneidet oder sticht, nicht als Geschenke gegeben werden, weil sie die Freundschaft zertrennen. Daher ist auch das Blut unschuldig Gemordeter trotz aller Mühe nicht abzuwaschen; es bleibt haften, wo es vergossen wurde, und wenn es übertüncht wird, kehrt es wieder. Darin liegt viel mehr tiefer Sinn als Aberglaube; denn weder das Gewissen des Schuldigen, noch die Gerechtigkeit dulden ein Verwischen des vergossenen Blutes. Nichts schreckt und empört schuldlose Seelen so sehr, und nichts wird dem Verbrecher oder grausamen Despoten in so hohem Maße zur Last gelegt wie Blutvergießen.

Neben den Vorbedeutungen ist der Zauber ein zweiter

Hauptbestandtheil des Aberglaubens. Derselbe besteht, wie die Gläubigen meinen, darin, daß eine Wirkung auf anderem Wege als durch ihre natürlichen Ursachen hervorgebracht wird, und zwar durch eine gewissen Individuen innewohnende übernatürliche Kraft. Der Zauber ist der Kultus der niederen Religionen oder des Fetischdienstes, — die Zauberer sind die Priester dieser Kulturstufe. Weil der Zauber Personen zugeschrieben wird, deren Treiben durch die Einführung höherer Glaubensformen ausgeschlossen ist, so hat er bei den Naturvölkern noch eine urwüchsige und charakteristische Gestalt, die ihm bei den Kulturvölkern natürlich abgeht, bei denen man nur noch kümmerliche Reste von ihm findet, die sich selten mehr an das Tageslicht wagen. Machen wir daher einmal der „Zauberei" sogenannter „wilder" Völker einen Besuch. Der Zauber ist bei ihnen, wie auch bei unserm ungebildeten Volke, ein doppelter, nämlich ein erlaubter und ein unerlaubter, oder was die Nekromanten des Mittelalters und noch späterer Zeit „weiße" und „schwarze Magie" nannten. Erlaubt ist er, wenn er von den anerkannten Zauberern oder Propheten, unerlaubt wenn er von anderen Personen ausgeht. Die Urheber des unerlaubten Zaubers sind unbekannt und es ist eine Hauptaufgabe der officiellen Hexenmeister, sie zu entdecken, zu bestrafen und ihre Werke zu vernichten. Bei allen Naturvölkern ist die Zauberei vollständig dieselbe, welchen Namen auch die Zauberer führen, und welche Ceremonien sie auch ausüben, und die Macht dieser Personen, welchen unbedingter Glaube gezollt und Gehorsam geleistet wird, ist unermeßlich.

Bei den Kaffern besteht die Aufgabe der anerkannten Zauberer darin, mit den Geistern der Verstorbenen zu verkehren, Verbrechen zu entdecken, unberechtigten Zauber zu durchkreuzen und vor allem: Regen zu bewirken. Um Prophet zu werden, muß man von einem solchen abstammen und sich

durch langwierige Prüfungen auf das Amt vorbereiten. Sobald sich der Kaffer zu diesem berufen fühlt, sucht er die Einsamkeit auf, verliert den Appetit und bekommt epileptische Anfälle; er träumt von Schlangen und wilden Thieren, stößt unheimliches Geschrei aus, macht sonderbare Sprünge. Er fängt Schlangen, die kein anderer Kaffer anrührt und schlingt sie sich um den Leib. Dann geht er zu einem älteren Propheten, giebt ihm eine Ziege als Lehrlohn, und wenn er ausgelernt hat, so betreibt er das Geschäft auf eigene Rechnung. Die kafferischen Propheten sind phantastisch aufgeputzt; außer den obligaten Schlangen tragen sie einen Kopfputz von Federn, und um den Leib einen Gürtel, behängt mit Thierschädeln, Vogelkrallen und allerlei anderem Zeug. Auch bestreichen sie ihren Körper oft mit weißer Erde. Wenn die Leute zu dem Propheten kommen, ihn zu Rathe zu ziehen, so sagen sie ihm nicht, was ihnen fehlt, er muß es ja wissen. Sie setzen sich um ihn her und er stellt sich nun, als hätte er Visionen; er sehe, sagt er, eine kranke Kuh, ein krankes Kind 2c.; dabei beobachtet er seine Klienten scharf, und wenn sie unwillkürlich ihre Freude bezeugen, so merkt er, daß er das Rechte getroffen hat. In wichtigen Fällen ist stets Hexerei die Ursache und nun gilt es, den Schuldigen zu entdecken. Gegen die Einwirkung solcher gefürchteter Individuen tragen die Kaffern stets Talismane bei sich, wozu alle möglichen Gegenstände gut sind, wie zu Fetischen Schlangenköpfe, Knochenstücke, Zähne, Thürklinken, Tabaksdosen 2c. Es ist bei den Kaffern niemand gegen den Verdacht der Hexerei sicher. Soll nun der Prophet den angeblichen Urheber einer Krankheit oder anderer Uebel durch Verhexung entdecken, so durchwandelt er in seinem Amtsstaate den Kraal, tanzt und bekommt Anfälle, springt wie rasend hin und her, stürzt sich dann auf eine Gruppe, riecht an deren Mitgliedern und bezeichnet endlich den angeblichen

Zauberer, der, wenn es sich um die Krankheit des Häuptlings handelt, ohne weitere Untersuchung unter den grausamsten Martern zu Tode gebracht wird. Die Kaffern haben auch Prophetinnen, welche in ganz ähnlicher Weise ihr Handwerk treiben. Leider ist es uns nicht erlaubt, uns über diese Gewohnheiten allzusehr zu entsetzen, wenn wir an den Hokuspokus der Spiritisten denken und erwägen, daß noch nicht einmal ein Jahrhundert vergangen ist, seit die gebildete Gesellschaft Europas Betrügern wie Cagliostro und Gaßner anhing und Schwärmer wie Swedenborg und Lavater für große Geister hielt, und nicht viel länger, seit die Zeit ihr Ende nahm, in welcher das hochgebildete Europa viel zahlreichere und viel gräßlichere Hexenprocesse führte als sie bei den Kaffern u. a. sogenannten wilden Völkern noch vorkommen, ja in europäischen Ländern noch Kinder eingemauert und begraben wurden, um einem Bau Festigkeit zu verleihen. Die Zauberei durchzieht die ganze Weltgeschichte, von den Aegyptern und Chaldäern an durch das kunstbegeisterte Hellas und das strengrechtliche Rom bis in die Zeiten, in welchen das menschenfreundliche Christenthum herrschte; ja es werden heute noch in Mejico „Hexen" im Namen des Gesetzes verbrannt, in Frankreich und Osteuropa vom Pöbel gelyncht, und sogar in der „feinen Gesellschaft" sogenannte „Medien" ebenso angestaunt und im Besitze geheimer Kräfte gewähnt, wie die plumpen Zauberer der Kaffern. Man denke ferner an die unzählbaren Massen von Gläubigen, die in der „Sympathie" und im „Kartenlegen" ihr Heil suchen, man denke an die Traum- und Punktirbücher und an des alten Schäfers Thomas „Prophezeiungen", welche von unseren Buchhändlern, diesen Vermittlern des geistigen Fortschrittes, verlegt und verkauft werden, und man wird den schwarzen Mitmenschen gegenüber bescheidener zu werden alle Ursache haben.

Unter den Personen, welche Zauber ausüben, sind in Europa

die Hexen, diese Bräute des Teufels oder der vielen Teufel hinlänglich bekannt, und der Glaube an sie ist unter dem Volke noch nichts weniger als erloschen. Auch giebt es unzählige „Blocksberge", auf denen sie sich versammeln, nicht nur den einzigen Brocken, und zahllose Thiere, in die sie sich verwandeln. Ja, der Teufel selbst erscheint in den Sagen des Volkes noch häufig genug, sowohl in seiner bekannten Gestalt, als in der von Menschen und Thieren, besonders als schwarzer Pudel. Auch die Schüler oder Gesinnungsgenossen Fausts, welche sich dem Teufel verschreiben, sind häufig der Gegenstand solcher Sagen. Sodann kommen die vom Volksglauben mit so großem Unrechte gefürchteten Freimaurer. Sie werden, wie man glaubt und faselt, vom Teufel mit Geld unterstützt, der bei ihren Johannismahlen in Gestalt eines schwarzen Hundes anwesend sei. Alle Jahre muß Einer von ihnen dem Teufel überlassen werden, der ihn zerreißt! Häufig wird erzählt, es habe eine Frau, deren Mann unter die Freimaurer gegangen, bei diesen gebeten, ihn zu entlassen. Der Vorsteher habe dann aus einem verschlossenen Schranke ein Buch geholt, in welchem die Bilder der Freimaurer enthalten waren, und die Frau aufgefordert, mit einer Nadel in das Herz ihres Mannes zu stechen, dann sei er entlassen; nachdem sie es aber gethan und nach Hause gekommen, habe sie ihren Mann todt gefunden — mit der Nadel im Herzen! Aehnliche Schauersagen werden unter dem Volke auch von den Juden und den Zigeunern erzählt und gaben ehedem Anlaß zur blutigen Verfolgung dieser Volksstämme. Bösen Zauber schreibt man ferner den Landstreichern und Scharfrichtern zu. Nicht weniger glauben Katholiken und selbst Protestanten an die Zauberkraft der Kapuziner und der Jesuiten, wozu ihr Exorcismus und Weihwasserspuk ja herausfordern.

Im Süden Europas und um das Mittelmeer herum kennt

man die Hexen und überhaupt die Teufelsbündnisse, welche, wie man glauben könnte, des düstern nordischen Himmels bedürfen, wenig, und hat dafür einen eigenthümlichen Zauberglauben, den des „bösen Blickes", welcher demjenigen, den er trifft, Unheil oder gar den Tod bringen soll. Die Araber suchen sich gegen denselben, den man gewissen Menschen zutraut, zu schützen, indem sie Säckchen mit Erde vom Grabe des Propheten oder andere Talismane verschiedener Art an sich, ihren Kindern oder ihren Wohnungen befestigen. Die Italiener glauben dem bösen Blick (den man z. B. dem Papste Pius IX. zuschrieb) zu begegnen, indem sie die Hand in die Tasche stecken und dort mit zwei Fingern sogenannte corni (Hörner) bilden. Die Todas in Ostindien verbergen das neugeborene Kind eine gewisse Zeit hindurch gegen die Einwirkung des bösen Blickes. Schon die alten Griechen kannten diesen Aberglauben, und ihre Nachkommen scheuen sich nicht, einem selbst angesehenen Manne, dem sie jene Eigenschaft zutrauen, in das Gesicht zu spucken. Unter den Albanesen malen die Mohammedaner ihren Kindern einen Halbmond, die Christen ein Kreuz auf die Nasenwurzel zum Schutze gegen den bösen Blick. Auch die Slawen kennen diesen Wahn, weniger die Germanen.

Außer den gefürchteten Zauber übenden Personen kennt das abergläubige Volk auch solche, welche es achtet und ehrt. Mehr als man gewöhnlich ahnt, sind diese „klugen Leute" und ihre Gläubigen verbreitet; in Zaubersachen glaubt ihnen das Volk weit mehr als dem Pfarrer oder Arzte, und kein Richterspruch macht sein Vertrauen irre. Die Hauptaufgabe dieser Leute ist der Kampf gegen die Hexen, und sie wirken besonders mit unverständlichen Zaubersprüchen und mit dem von den Hexen gefürchteten Kreuzeszeichen, sowie mit Salz, verschiedenen Kräutern und selbst weniger anständigen Mitteln. Sie

unterrichten in ihrer angeblichen Kunst auch Schüler, zu welchen sich besonders die am Freitag oder Sonntag geborenen und die siebenten Kinder einer Familie eignen. Knaben erlernen die Zauberei bei Frauen und Mädchen bei Männern, die der „Kunst" mächtig sind. Dank für den Unterricht ist unstatthaft. Der größte Theil des Wirkens der Zauberer besteht in der Heilung von Menschen- und Viehkrankheiten. Wenn auch dieselbe meistens mißlingt, so schadet dies dem Rufe des Zauberers nichts. Dazu kommen: Schutz gegen Unglück aller Art, gegen Gewitterschaden, Feuersbrünste, Mäuse, Ungeziefer, Diebstahl, Feinde, Hilfe beim Backen, Buttern, Weben, Waschen, bei der Bienenzucht, Landwirthschaft, Viehzucht, Jagd, Fischerei, bei der Liebeswerbung rc. Die „Zauberer" fallen daher vielfach mit den Quacksalbern und Kurpfuschern zusammen, die weiblichen mit den Hebammen. Die Astrologie, die einst auch die gebildete Welt beherrschte, spielt in der volksthümlichen Zauberei noch immer eine Rolle, und dasselbe gilt von geheimnißvollen Zahlen und kabbalistischen Wörtern. Die Zaubersprüche stammen noch oft aus dem Heidenthum, sind aber verchristlicht. Das Abstoßendste an den Volkszauberern ist aber ihre angebliche Kunst, Feinde ihrer Kunden todt zu beten oder zu singen.

Zu der Zauberheilkunde im weitern Sinne gehören auch gewisse Vorkommnisse, in welchen die Religion als Mittel zu Parteizwecken mißbraucht wird, nämlich die angeblichen Krankenheilungen durch Wasser von Orten, an welchen Maria erschienen sein soll, wie La Salette, Lourdes, Marpingen, Dittrichswalde u. a. Erscheinungen ähnlichen Charakters sind diejenigen der Somnambulen und der Stigmatisationen. Die Ursachen derselben sind nicht hinlänglich aufgehellt; in manchen Fällen sind sie thatsächlich als Betrug entlarvt worden. Die angeblich alle Uebel heilenden Skapuliere, Medaillen rc. sind

wie obiges nur geeignet, die Kirche zu kompromittiren; sie sind lediglich — christliche Fetische. —

Ein drittes Gebiet des Aberglaubens betreten wir mit dem Spuke. Derselbe hängt durchweg mit dem Glauben des Menschen an ein Fortleben nach dem Tode zusammen. Während aber dieser Glaube kein Aberglaube, sondern eine auf Gründen der Vernunft beruhende Ueberzeugung ist, geht der Spukwahn weiter und will diese innere Ueberzeugung durch Erscheinungen, welche die Sinne angeblich auffassen können, bestätigt sehen. Er beruht daher gewissermaßen auf einem Mißtrauen in den Fortdauerglauben an sich; er will nicht glauben, ohne zu schauen, wie Thomas. Der Spukwahn kommt bei allen Völkern und zu allen Zeiten vor und ist noch jetzt so stark wie je. Seltsam ist bei ihm vor allem, daß er keinen genauen Unterschied zwischen den Geistern (abgeschiedenen Seelen) verstorbener Menschen und solchen Geistern (Dämonen) macht, welche niemals Menschenkörper bewohnt haben, sondern für sich von Anbeginn und ohne Ende bestehen, und ferner, daß er sich alle Geister körperlich, d. h., wie man sagt, mit einem feinern „ätherischen“ Körper vorstellt; ohne solchen könnten ja sie und ihre Wirkungen nicht wahrgenommen werden. Für den „Wilden“, wie für den Mann vom Volke in Europa ist die Luft und sind alle Elemente von Geistern erfüllt; nur ist dieser Wahn bei dem Letzteren merklich verfeinert und mit poetischen Gefühlen wie nicht minder mit ethischen Principien durchwoben. Es giebt nach unserem Volksglauben Leute, die besonders begnadigt sind, Geister und überhaupt Spuk zu sehen, und dieselben werden als unglücklich bemitleidet, weil sie ihn sehen, auch ohne es zu wünschen, und darüber schweigen müssen, um nicht Unglück anzurichten, von der damit verbundenen Aufregung aber schwach und krank werden. Diese unglücklichen „Seher“ sind jedoch gegenwärtig

in der Abnahme begriffen und leben mehr in der Sage als in Wirklichkeit. Dagegen scheinen sie in den sog. höheren Kreisen der Städte unter der Gestalt der spiritistischen Medien neu aufzuleben.

In den niederen Religionen der Menschheit spielen Geistererscheinungen und Spuk geradezu die Hauptrolle. Die hauptsächlichsten Gebräuche dieser Glaubensformen bestehen in den Versuchen, die gefürchteten Geister zu verscheuchen und unschädlich zu machen. Jedes Haus oder jede, auch die elendeste Hütte, worin jemand gestorben, wird für einen von Geistern beherrschten Raum gehalten und daher meistens verlassen. Um das Spuken zu verhindern, werden die Todten nicht durch die Thüre, sondern durch ein Fenster, oder wo kein solches vorhanden ist, durch ein in das Dach gemachtes Loch entfernt. Manche Naturvölker, besonders in Afrika, halten besondere Geisterhütten, in welchen sie die Geister mit allen Bequemlichkeiten versorgen. Die alten Griechen glaubten und ein großer Theil der Christen glaubt noch, daß alle unbestatteten Todten spuken. Leichenmähler waren ursprünglich nichts anderes als eine Speisung der Todten, und die Chinesen bringen den von ihnen (und vielen anderen Völkern) verehrten Ahnen regelmäßig Speisen dar. Im Mittelalter setzte man bei Mahlzeiten Stühle für die verstorbenen Familienglieder hin.

Vom Spuken im engern Sinne, d. h. von den Wirkungen unsichtbarer Geister unterscheidet der Aberglaube die Geistererscheinungen, d. h. sinnlich wahrnehmbares Auftreten von Geistern Verstorbener. Selten ist eine Familie frei von Spukgeschichten, die sich in ihrem Hause zugetragen und in allerlei meist zwecklosem Lärm, in Poltern, Thürenzuwerfen, Kettengerassel, Herumwerfen von Gegenständen kundgegeben haben sollen. Eine veredelte Abart dieses Wahns ist das sogenannte Verkünden, darin bestehend, daß durch irgend einen räthsel-

haften Vorfall, zum Beispiel das Zerspringen eines Glases, das Herabfallen eines Bildes, das Anschlagen eines Klaviers oder gar durch ertönende Stimmen der gleichzeitige Tod einer mit den betreffenden Gegenständen oder Vorfällen meist in Zusammenhang stehenden Person angezeigt wird. Es gehört dies zu den sogenannten Fernwirkungen, zu denen auch die Sage von den sogen. Doppelgängern zu rechnen ist. Es wird nämlich geglaubt, daß jemand ein seiner Gestalt genau entsprechendes Bild an einem entlegenen Orte zu erzeugen vermöge, so daß ihn verschiedene Personen zu gleicher Zeit an zwei Orten erblicken können. Verwandt damit ist das Sichselbstsehen, welches nach Ansicht des Aberglaubens ein Vorzeichen baldigen Todes ist und das man von verschiedenen mit Namen genannten Personen zu erzählen weiß, welche sich selbst in irgend einer Lage erblickten und bald darauf starben. Ebenso verwandt mit den erwähnten Erscheinungen sind das „zweite Gesicht“ und das „Fernsehen“, zwischen welchen kein strenger Unterschied besteht. Beides sind Fähigkeiten gewisser Menschen, angeblich sogar ganzer Volksstämme, z. B. im schottischen Hochland und auf den Hebriden, entfernt von ihnen vor sich gehende Handlungen oder Vorfälle zu erblicken, als ob sie selbst dabei wären. Alle diese und ähnliche Erscheinungen, sowie die vielfach erzählten von Geistern Verstorbener, sowie von Dämonen sind offenbar sämmtlich Aeußerungen der in dem Menschen liegenden Sehnsucht nach dem Unendlichen, des Wunsches, sich über die dem Menschen gesetzten Schranken von Zeit und Ort zu erheben und hinwegzusetzen. Diese Sehnsucht ist in ihrem Kerne eine durchaus edle Erscheinung, welche dadurch nicht ihre Bedeutung verliert, daß sie vielfach zu Betrug und Täuschung mißbraucht worden ist. Ob etwas und wieviel an den genannten Erscheinungen Wahres ist, läßt sich wohl nie mit Sicherheit nachweisen.

Für ihre objektive Wahrheit ist noch nie das geringste völlig glaubwürdige Zeugniß beigebracht worden. Ihre subjektive Wahrheit ist dagegen in vielen Fällen gewiß nicht zu bezweifeln, indem Visionen und Hallucinationen, d. h. Wahrnehmungen von Dingen mit den Sinnen, von deren Wirklichkeit der Empfindende völlig überzeugt ist, die aber nur in seinem Innern existiren, nichts weniger als selten sind. Eine dem Verfasser nahe stehende Dame hatte als junges Mädchen folgende merkwürdige Visionen. Als sie eines Abends spät einen Besuch mit dem Lichte die Treppe hinab begleitet hatte und wieder zurückkehrte, sah sie plötzlich den Tod, wie man ihn abbildet, als Gerippe mit Sanduhr und Sense, hinter sich her mit weiten Schritten die Treppe hinaufeilen und ihr zähnefletschend mit der Sense drohen. Sie floh und kam leichenblaß zu ihrer Familie. Nach einiger Zeit wollte sie eines Abends zu Bette gehen und sah, als sie das Bett abdeckte, den Tod darin liegen, der sie angrinste; ja, als das Bild verschwand, glaubte sie im Kissen den Abdruck des Schädels zu bemerken. Wieder später wollte sie vom Gesimse eines Fensters, dessen Vorhänge herabgelassen waren, etwas holen, als plötzlich, wie sie deutlich zu sehen glaubte, der Tod den Vorhang auseinanderriß und ihr abermals die Zähne entgegen fletschte. Kurze Zeit vor diesen Hallucinationen hatte sie Holbeins „Todtentanz“ zum ersten Male gesehen. Nun ist doch der Tod selbst für den Gläubigsten keine Persönlichkeit, die wirklich existirt, sondern nur ein Symbol; da aber jene Erscheinungen so deutlich, ja weit deutlicher waren, als irgend welche Geister- und Gespenstererscheinungen, so wird es sich wohl auch mit den letzteren verhalten wie mit den ersteren, d. h. sie sind ein Erzeugniß aufgeregter Einbildungskraft.

Das Spuken beherrscht noch gegenwärtig bei unserem Volke dessen ganzes Verhalten bei Todesfällen und Beerdigungen,

ganz ähnlich, nur tiefsinniger und gemüthvoller, wie bei den sogenannten Wilden, welche sich vor den „Geistern" zu schützen suchen. Man öffnet noch an vielen Orten, wenn jemand stirbt, die Fenster, damit die Seele hinausfliegen könne und nicht im Hause bleibe, um darin zu spuken. Man jagt sie sogar durch Wehen mit Tüchern hinaus oder stürzt Gefäße um, damit sie sich nicht darin fange. Auch glaubt man, so lange die Leiche im Hause bleibe, sei auch die Seele noch da und höre alles, was über den Todten gesprochen werde, daher wohl schon der römische Spruch: de mortuis nil nisi bene (von den Todten [sprich] nur Gutes). Wird der Sarg mit dem Kopfende voran hinaus getragen, so kehrt der Todte zurück; wenn man ein Grab beraubt, so holt sich der Todte zur Nachtzeit sein Eigenthum. Nach dem Glauben mancher Gegenden kehrt derselbe am dritten Tage zu einem Abschiedsbesuche in das Haus zurück. Der verstorbene Hausvater geht in der Nacht nach seiner Bestattung dreimal um sein Haus herum, damit kein Unglück die Seinigen treffe. Auf dem Friedhofe muß der zuletzt Begrabene so lange Wache stehen, bis der Nächste ankommt. Eine gestorbene Wöchnerin kehrt jede Nacht nach Hause zurück, um ihr Kind zu pflegen. Todte Bräute tanzen so lange auf Kreuzwegen, bis der Bräutigam nachfolgt. An jedem Sonnabend dürfen die Seelen aus dem Fegfeuer nach Hause kommen und man stellt ihnen dann Butter hin, um ihre Brandwunden zu bestreichen! Daß Sünder und Verbrecher als Gespenster, in schweren Fällen unter Thiergestalt, nachts spuken müssen, ist aus einer Menge von Sagen bekannt genug.

Als vierte Provinz des Aberglaubens betrachten wir die Annahme der Existenz m y t h i s c h e r W e s e n, von deren Nichtigkeit jetzt die gesammte gebildete Welt überzeugt ist, während das Volk noch mehr oder weniger fest an sie glaubt. Den

Teufel haben wir bereits erwähnt, er ist jedoch nur der durch das Christenthum eingeführte Stellvertreter angeblich früher hausender gewaltiger Mächte, besonders der Riesen. Auf diese, wie auf die Zwerge der Gebirge, die Kobolde oder Heinzelmännchen der Häuser, die Nixen der Gewässer und die Elfen der Wälder schwört in Europa das Volk selten mehr, desto mehr hängt es aber noch an der Annahme weiterer Dämonen, die doch einen viel unheimlichern Charakter haben als die genannten Wesen, deren Charakter immerhin von Romantik umwoben ist. Diese Dämonen, welche den Vorzug vor dem anziehendern Volke der Märchen erhalten haben, sind durchweg grausam und tückisch und zudem keine übermenschlichen Wesen wie die genannten, sondern gleich den Hexen Menschen in besonderer Lage und Verfassung. Am weitesten verbreitet sind unter ihnen die Alpe, Truden oder Maren, dämonische Personen, welche von der Sucht besessen sind, die Menschen im Schlafe zu drücken und zu beängstigen, auch wohl Thiere nachts zu quälen, namentlich Pferde aus dem Stalle zu holen und bis zur Erschöpfung zu reiten. Nach niederländischem Volksglauben muß die schönste von sieben Töchtern Nachtmare werden. Gefangen wird dieser Mensch-Dämon, wenn man das Ast- oder Schlüsselloch, durch welches er gekommen, verstopft, worauf er dann oft, wenn es ein schönes Mädchen war, den gedrückten jungen Burschen heiratete, aber sobald das gedachte Loch wieder geöffnet wurde, nach „England“ (d. h. dem Lande der Geister) entfloh.

In den osteuropäischen Ländern tritt an die Stelle der oft sehr liebenswürdigen Nachtmare der blutdürstige Vampyr, ein im Grabe liegender Mensch, der nachts aufsteht und den Leuten das Blut aussaugt, dabei frisch und roth bleibt und erst unschädlich wird, wenn man ihm einen Nagel durch den Kopf oder einen Pfahl durch das Herz treibt oder den Kopf

mit einem Grabscheit abschneidet. Verwandt mit diesem Scheusal ist der Werwolf, ein in einen Wolf verwandelter Mensch, der andere Menschen gleich einem wirklichen Wolfe anfällt und verzehrt; statt des Wolfes wird der Unselige in Abessinien eine Hyäne, in Ostindien ein Tiger rc. Die Frisen glauben, ähnlich der erwähnten niederländischen Sage, daß von sieben Söhnen der jüngste ein Werwolf werde.

In diesen schauerlichen Gestalten, den Truden, Vampyren und Werwölfen, drückt sich das Gefühl der Scheu vor dem Tode und vor beängstigenden Zuständen aus, indem es sich mit mythologischen Vorstellungen vermengt, die als Verwandlungen von Menschen in Thiere, Wiederbelebungen von Todten und nächtlichem Geisterspuk aller Art in den Sagenkreisen aller Völker eine Rolle spielen.

Zu diesen Vorstellungen gehört auch der bereits angedeutete Glaube an den furchtbarsten aller Dämonen von jeher und überall, an den Teufel. Derselbe ist in gewissen Kreisen, die der Religion zu dienen meinen, in Wirklichkeit aber sie verunehren und nur dem Aberglauben Vorschub leisten, neuerdings wieder förmlich Mode geworden, besonders seit der Reaktionszeit von 1850. Mit Feuereifer wurde damals der Teufelsglaube in Taufformeln und Katechismen wieder hergestellt; in Büchern und Zeitschriften wurde für ihn agitirt, und es fehlte nicht viel, daß gewisse Parteien zum Standpunkte des Hexenhammers oder des altpersischen Dualismus von Ormuzd und Ahriman zurückkehrten. Ja noch in den achtziger Jahren erschienen Schriften von — Predigern, welche den Teufels- und Hexenglauben und einen ganzen weiteren Wust von Aberglauben vertheidigten.

Solche Richtungen konnten nicht für den kirchlichen Glauben einnehmen und nährten daher eine andere Art des Aberglaubens, welche zwar auch dämonischen Charakter trägt, aber

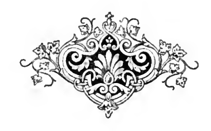
außerhalb der Kirche steht. Es ist der aus Amerika importirte **Spiritismus**, dessen Anhänger behaupten, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen, deren Angehörige nach ihrer Ansicht Tische rücken, klopfen, Handschriften fertigen, sich photographiren lassen und allerlei thörichten Spuk treiben, über das Jenseits aber noch nie den mindesten Aufschluß ertheilt haben, während die Urheber dieser „Manifestationen“ oft als Betrüger entlarvt worden sind. Die katholische und protestantische Orthodoxie schreiben dieses Getriebe den Geistern der Hölle zu, während gewisse Gelehrte darin „magische Kräfte“ erblicken wollten.*)

Es sind bis jetzt weit mehr die Kundgebungen des sogenannten Spiritismus verlacht und verhöhnt, als die Ursachen seines Auftretens kritisch untersucht worden. Ersteres ist allerdings bequemer als letzteres. Doppelt unbequem ist aber letzteres für diejenigen, welche an dem Ueberhandnehmen jener Thorheit die Mitschuld tragen. Es sind dies einerseits die Propheten des Materialismus, welche der Menschheit alles Ideale rauben und ihr ganzes sauer erworbenes und mühsam fortgepflanztes Geistes- und Gemüthsleben als einen bloßen Nervenproceß darstellen möchten. Andererseits sind es die Bannerträger der Orthodoxie, deren Bestreben dahin geht, den geistigen Standpunkt der Menschen auf einer gewissen längst überwundenen Stufe festzunageln. Weder das eine noch das andere Beginnen kann diejenigen befriedigen, welche an ein Ideal glauben, und wenn es daher diesen an einer zugleich vernünftigen, faßlichen und tröstlichen Auffassung des Weltganges gebricht, so werden sie naturgemäß die Beute ehrgeiziger Schwindler und sich selbst betrügender Schwärmer,

*) Näheres darüber enthält „Das Jenseits“, von dem Verfasser dieser Zeilen, Leipzig 1881.

die ihnen ein Geisterreich vorspiegeln, das nur in ihren Köpfen existirt!

Wir hegen indessen die Zuversicht, daß der gesunde Sinn der Gebildeten sich von der Aufwärmung mittelalterlichen Teufelswahns abgestoßen fühlen, sich aber nicht dem Zauberwahn der Naturvölker in die Arme werfen, sondern zwischen dem krankhaften Spiritualismus und dem öden und kahlen Materialismus die goldene Mittelstraße des gesunden ideal-realen Menschenverstandes hinwandeln wird.



VIII.

Die Entwickelung der Religion.



I.

Es giebt keinen verderblichern Wahn, als denjenigen, der sich in zwei Extremen hinsichtlich der Religion äußert, nämlich auf der einen Seite, daß irgend eine einzelne Form von Religion unumstößliche Wahrheit, und auf der andern Seite, daß alle und jede Religion Irrthum wäre. Jeder unbedingte Anhänger einer bestimmten Religionsform hält alle anderen Arten des Glaubens und Gottesdienstes für Täuschung und befindet sich bezüglich derselben in seltsamer Uebereinstimmung mit dem grundsätzlichen Feinde aller Religion. Es ist übrigens schwer, den Begriff der Religion genau zu bestimmen. Man faßt denselben oft zu eng oder zu weit. Die richtige Fassung dürfte die sein, daß alles Religion ist, was den Menschen als solchen mit etwas verbindet, das er als über ihm stehend erkannt hat oder betrachtet, von dem er sich abhängig fühlt und dem er daher Verehrung erweist. Daß der Mensch nicht das Höchste in der Welt ist, muß jedem, auch dem geringsten Denkenden klar sein; denn wenn er dies wäre, könnte er alles begreifen und alles vollbringen. Nun sind aber Sein und Nichtsein, Entstehen und Vergehen, Zeit und Raum, Ewigkeit und Unendlichkeit undurchdringliche Räthsel selbst für den tiefsten Denker. Ebenso sind dem Wollen des

Menschen die unübersteiglichsten Schranken durch die Naturgesetze entgegengestellt. Wer begreift jene Räthsel? Wer hat diese Gesetze gegeben? Auf diesen Fragen beruht die Religion. Das Unbekannte, womit sie den Menschen verbindet, ist daher nothwendig übermenschlich; für den weniger gebildeten Menschen genügt es auch, daß es außermenschlich ist, wenn er es nur für übermenschlich hält. Ein menschliches Objekt der Religion hat es nur einmal gegeben, in der römischen Kaiserverehrung, und diese war nur durch Gewalt erzwungen, war kein Gegenstand der freien Ueberzeugung menschlicher Kreise.

Da die Religion auf der Frage nach dem Inhalt erhabener Räthsel beruht, einer Frage, deren Form sich allerdings nach dem Grade der Kultur richtet, so ist ihr hauptsächlicher Zweck das Streben nach Wahrheit. Die volle Wahrheit kann der Mensch vermöge seiner beschränkten Organisation niemals erreichen. Es ist daher auch nicht der Fehler der Religion, wenn sie die Wahrheit nicht findet; denn sie kann auf jeder Kulturstufe dazu nur diejenigen Mittel anwenden, die ihr zu gebote stehen. Nur wo Menschen, die sich besserer Mittel zu bedienen im stande wären, schlechtere, d. h. schädliche Mittel wählen, wo sie die Anhänger abweichender Ansichten verfolgen, ja zu vernichten, und damit ihre eigene Auffassung von Wahrheit zur alleinherrschenden oder alleinseligmachenden hinaufzuschrauben suchen, da hört die Religion im edlern Sinn auf und fängt der Fanatismus an, sein abstoßendes Wesen zu treiben.

II.

Es ist schon wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob auch Thiere Religion haben. Es kommt nur darauf an,

was unter Religion verstanden wird. Nennt man jede Hingebung an mächtigere Wesen, deren Macht dem religiösen Subjekte nicht schlechthin begreiflich ist, Religion, was kaum zu umgehen ist, wenn man nicht willkürliche Grenzen aufstellen will, so wird kaum bezweifelt werden können, daß wenigstens manche Hausthiere, vor allen der Hund, zu ihrem menschlichen Herrn in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie der Naturmensch, dem die Naturgesetze fremd sind, zu seinem Gott oder dem Gegenstand, den er dafür hält. So unbegreiflich wie dem Naturmenschen die Entstehung des Blitzes und Donners, die Herkunft und der Hingang der Sonne und der übrigen Gestirne, so unerforschlich ist dem Hunde, woher sein Herr die Nahrung für beide nimmt, wie er seinem Gewehre Feuer und Knall entlockt und die fernhintreffende Kugel entsendet. Die Verehrung von Menschen durch Menschen ist etwas ganz anderes. Handle es sich nun um die Anbetung einer Geliebten oder um die Kriecherei vor Hochgestellten (man denke an die Kaiservergötterung im römischen Reiche), so ist die erstere vorübergehend und entbehrt des aufrichtigen Glaubens an höhere Macht der Angebeteten, während letztere erheuchelt oder erzwungen oder beides ist. Die Verehrung des Hundes für seinen Herrn ist aber selbst begründeter als die des Naturmenschen für den Himmel, die Sonne, das Meer 2c.; denn jener sorgt bewußt für sein Hausthier und steht an Geist und Charakter weit über ihm, was von den Naturgottheiten und vollends von ihren Abbildern, den Götzen und Fetischen einer entarteten Glaubensform, nicht gesagt werden kann.

Es ist bereits angedeutet, daß der Naturmensch das an Macht über ihm Stehende, von dem er sich abhängig fühlt, zuerst erklärlicherweise in den Himmelserscheinungen erblickt, welche ihm Ehrfurcht abnöthigen, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie lebende Wesen seien. Man kann in der Ge-

schichte der Religion verschiedene Perioden dieser Verlebendigung der Himmelserscheinungen unterscheiden; zuerst werden sie unter ihrer wirklichen, wahrnehmbaren Gestalt, dann unter derjenigen von Thieren (zoomorphisch) und endlich unter derjenigen von Menschen (anthropomorphisch) verehrt. Einen Uebergang von der Thier- zur Menschengestalt bilden die dämonischen Wesen von gemischter Form (Sphingen, Kentauren, Nixen mit Fischschweifen, Kobolde mit Gänsefüßen rc.), einen solchen von der wirklichen zur Thier- und Menschengestalt die unförmlichen Klötze, Steine, Säulen rc., welche als Götterbilder erst nach und nach thierische und zuletzt menschliche Gestalt erhielten. Ihre Verehrung aber wird erklärt durch die Annahme, daß Steine vom Himmel gefallen (wie die Meteorsteine) und Bäume durch Einwirkung des Blitzes entstanden seien. Oft auch begnügte man sich damit, gewisse Gegenstände als Abbilder der Himmelserscheinungen zu betrachten, z. B. einen Speer, unter welcher Gestalt Mars in Rom verehrt wurde, als Abbild des Blitzes.

Die Thiergestalt der verehrten Himmelserscheinungen entstand wahrscheinlich durch Vergleichungen, z. B. der Sonne mit dem Adler, des Mondes wegen seiner Hörner mit der nützlichen Kuh, des Blitzes mit einer Schlange rc., wozu noch die Dankbarkeit für den Nutzen wie die Furcht vor dem Schaden mancher Thiere kam. Daß aber an die Stelle der Thier- später die Menschengestalt trat, dazu führte das allmählich wachsende Bewußtsein des Menschen, daß er dem Thiere überlegen sei. Bei den Aegyptern behielten noch nach dem Siege dieses Bewußtseins viele Götter Thierköpfe; bei den Griechen und Germanen wurden die Thiere zu ihren Begleitern oder ihnen gewidmet.

III.

Es ist nun aber auch zu erklären, wie der Mensch überhaupt dazu kommt, in ein religiöses Verhältniß zu treten. Die ältesten Gebete und Gesänge der Menschen lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen: der Mensch will glücklich sein, will seine Wünsche erfüllt sehen, will als Jäger und Fischer Beute, als Hirte und Ackerbauer Fruchtbarkeit seiner Thiere und Pflanzen erzielen, und da er dies nicht selbst bewirken kann, aber wahrnimmt, daß die Himmelserscheinungen Fruchtbarkeit bewirken oder auch vernichten, so bittet er sie um ihren Beistand und um Abwendung ihrer Schrecken. Aus dem Leben unter seinesgleichen weiß aber der Mensch, daß nicht leicht Wünsche erfüllt werden, ohne daß man sie durch Geschenke erkauft; diese Berechnung gab dem Opfer seinen Ursprung. Folgt demselben nach der Meinung des Opfernden die Erhörung, so war das Dankgebet die nothwendige Ergänzung des Bittgebetes.

Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß die Erziehung des Menschen mit dem Besondern anfängt und erst nach und nach zum Allgemeinen übergeht. Das Allgemeine kann erst als Zusammenfassung des Besonderen begriffen werden. E. v. Hartmann*) ist daher entschieden im Irrthum, wenn er meint, der Himmel selbst, d. h. das blaue Himmelsgewölbe, sei als Gegenstand der Verehrung den einzelnen Himmelserscheinungen vorangegangen. Der Himmel als solcher kann auf den Menschen nur als Schauplatz der letzteren Eindruck machen; für sich allein hat diese weite Fläche nichts Auffallendes, Ergreifendes, was sie nur hat, wenn Gestirne,

*) In dem Werke „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" (Berlin 1882), welches zu diesem Aufsatze die nächste Veranlassung darbot.

Wolken, Blitz zc. daran erscheinen. Diese Erscheinungen dagegen haben etwas Individuelles, in die Augen Fallendes; sie wirken, schaffen und zerstören, was alles vom Himmel an sich nicht gilt. Und wenn der Himmel bei noch so vielen Völkern als Gott verehrt wurde und noch wird, so ist dies offenbar nur die Krönung des Gebäudes, die Zusammenfassung des Einzelnen, des Faßbaren und Wirkenden; wir kennen ja alle unserem Stamme fremden Religionen nur in ihrer Vollendung, nicht in ihrem Werden. Eine Gegenüberstellung von Himmel und Erde als Vater und Mutter aller Dinge konnte nur aus der Beobachtung der einzelnen Himmelserscheinungen hervorgehen, mit welchen der Himmel auf die Erde wirkt. Wir halten es für wahrscheinlicher, daß, je nach der Eigenthümlichkeit der betreffenden Gegenden im Wirken der Himmelserscheinungen, hier die Sonne, dort der Blitz als älteste Gottheit auftrat, daß erstere sich durch den Mond und die Sterne, letzterer durch Donner, Wolken, Regen zc. zu einem umfassendern Kreise erweiterte und daß erst zuletzt Himmel und Erde den übrigen Erscheinungen als Vater und Mutter aller Wesen beigegeben und an ihre Spitze gestellt wurden, worauf dann die einzelnen Naturerscheinungen zu untergeordneten Göttern oder Dämonen herabsanken. Dem Himmel wie der Erde fehlt es an Individualität, welche dagegen den Gestirnen, dem Blitz zc. zukommt; es gehört ein höherer Grad von Fassungskraft dazu, sich jene beiden als persönlich zu denken. Die Sonnengötter und die Gewittergötter sind einander naturgemäß feindlich und bekämpfen sich gegenseitig; der Himmelsgott hat die Streitenden im Zaum zu halten und stellt die höhere Einheit, die Vermittelung und Versöhnung zwischen ihnen dar. Wo die Gewitter fehlen oder selten sind, da entbrannte jener Kampf zwischen der wohlthätigen und der verderblichen (brennenden, glühenden) Wirkung der Sonne. Das Aufregende der

Vorstellung solcher Kämpfe und das Bestreben, den Zorn der schädlichen Götter abzuwenden, führte ohne Zweifel zu jenen entsetzlichen Opfern einerseits des Lebens der eigenen Kinder und anderseits der jungfräulichen Ehre, welche namentlich von den alten semitischen Völkern (Babyloniern und Phönikern) für verdienstlich gehalten wurden. Bei den arischen Völkern sind dagegen die Sonnen- und Gewittergötter mehr mit einander verschmolzen und hat die versöhnende Rolle des Himmelsgottes ihre Spitze erreicht, wie wir an Zeus, Jupiter, Odin deutlich sehen. Man ist oft unsicher: soll man den göttlichen Heros, welcher den Drachen erschlägt, als den Sonnengott auffassen, der die Nacht oder die Gewitterwolke besiegt, oder als den Blitz- und Donnergott, welcher der ausdörrenden Gluthitze ein Ende macht.

IV.

So viele Gestalten aber auch die Vergöttlichung der Naturerscheinungen annimmt, so wird doch jede solche Vergöttlichung von ihrem Urheber als die Verehrung der Gottheit schlechtweg aufgefaßt; d. h. der Naturmensch glaubt in dem jeweilen von ihm verehrten einzelnen Gotte die Gottheit als solche zu verehren. Nach dem Vorgange von Max Müller bezeichnet die gegenwärtige mythologische und religionsgeschichtliche Forschung diesen Standpunkt als Henotheismus. Vom Monotheismus unterscheidet sich derselbe dadurch, daß er die Verehrung mehrerer Götter nicht verwirft, was dagegen der Monotheismus in entschiedenster Weise thut. Vom Polytheismus aber unterscheidet er sich in der Weise, daß der Polytheist jedem Gotte seine bestimmte Verrichtung zuschreibt,

während der Henotheist von jedem beliebigen Gotte Hilfe in allen möglichen Richtungen erwartet. Die Götter des Henotheisten sind also gewissermaßen identisch mit einander, wenn sie auch nicht eine Einheit bilden; die Auswahl zwischen ihnen ist eine willkürliche. Ueber den hierin liegenden Widerspruch denkt der Henotheist nicht nach; es ist ihm gleichgültig, welcher Gott der höchste ist; mit der Zeit aber, wenn seine Erkenntniß gestiegen ist, sieht er den Widerspruch ein, in welchem er sich bis dahin bewegte, und wenn es so weit gekommen, wird er entweder Polytheist oder wendet sich dem Monismus, d. h. der Einheit von Gott und Welt zu; beide Glaubensformen sind Verzweigungen des Henotheismus, und aus dem Polytheismus kann sich eine dritte, der Monotheismus, entwickeln. Der Henotheismus wirft in kindlicher Naivetät seine Götter untereinander; der eine Gott ist für ihn bald der Vater, bald der Sohn des andern, eine Göttin bald Mutter, bald Schwester, bald Frau eines Gottes &c. Fixiren sich diese Verwandschaftsverhältnisse, so ist der Uebergang zum Polytheismus gegeben. Wie kommt aber der Mensch dazu, verschiedene Götter aufzustellen, die wesentlich Eines sind? Dies rührt offenbar zuerst daher, daß eine einzelne Naturerscheinung verschiedene Namen hat, die dann verschiedene Gestalten annehmen. Verschiedene Namen einer Sache kommen aber in den älteren Sprachen häufiger vor als in den neuen; denn bei Völkern ohne Schriftsprache und Litteratur besitzen einerseits noch einzelne Gegenden besondere Ausdrücke, anderseits wechseln die Namen der Dinge bei verschiedenen Gelegenheiten, oft aus Gründen des Aberglaubens. In Polynesien z. B. müssen alle Dinge, deren Namen mit dem des Königs Aehnlichkeit haben, bei dem Tode des letztern anders benannt werden. Dieser Umstand wurde noch verstärkt durch Uebertragung von Göttern auf Nachbarvölker. Ferner kommt es vor, daß Götter, welche eine Natur-

erscheinung vertreten, von solchen, welche eine andere darstellen, Züge entlehnen, und zwar in mannigfaltig abweichender Weise. Endlich werden verschiedene Seiten einer Naturerscheinung selbständig aufgefaßt. Die beiden letztern Fälle verschmelzen mit einander, wenn besondere Seiten verschiedener Naturerscheinungen, welche unter sich Berührungspunkte haben, zu einer neuen Vergöttlichung zusammentreten, z. B. wenn das Feuer der Sonne und das des Blitzes sich von ihrem Ursprung ablösen, sich mit einander vereinigen und so zum Feuergotte werden.

V.

Unter den Glaubensformen, in welche sich der Henotheismus, wie oben angedeutet, infolge des in ihm liegenden Widerspruchs verzweigen kann, steht ihm der Polytheismus am nächsten; er ist eigentlich nur der systematisirte Henotheismus und gehört mit ihm in den Kreis der Naturreligion, wie auch keine bestimmten Grenzen zwischen ihnen zu ziehen sind, und die henotheistischen Völker früher allgemein für polytheistisch gehalten wurden, so daß das geschichtliche Verhältniß beider Formen nicht klar vorliegt. Der Polytheismus ist daher selbst ein schwankender Begriff und nimmt sehr verschiedene Formen an, die von der höchsten Verfeinerung bis zur gröbsten Entartung sich ausdehnen. In solcher Entartung finden wir die Religion bei den meisten Naturvölkern der Gegenwart, ohne daß genau zu unterscheiden wäre, ob es eine directe Entartung des Henotheismus oder eine solche des Polytheismus ist. Diese Entartung erscheint in zwei Hauptformen, die wieder nicht scharf von einander zu unterscheiden sind, von denen aber klar ist, daß sie nicht die ursprünglichen Religionsformen dieser Völker

oder ihrer Vorfahren sein können, weil sie sich auf Dinge beziehen, denen der Mensch nicht von vornherein die Bestimmung seines Schicksals zutrauen kann. Diese zwei Formen sind der Dämonismus oder Animismus und der Fetischismus. Sie gehen aus der Annahme einer Beseelung der gesammten Natur hervor, einer Annahme, welche von denjenigen Naturwesen, die auf das Leben des Menschen Einfluß haben, auf sämmtliche übrige übertragen ist. In dem Dämonismus oder Animismus wiegt die Rücksicht auf das in dem betreffenden Gegenstande weilende und wirksame Seelische, im Fetischismus aber diejenige auf den Gegenstand selbst vor. Der Dämonismus sieht die ganze Natur, selbst die unsichtbare und ungreifbare Luft von Geistern erfüllt, während der Fetischismus die Geister in bestimmten Gegenständen wittert, aber diese letztern für die Hauptsache hält, daher auch sogar künstliche Gegenstände zu Fetischen macht und an ihr Fortleben nach ihrer Zerstörung glaubt. Eine Beigabe und zwar eine verzeihliche und versöhnende des Dämonismus ist der Spiritismus in seiner ursprünglichen Gestalt als Ahnenkultus, der sich naturgemäß aus der Ueberzeugung vom Fortleben der Menschenseele entwickelt hat. Dem Dämonismus mit Ahnenkultus und einem Reste des Henotheismus, nämlich der Verehrung des Himmels als bevorzugten Gottes, huldigt noch jetzt eines der ältesten Kulturvölker, das chinesische, soweit es nicht zum Buddhismus übergetreten ist, und dasselbe dürfte auch von dem japanischen gelten. Bei fortschreitenden Kulturvölkern, die nicht von jeher einen Ahnenkultus hatten, muß der Spiritismus natürlich theils zu grobem Aberglauben, theils zu Betrug werden. Aber selbst der Fetischismus hat sich bei Kulturvölkern erhalten, welche längst eine höhere Religion angenommen haben, und wird sogar von den Priestern derselben theilweise gestützt, was aus den Ausschweifungen des

Heiligenbilder- und Reliquienkultus im Buddhismus und Katholicismus klar hervorgeht. Der Gottesdienst des Dämonismus wie des Fetischismus besteht in Zauberei; seine Priester sind Zauberer, welche Macht über die Geister und Fetische haben, und würden diese Glaubensformen weiter schreiten, so müßten sie den Zauberern selbst die höchsten göttlichen Ehren erweisen, zu welchem Schritte aber der Mensch, weil es seines gleichen beträfe, sich nicht so leicht entschließt.

VI.

Höher entwickeln kann sich der immerhin nicht scharf geschiedene Heno-Polytheismus entweder durch Fortbildung der Stufe, auf welcher die Himmelserscheinungen menschliche Gestalt erhalten und die unorganische sowohl als die thierische überwunden haben, oder durch Entwickelung der Götterwelt zu einem spekulativen System. Im erstern Falle erhalten die Götter mit ihrer menschlichen Gestalt zugleich menschliche Gefühle und Leidenschaften; sowohl ihnen selbst, als dem Verhältniß zu ihnen wird ein moralischer Charakter aufgeprägt; — aus dem Anthropomorphismus ist der Anthropopathismus entstanden, d. h. die Götter handeln und leiden gleich den Menschen, nur in erhabenerer Weise, sie sind gleich den Menschen einem allwaltenden Schicksal unterworfen. Dieses Verhältniß ist dasjenige der poetischen Religionen, wie wir sie nennen möchten; es sind die heidnischen Religionen Europas, die griechische, italische und germanische.

Die hellenische Religion hat den ihr eigenthümlichen Charakter darin, daß in ihrem Kultus alle Erinnerung an Naturerscheinungen theils verschwindet, theils in den Hinter-

grund tritt, und zwar zu Gunsten des in seiner idealen Schönheit aufgefaßten menschlichen Körpers in Verbindung mit einem der schönen Erscheinung angemessenen erhabenen Geiste. So ist jeder Gott und jede Göttin in seinem ganzen Wesen das Ideal irgend eines menschlichen Berufes oder Alters. E. v. Hartmann begeht einen Irrthum, wenn er hervorhebt, daß die hellenische Götterwelt plastisch und nicht malerisch sei und aus diesem Grunde die Götter nicht Inkarnationen des Göttlichen, wie in der christlichen Malerei, sondern übermenschliche typische Individuen darstellen; denn die griechischen Götterbilder waren bemalt, wie längst nachgewiesen ist. Hingegen ermöglicht die griechische Plastik die Freiheit der religiösen Kunst von aller Voreingenommenheit durch Glaubensansichten und verbannt zugleich die Willkür der im Flächengemälde gestatteten Interpretation des dem Kunstwerke zu Grunde liegenden Gedankens. Den Zweck, das menschliche Wesen frei von aller Beschränktheit in idealer Erscheinung zum Ausdruck zu bringen, verfolgt gleich der griechischen Plastik auch die Poesie desselben Volkes. Die hellenische Religion ist daher beinahe schon über die Grenze der Naturreligion hinausgegangen, und dies um so mehr, als ihre Götter eine Einheit, eine Familie bilden, an deren Spitze als Vater Zeus steht, der in sich die Eigenschaften eines Himmels-, Sonnen- und Gewittergottes vereinigt und thatsächlich der einzige wirkliche Gott der Griechen ist, als dessen bloße Gehilfen die übrigen Götter und Göttinnen erscheinen. Aber nicht nur eine Familie, sondern auch ein Staat sind die griechischen Götter, indem sie die auf der Erde fehlende einheitliche Spitze der Nation darstellen. Zeus ist eigentlich der ideale König aller Hellenen, wie er auch als der Stammvater aller dortigen lokalen Königsgeschlechter galt. Als Verknüpfungen zwischen der Nation und ihrem obersten Gott und Herrscher dienen die Heroen der

einzelnen Landschaften, welche zugleich vermenschlichte Götter und vergöttlichte Menschen sind. Das ganze griechische Kulturleben beruhte auf der hellenischen Religion, und gerade als es sich von der letztern zu emancipiren begann (zur Zeit des Euripides), da trat sein Verfall ein. Die Dichter und Künstler waren die wirklichen Priester der Hellenen, bei denen Berufspriester niemals eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die Schönheit vertrat darum bei ihnen die Stelle der Tugend; was (natürlich nicht blos physisch, sondern geistig) schön, das war auch gut. Was dieser Auffassung an Tiefe des Sittlichkeitsgefühls gebrach, das suchten die griechischen Mysterien zu ersetzen, jene geheimen Gottesdienste, in welchen die Griechen zugleich von der ästhetischen Vergeistigung ihrer Religion zu deren natürlicher Grundlage zurückkehrten, zugleich aber sich der im öffentlichen Leben von der Begeisterung für die Schönheit zum Schweigen gebrachten Schuld bewußt wurden und nach Sühne rangen, die ihnen mit der Hoffnung auf ein zukünftiges Leben zusammenfiel. Auf der andern Seite aber ging die Abnahme der künstlerischen Schaffenskraft Hand in Hand mit der Erkenntniß, daß die Vergeistigung der Religion nicht länger mit dem Polytheismus vereinbar war, und so brach sich unter den Gebildeten ein Monotheismus, dessen Gegenstand im wesentlichen Zeus war, immer mehr Bahn. Dies machte aber die Griechen, namentlich als sie mit dem Monismus der ägyptischen Priester und dem Monotheismus der Juden bekannt geworden, nach und nach für das Christenthum reif, das ohnehin so viele Berührungspunkte mit ihren alten Mysterien darbot.

Die italische Religion, von welcher die römische der bekannteste Zweig ist, wurde schon so früh mit der siegreich in ihrem Lande eindringenden griechischen vermischt, daß ihre Entwickelung nicht als eine ungestörte und vollständige gelten kann.

Die Nachrichten über ihren unvermischten Bestand lassen sie als einen Naturkultus erscheinen, welcher in seiner Nüchternheit und Richtung auf das Nützliche weder eine eigene Mythe besaß, noch die griechische Mythe entgegenkommend aufnahm; erst als der aufrichtig religiöse Glaube von den Römern gewichen war, erschien ihnen diese Mythe als eine angenehme Unterhaltung. Der Kultus und das Ceremonienwesen war in der römischen Religion stets das Ueberwiegende, und auch die Priester waren bei ihnen, aber nur als Staatsbeamte und zu Staatszwecken, einflußreicher und fester organisirt als bei den Griechen. In allem war diese Religion eines der Mittel zum Staatszwecke und daher das „öffentliche Wohl" eine Göttin, welcher sich mit der Zeit alle zum Bestande des Staates erforderlichen Tugenden und sonstigen Dinge (sogar die Münzwährung und der Getreidevorrath) beigesellten, den Krieg (Bellona) nicht zu vergessen. Das Glück der Einzelnen war das Ziel der „barbarischen" Völker, die Schönheit das der Griechen gewesen, das Glück des Ganzen wurde das Ziel der Römer; alles drehte sich bei ihnen um das Nützliche und Zweckmäßige; selbst Kunst und Wissenschaft hatten zuletzt nur praktische Zwecke. Die Karikatur zugleich und die Konsequenz dieser Auffassung war die göttliche Verehrung der Kaiser, nachdem diese die ausschließlichen Vertreter des Staates geworden. Die Christen, die diesem Kultus sich nicht fügten, wurden als Rebellen behandelt, und dennoch fiel ihnen die Erbschaft des Reiches zu, nachdem dessen Religion sich ausgelebt hatte, begraben unter einem Haufen von Kulten der unterworfenen Völker. Ein philosophischer Monotheismus wie in Hellas bildete auch hier den Uebergang von der utilitarischen zur ethischen Auffassung der Religion.

Suchte die griechische Religion ihren Inhalt in der Schönheit, die römische aber in der Nützlichkeit, so suchte ihn die ger-

manische in der Gemüthstiefe. Auch die germanische Religion ist ungeachtet der tiefen Stufe, auf der die Kultur ihrer Bekenner stand, stark vergeistigt und die natürliche Bedeutung ihrer Götter ist in den Hintergrund getreten. Soweit dieselben noch ihre Natürlichkeit bewahrten, wie Tyr (Zio), der alte Lichtgott, und Thor, der Donnergott, sind sie von früherer, noch erkennbarer Höhe zu untergeordneter Stellung herabgestiegen, und über sie alle ist zuletzt Odin (Wuotan) gesetzt worden, dessen Eigenschaft als Himmelsgott über seiner hervorragenden ethischen Bedeutung beinahe ganz in Vergessenheit gerathen ist. Die Germanen haben nicht nur wieder eine Mythe wie die Griechen, sondern selbst eine den letzteren fehlende einheitliche Mythe, die sich in den Rahmen der die Gestalt eines Jahres annehmenden Weltdauer fügt. Der Frühling des Auftretens der Asen eröffnet dieses „Weltenjahr“, das durch die Sommersonnenwende mit Balders Tod, den Herbst des Riesenkampfes und den Winter der Götterdämmerung in den neuen Frühling der wiedergebornen Götterwelt und Erde hinüberreicht. Ein erschütterndes Gefühl des Schmerzes und der Schuld durchzittert diese Götterwelt, die mit muthiger Resignation ihrem unvermeidlichen Ende entgegensieht. Die germanische Heroenmythe ist eine treue Abspiegelung der Göttermythe; dem Tode Balders entspricht derjenige Sigfrids, der Götterdämmerung die Noth der Nibelungen. Dieser durchgehende tragisch-ethische Zug führte auch die Germanen in den weiten Schoß des Christenthums, in welchem sie ihren Odin, Balder und Loki, ihr Walhall und ihre Hel unter anderen Namen und mit höherer Auffassung wiederfanden. Bei den Germanen hat das Christenthum seinen semitischen Charakter verloren und einen durchweg arischen angenommen.

VII.

Diese Religionen mit vergeistigten Gottheiten litten an einem doppelten Mangel: erstens konnten sie sich nicht weiter entwickeln, ohne ihr Princip preiszugeben; denn die von ihnen ausgebildeten Göttergestalten standen selbst der Einheit des Göttlichen im Wege, welche doch das nothwendige Ziel jeder Religion ist, und zweitens fehlte es ihnen an einem System, d. h. an einer genauen Feststellung des Zweckes jeder einzelnen religiösen Vorstellung, weil ein solches System nur von einer organisirten, von weltlicher Macht unabhängigen Priesterschaft ausgehen kann. Die Freiheit der europäischen Völker von priesterlicher Vormundschaft war ein Hemmniß ihrer religiösen Entwickelung. Religiöse Systeme sind bisher nur in Asien und zwar in Südasien ausgedacht worden, wo die Anlehnung gegliederter Küsten an einen massigen Continent die Extreme der Freiheit, die in dem luftig und leicht gefügten Europa, und der Knechtschaft, die in dem ungefügen Afrika zu Hause ist, vermeidet. (Es ist hier zur Erläuterung einzuschalten, daß Aegypten in kultur- und religionsgeschichtlicher Beziehung zu Südasien, nicht zu Afrika gerechnet werden muß.) Haben auch in diesen südasiatischen Kulturländern die Priester die gesammte höhere Bildung an sich gerissen und das Volk bevormundet, so wären doch die freiheitlustigen, priesterkastenlosen Europäer ohne Entlehnung orientalischer Weisheit, ungeachtet ihrer hohen Anlagen verkommen und ihre Leistungen wären für die Zukunft verloren gewesen.

Ein von organisirten Priestern ausgedachtes religiöses System dringt indessen nur mit Hilfe der Annahme durch, daß es aus göttlicher Offenbarung herrühre. Ist auch das Vorgeben und die aufgestellte Herrschaft einer Offenbarung der Freiheit zuwider und auf die Dauer auch der wissen-

schaftlichen und künstlerischen Entwickelung schädlich, so hat doch eine jede bei höher gebildeten Völkern geltend gemachte Offenbarung der Kunst und Wissenschaft unschätzbare Anregungen gegeben, und in der Folge, wenn auch wider Willen und blos durch Herausforderung des Widerstandes, selbst die Entwickelung der Freiheit befördert, ja sogar auf längere Dauer und in festerer Weise, als in dem offenbarungslosen Hellas und Rom, deren Freiheit schließlich für immer der Despotie zum Opfer fiel. Ein auf Offenbarung gegründetes gottesdienstliches System setzt eine bestimmte Ordnung fest, einmal in der gegenseitigen Stellung der Götter und sodann im Verhältniß zwischen Göttern und Menschen; es liefert eine bestimmte Vorstellung vom Jenseits, das in allen nicht geoffenbarten Religionen farblos und schattenhaft ist, und bestimmt, unter welchen Umständen für die Menschen nach dem Tode Lohn oder Strafe eintreten soll, worin die überlieferten Religionen, d. h. jene ohne Offenbarung, die nackteste Willkür ausüben lassen. Unter der Wirksamkeit einer Offenbarung werden Dies- und Jenseits zu einem „Gottesreich", einer sogenannten Theokratie vereinigt. Die hohe Stellung der Priester einer geoffenbarten Religion erhebt sie weiter zu einer höchsten Klasse im Staate, worauf sich auch die übrigen Berufsarten nach ihrem Range gruppiren, welches System da, wo ein so organisirtes Volk sich von unterworfenen Rassen abzusondern bestrebt ist, zum hermetisch abgeschlossenen Kastenwesen wird, wie in Indien.

Die älteste und alterthümlichste Offenbarungsreligion ist ohne Zweifel die ägyptische, welche diesen Rang auch dadurch kundgiebt, daß nicht ein Mensch, sondern der Gott Thot der Träger der Offenbarung ist. Doch hat die Religion des Nillandes viele verschiedene Entwickelungsperioden durchgemacht, was sich durch die lange Dauer ihres Bestehens nicht minder

erklärt, als durch eben jene directe göttliche Offenbarung, auf welche sich die Priester ja zu allen Zeiten berufen haben. In der ältesten Zeit, im sogenannten alten Reich, hatte noch jede Landesgegend ihre besonderen Götter und Dienste, und die Religion war durchaus henotheistisch. Die Götter hatten die von den schwarzen Urbewohnern gehegte und von den hellbraunen Eroberern geduldete, ja selbst angenommene zoomorphische Stufe noch nicht überschritten, ja ihr in ihren Köpfen ausgedrückter Thiercharakter wurde durch die Bedeutung derselben als hieroglyphischer Schriftzeichen festgehalten. Eine Ausnahme machte nur der offenbar jüngste Gott Osiris, der, vielleicht aus einem Heros entstanden, stets rein menschlich abgebildet und später zum obersten Gotte des Landes erhoben wurde. Als die semitischen Hyksos in das Land einfielen und dem „alten Reich" ein Ende machten, wurde ihr Feuer- und durch seine Gluthitze schädlicher Sonnengott Seth in das Göttersystem am Nil eingefügt und blieb zwar darin, als die Hyksos wieder vertrieben wurden, im sogenannten mittlern und neuern Reich, aber — als böser Gott, als Feind des Osiris und seines Hauses, freilich nicht in consequenter Durchführung dieses Verhältnisses; ja Seth (griechisch: Typhon) wurde sogar zum Bruder des Osiris gemacht, freilich zu einem feindlichen, der ihn tödtet (wie die schlimme Sonne bei Eintritt der Gluthitze die wohlthätige überwindet). Osiris wird zum Gotte der Unterwelt, sein Sohn Horos, die Wiederholung des alten Sonnengottes Ra, tritt an seine Stelle, rächt ihn an Seth, und mit Isis bilden beide eine Götterdreiheit. Nach der ägyptischen Anschauung ist die Erde nur ein Läuterungsort, der Leib nur ein Kerker für die Seele, welche durch Wanderungen von einem Körper in den andern Reinigungen durchmachen muß, um ihre Sünden abzubüßen, ja sogar die vor der Geburt begangenen, und zwar je nach Schwere der

Schuld in Thier- oder Menschenleibern. So ist alles im Dies- und Jenseits eng verbunden; der Pharao ist Nachkomme der Götter, oberster Priester, oberster Richter und alleiniger Grundherr. Alles ist aufs äußerste und bis ins kleinste trefflich geordnet. Aber solche strenge Ordnung muß, ungeachtet aller Vollendung in der Baukunst, Staatskunst und Familienverfassung Aegyptens, aus der namentlich die hohe Achtung vor den Frauen zu rühmen ist, allem Fortschritt hinderlich sein, und was die Aegypter Großes geschaffen, konnten nur andere weiter entwickeln, namentlich da die höhere Weisheit ihrer Priester, die in einem philosophischen Monismus gipfelt, dem Volke geheim gehalten wurde. Auch den Aegyptern mußte schließlich, ähnlich wie den Germanen, der Uebergang zum Christenthum leicht werden; sie fanden ihren Osiris, der sich ohnehin über alle Götter erhoben hatte, im einzigen Gotte, Isis in Maria der Himmelskönigin, Horos in Christus und Seth im Satan wieder.

Wesentlich auf der nämlichen Stufe mit der ägyptischen steht die gleich ihr aus lokalen Kulten zusammengewachsene chaldäisch-assyrische Religion, nur daß an die Stelle des Thierdienstes ein mit Zauberei getränkter Dämonendienst tritt. Zu ihrer vollständigen Erforschung fehlen jedoch noch mancherlei Momente, über welche die Backsteine mit Keilschrift bisher nur ungenügenden Aufschluß ertheilen.

VIII.

Die erste entschiedene, aber noch nicht vollendete Erhebung aus der Naturreligion zur reingeistigen Gottesvorstellung finden wir im Glauben der alten Perser, der in seinen ältesten

Bestandtheilen die Verwandtschaft mit demjenigen der alten Inder, dieses Zwillingsvolkes der Perser, nicht verleugnen kann. Das Klima von Eran (richtigere Benennung statt Iran) begründete mit der Zeit eine tiefe Kluft zwischen den beiden Bruderstämmen; während die üppige Natur Indiens seine Bewohner mit ihrem Ueberflusse überschüttete, mußten die Eranier um die Fruchtbarkeit ihres Bodens mühsam ringen, und dieser Kampf um das Dasein gab der persischen Religion von vornherein den Charakter eines Kampfes zwischen wohlthätigen und schädlichen Mächten, um den Besitz sowohl als um den Ertrag des Landes. Daher wurde alles Fremde als feindlich betrachtet und die Götter des entfremdeten Brudervolkes (devas) wurden zu den bösen Geistern (daevas) der Eranier; aber der Sonnengott Mithra behielt seine Ehren, weil das Licht das Princip der Religion des Kampfes sein mußte. Als Bild desselben galt das Feuer, und zwar in einer den ganzen Kultus so sehr durchdringenden Weise, daß die Perser den Fremden vorzugsweise als „Feueranbeter" erschienen. Als die Heimat dieser Religionsform gilt mit Wahrscheinlichkeit Baktrien; im eigentlichen Persien scheint sie ziemlich spät (erst unter Darius) eingedrungen zu sein.

Es ist aber vollends unsicher, wann und wo, ja ob überhaupt ein Prophet Zarathustra (Zoroaster) gelebt habe, welcher dieser Religion des Kampfes eine moralische Grundlage gab, indem das Wohlthätige und Lichte zum Guten, das Schädliche und Dunkle zum sittlich Verwerflichen, zum Bösen umgedeutet wurde. Jedenfalls blieb diese Religion lange eine aus natürlichen und ethischen Elementen und daher auch aus abgebildeten und blos im Geiste verehrten Göttern gemischte, und zwar am längsten im eigentlichen Persien, wo sie erst unter den Sassaniden ihre reine Gestalt, die eines sittlichen Dualismus erhielt. In dieser ihrer Vollendung ist ein höherer

Lichtgott an die Spitze aller Wesen gestellt, Ahura-Mazda (eigentlich Ahurô, Herr, Mazdâo, der weise), während Mithra zum Vermittler zwischen ihm und den Menschen wurde, und ersterer offenbart den Menschen durch Zarathustra die wahre Lehre. Er ist mit einem Hofstaate von guten Geistern umgeben, wie sein Gegner, der Schöpfer alles Schädlichen und Bösen, Angra-Mainyus (d. h. der zerstörende Geist, in verderbter Form Ahriman oder Aharman), von einer Schaar böser Geister. In keiner der vorher betrachteten Religionen ist das Gute und das Böse so streng geschieden worden wie in dieser; überall hatten selbst die höchsten Götter noch schwache Seiten. Es ist jedoch zu beachten, daß es nur der höchste Lichtgott ist, welcher schafft und welcher ewig ist. Ahriman schafft nichts als Böses; er verderbt daher nur die Schöpfung und ist nicht ewig, sondern aus den lichten Geistern hervorgegangen, dem Ahura-Mazda untergeordnet und wird beim letzten Kampfe nach dem Weltgerichte vernichtet, nach anderer Angabe aber zum Guten bekehrt, worauf eine ausschließlich gute Welt entsteht. Ahura-Mazda ist daher im Grunde genommen der einzige wahre Gott, und das Bewußtsein dieser Thatsache hat sich so stark entwickelt, daß die heutigen letzten Reste der Parsen nur noch von ihm, von seinem Gegner aber nichts mehr wissen.

Gleich der ägyptischen ist die persische Religion die eines einheitlich organisirten Gottesreiches, aber mit sehr abweichenden Anschauungen. Dort zeigt sich uns eine rein geistige Unsterblichkeitslehre, hier die Auferstehung der Körper, dort Ruhe, hier Kampf, dort Duldsamkeit, hier Fanatismus, dort Stabilität, hier Fortschritt. Ist auch die persische Religion beinahe spurlos untergegangen, so hat sie doch auf die drei monotheistischen Glaubensformen: Judenthum, Christenthum und Islam, mit ihren beiden Geisterreichen, ihrem Weltgericht,

ihrer Auferstehung, ihrer Erbsünden- und Erlösungslehre, ihrer Ehrfurcht vor dem geschriebenen Gesetze, sammt dessen Reinigkeitsvorschriften und Ceremonien und mit ihrer Neigung zur Propaganda in unverkennbarer und tiefer Weise eingewirkt, während von der ägyptischen Religion nur die höheren Ideen, erst nach langer Zeit und nur in die gebildetsten Schichten jüngerer Völker eingedrungen sind. Ohne jene Tendenzen der persischen Religion und ihrer jüngeren Schwestern wäre aber auch der Widerstand gegen aufgezwungene Autorität und damit der Uebergang zur wissenschaftlichen Aufklärung nie möglich geworden.

Die persische Religion hat nach Befreiung ihres Göttlichen von der Natur und nach dessen Erhebung zur reinen Geistigkeit gerungen, aber mit nur theilweisem Erfolg. Ahura-Mazda blieb ein Lichtgott und das Feuer sein Bild, die Verdienstlichkeit blieb vorzugsweise an äußeren Handlungen haften, und das Böse wurde eine Macht, statt eine bloße Negation. Das Unbefriedigende in diesem Ergebniß der Entwickelung ließ denn auch die Bekehrung des größten Theils der Parsen zum Islam nicht als eine sehr schwierige Sache erscheinen; denn sie thaten damit nur einen Schritt verhältnißmäßiger Consequenz. Hartmann sagt richtig, daß die Naturreligion bei der Alternative angekommen war: entweder ist die Natur das Einzige und der Geist nur ihre Eigenschaft, dann ist ja alle Religion Täuschung, oder der Geist steht als Unabhängiges über der Natur, dann muß er auch als das Höchste, als das Göttliche anerkannt werden. Sollte daher überhaupt die Religion sich weiter entwickeln, so mußte die Religion des Geistes an die Stelle der Naturreligion treten. Die Religion des Geistes verbannt nothwendig den Polytheismus, weil der Geist als göttlicher nur einer sein kann; sie besteht also in der Einheit der Gottheit. Es kommt nur darauf an, ob das

Hauptgewicht auf die Einheit oder auf die Gottheit gelegt werde. Im erstern Falle entsteht der indische Monismus, im andern der semitisch-christliche Monotheismus. Beide sind einseitig, und es ist nicht nur Hartmanns, sondern thatsächlich vieler und selbst (oder hauptsächlich) indischer hochstrebender Geister Ideal einer Religion der Zukunft, in dieser die höchste Entwickelungsstufe der Spitzen jener beiden Richtungen, nämlich die Ideale des reinen Buddhismus und des reinen Christenthums vereinigt zu sehen.

IX.

Die älteste Glaubensform der Hindus war der Henotheismus in seiner vielleicht reinsten Ausbildung. Indra, der Gewitter-, Surya, der Sonnen-, Agni, der Feuergott wurden jeder ohne Bedenken als „allmächtig, allwissend, Herr aller Geschöpfe“ angerufen, und diese Beinamen: Visvakarman, Visvavedas, Prajâpati, wurden dann wieder als besondere Götternamen verwendet; solche abstracte Begriffe mußten aber in einen einzigen, das gesammte geistige und leibliche All als Gottheit umfassenden Begriff zusammenfließen, der dann die Götter der Naturerscheinungen verdrängte, weil er sich umfassender und mächtiger erwies als sie. Dieser neue pantheistische oder monistische Gottheitsbegriff wurde von den Brahmanen als Doppelbegriff ausgebildet: als Mahan Atma (der große Geist) in objectiver und als Brahma in subjectiver Bedeutung; jeder Fromme fühlte sich demnach im Beten selbst als Theil des Wesens, zu dem er flehte. Das war aber, wie Hartmann hervorhebt, die „Unwahrheit“ und „Schwäche“ der indischen Religion, daß ihr Monismus, zu

dem sich zu erheben sie die „Wahrheit“ und „Stärke“ gehabt, ein abstracter blieb, d. h. ein solcher, der von der Welt der Vielheit ganz absah und sich auf den letzten Grund aller Dinge concentrirte. Und dies macht denn auch, fügen wir hinzu, die brahmanische Religion zu einer der ungenießbarsten, mit dem wirklichen Menschenleben am wenigsten verknüpften. Es ist lediglich der Wunder- und Zaubergarten, theilweise allerdings auch Irrgarten der indischen Poesie, welcher dieser durchaus metaphysischen Religion etwas von ihrer Dürre genommen hat, aber nur weil er sich in seinen herrlichen Blüthen vorzugsweise auf die indische Volksreligion gründet, welcher die brahmanische Speculation stets unverständlich geblieben ist. Und die thatsächliche indische Religion ist denn auch die Volksreligion, während die Lehre der Brahmanen wesentlich Philosophie, ohne Götter und ohne Kultus ist. Es läßt sich mithin daran zweifeln, ob man von der brahmanischen Lehre überhaupt als von einer Phase der indischen Religion sprechen kann. Sie ist vielmehr die indische Philosophie, die in ihren Einzelheiten noch sehr wenig bekannt ist und, wenn ihre Werke uns vollständig vorlägen, unsere „Geschichte der Philosophie“ um eine interessante Periode bereichern würde. Die wirkliche indische Religion seit der Entthronung der alten Veda-Götter, die Religion des Vischnu und des Siva, deren Anhänger sich bald bekämpfen und bald wieder gegenseitig die Götter der andern Partei verehren, kümmert sich um das Mahan Atma und das Brahma, selbst um den Gott Brahma sehr wenig und hält an der Welt der Erscheinungen, der Maya, recht fest, während die Brahmanen dieselbe als Illusion erklären und sich den Kopf zerbrechen, wie das All-Eine in die Verirrung habe verfallen können, diese Welt der Täuschung zu schaffen. Sollte die abstracte Metaphysik der Brahmanen als indische Religion gelten, obschon sie nie eine Gemeinde

gehabt hat, so müßten mit gleichem Rechte die griechische und dann wieder die moderne Philosophie als Stadien der Religionsgeschichte ihren Platz erhalten. Freilich ist der Unterschied der, daß in Indien, anders als in Europa, Philosophen und Priester zusammenfallen, und demzufolge hängen auch Religion und Philosophie dort enger zusammen als anderswo. In einer Geschichte der Religion müßte die indische Volksreligion an der Hand der indischen Poesie weit mehr berücksichtigt werden, als es Hartmann thut, der fast nur von der indischen Philosophie spricht, was freilich bei der Richtung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit begreiflich erscheint. Allerdings hat die indische Philosophie mit den Konsequenzen ihres „Akosmismus“ (Weltlosigkeit), der Verachtung alles Irdischen als Blendwerk und der Selbstquälerei, über die Priesterkaste hinaus auf die indische Kultur und selbst auf das Volksleben eingewirkt, ja dem Volkscharakter einen weibischen Stempel aufgedrückt. Anderseits ist die indische Volksreligion den Brahmanen keineswegs fremd geworden; auch sie opfern den Volksgöttern und auch *sie* freuen sich des Lebens und fassen dasselbe oft sehr realistisch auf. Dagegen hat eine andere Konsequenz der brahmanischen Lehre von der Welt als Blendwerk, nämlich die Werthlosigkeit des Unterschiedes zwischen Gut und Böse, mithin auch der guten Handlungen, im wirklichen indischen Leben keine Geltung, indem dort, wenn auch vielleicht zu wenig rationell, doch praktisch, für den Mitmenschen weit mehr gethan wird als in Europa; namentlich läßt niemals eine Familie einen Verwandten zu Grunde gehen. Eine schärfere Widerlegung des „Akosmismus“ als durch diese Thatsache läßt sich kaum denken.

Die indische Volksreligion hat sich aus der ältesten henotheistischen Gestalt, wie sie in den Veda-Liedern hervortritt, organisch weiter gestaltet. Nur nach und nach trat *Vischnu*,

ein alter aber früher wenig genannter Sonnengott, an die Stelle Indras, und der Sturmgott Rudra, der Feuergott Agni und ein Gott der Dravidas (Urbewohner Indiens) verschmolzen zu Siva. Beide Götter versöhnen sich durch Bildung der Trimurti (Dreieinigkeit): Brahma, Vischnu und Siva, die in alten Schriften unbekannt ist. Es sind drei Personifikationen des unpersönlichen Gedankenwesens Brahma. Die drei Personen der indischen Dreieinigkeit sind indessen Naturgötter geblieben, nicht wie die der christlichen übernatürliche Wesen geworden. Als natürliche Götter haben die Personen der Trimurti auch Gattinnen; Vischnu verkörpert sich mehrmals in Thier- und Menschengestalt; Siva hat Söhne; Vischnu ist, dem Brahmanismus zuwider, der Gott der lebensvollen Welt, Siva der Gott der Zerstörung, aber auch der Wiedergeburt; in ersterer Beziehung gefällt er den Brahmanen, in letzterer bekämpfen sie ihn.

So hat sich die indische Gedankenwelt gespalten: unter den Philosophen verirrte sie sich in Verleugnung der Welt, unter dem Volke sank sie in Naturalismus und Aberglauben zurück, während beide Richtungen im Ceremoniendienst verknöcherten. Zugleich blieben auch beide auf Indien beschränkt und ignorirten die übrigen Länder und Völker, daher können sie keine Zukunft haben. Den Versuch, die Grundlage des indischen Gedankens kosmopolitisch zu gestalten, unternahm der Buddhismus.

X.

Der Buddhismus ist eine Abzweigung des Brahmanismus und ursprünglich ohne den Gedanken einer Opposition gegen denselben oder gar einer Verdrängung desselben. Natürlich

sympathisirt Hartmann mit dem pessimistischen Buddhismus im höchsten Grade; aber eben deshalb urtheilt er nicht unbefangen über ihn. Um den letztern in seiner wahren Gestalt nach den neuesten und gründlichsten Forschungen kennen zu lernen, lese man Oldenbergs Werk „Buddha“ (Berlin 1881) und den X. und XI. Band der von Max Müller (englisch) herausgegebenen „heiligen Bücher des Ostens“, welche Auszüge aus der „buddhistischen Bibel“ enthalten. Die nahe Verwandtschaft des Brahmanismus und des Buddhismus, zwischen denen häufig eine künstliche Kluft geschaffen worden, hat sich auch darin geltend gemacht, daß beide Richtungen in Vorderindien wieder verschmolzen sind; was man von einer Unterdrückung des Buddhismus in seinem Vaterlande fabelte, dafür spricht nicht die mindeste geschichtliche Quelle. Daß der Buddhismus aber in fremden Ländern etwas so ganz anderes wurde als der Brahmanismus, hat seinen Grund darin, daß er sich überall, wohin er drang, dem Landes- und Volkscharakter und der ältern Landesreligion anpaßte und anschmiegte, und daß er außerhalb Vorderindiens keine Kasten vorfand. Gegen die letzteren hat er sich keineswegs als Anwalt der Unterdrückten erhoben, in welchem Sinne man sonst asiatische Verhältnisse ins Europäische übersetzte; in seinem Schoße verschwanden die Kasten von selbst, und um ihre Existenz zu retten, machten ihm die Brahmanen Zugeständnisse, durch welche er in seiner Heimat in den Mutterschoß zurückgeführt wurde. Hinsichtlich seiner verfällt nun Hartmann in denselben Fehler wie hinsichtlich des Brahmanismus. Er behandelt die buddhistische Philosophie als die buddhistische Religion, während sich erstere erst nach dem Tode des Stifters der letztern aus ihr entwickelt hat. Allerdings war Siddharta oder Gautama, der vorzugsweise so genannte Buddha (Erleuchtete), auch Philosoph, aber ein vorzugsweise praktischer.

Der Einblick in die ältesten Quellen des Buddhismus, die sich auf Ceylon finden, belehrt uns, daß der erste und ursprünglichste Zweck seines Stifters der war, das Elend dieser Welt zu überwinden, was er durch die Lehre vom Streben nach dem Nirvana, d. h. nach der vollkommensten Abwendung von materiellen Bestrebungen, von Affecten und Leidenschaften, nach vollkommenster Ruhe und innerer Glückseligkeit zu erreichen suchte. Es ist durch die ältesten buddhistischen Schriften festgestellt, daß das Nirvana ein Ziel ist, würdig der größten Anstrengung und nur erreichbar durch ein streng sittliches Leben, wie es kaum das Christenthum in strengerer Weise gelehrt hat. Ja, die buddhistische Moralität ist noch schwieriger als die christliche, indem der Mensch in ihrer Ausübung ganz auf sich selbst und seine eigene Kraft angewiesen ist, während ihn im Christenthum die Gnade Gottes und die Erlösung durch den Heiland unterstützen. Im echten Budhismus ist der Mensch sein eigener Erlöser; denn Buddha hat seinen Schülern nichts von Göttern vorgetragen; er hat bezüglich aller überweltlichen Dinge durchaus Stillschweigen beobachtet, das Dasein göttlicher Mächte weder gelehrt noch geleugnet. Daraus und aus den Lehren der buddhistischen Philosophen nach Buddha haben sich zwei hauptsächliche Irrthümer ergeben, einmal daß Buddhas Lehre eine atheistische und zweitens, daß das von ihm gelehrte Nirvana mit der Vernichtung, dem Tode gleichbedeutend sei. Braucht denn der Mensch streng sittlich zu leben, um die Vernichtung zu erreichen? Bedarf der Tod der großen Anstrengungen, welche Buddha von dem nach Nirvana Strebenden verlangt? Der Atheismus sowohl, als die Erklärung des Nirvana durch die Vernichtung sind Konsequenzen, welche spätere buddhistische Philosophen aus der pessimistischen Auffassung des Lebens zogen, von welcher Buddha ausging. Buddha suchte den

Pessimismus zu überwinden, und seine letzten Ziele sind geradezu optimistisch; er sagt: die Welt ist schlecht, aber der Mensch muß sie gut machen. Dagegen treiben seine philosophischen Nachfolger den Pessimismus bis ins äußerste; sie sagen: die Welt ist schlecht, also verdient sie nur Vernichtung, oder auch: also ist sie nur eine Täuschung, welcher der Mensch durch die Vernichtung entgehen muß. Die richtige Konsequenz dieser Auffassung wäre der systematische Selbstmord; aber nirgends kommt letzterer weniger vor als bei den Buddhisten, was, wenn jene philosophische Richtung sich auf den Buddhismus als solchen bezöge, nur durch die seichteste Sophisterei zu erklären wäre. Da nun Hartmann die buddhistische Weltanschauung insgesammt als „absoluten Illusionismus" bezeichnet, welcher allerdings die logische Konsequenz des „abstracten Monismus" der Brahmanen ist, aber nur einer einzelnen Schule des Buddhismus ohne Einfluß und nachhaltige Bedeutung in Asien zukommt, so ist seine ganze weitläufige Ausführung über die buddhistische Religion als hinfällig zu betrachten. Was er für die letztere hält, ist niemals eine Religion gewesen, hat niemals eine Gemeinde oder einen Kultus gehabt. Das mühevolle sittliche Streben, das von dem Buddhisten verlangt wird, die allgemeine Menschenliebe nicht nur, sondern die Liebe zu allen lebenden Wesen, deren Tödtung streng verpönt ist, die innige ruhige Heiterkeit, die aus den alten buddhistischen Schriften spricht, in denen man umsonst nach „Weltschmerz" sucht, sind mit der vorgeblichen Ueberzeugung des Buddhismus von der Nichtigkeit alles Daseins schlechterdings unverträglich. Was der Buddhist als nichtig und als Täuschung erklärt, ist lediglich die Meinung, daß die rein weltlichen und materiellen Dinge Befriedigung gewähren können; er sucht und findet seine Befriedigung dagegen im sittlichen Leben, im Wohlthun und in der Liebe zu allen lebenden

Wesen, wie im Nachdenken des Geistes über die Ziele des Daseins. Weil aber der Buddhist an der Verbesserung der Welt rastlos arbeitet, wenn auch mit dem Bewußtsein, sie nicht vollständig zu erreichen, so drückt er diese Anschauung durch die Lehre von der Seelenwanderung, welche die Menschen je nach Verdienen auf- oder abwärts führt, und durch diejenige von der endlosen Zerstörung und Wiedergeburt der endlosen Welten aus. Es besteht daher im Buddhismus kein Widerspruch zwischen nichtiger Illusion und sittlicher Weltordnung, wie Hartmann meint; die letztere ist von vornherein das einzige wahre Absolute des Buddhismus als solchen.

Der Buddhismus ist aber an der Einseitigkeit seiner moralischen Bestrebungen gescheitert. Er hat nicht eingesehen, daß es mit der „Güte" nicht gethan ist, um die Welt zu verbessern, daß dazu auch die Ideen der Schönheit und der Wahrheit gehören. Mit dem sittlichen und materiellen Vergnügen verwarf er auch die Kunst und mit der Rücksicht auf die Vorgänge in der wechselnden Welt der Erscheinungen auch die Wissenschaft. Diese Einseitigkeit ließ einerseits große Geister nicht aufkommen, und anderseits stieß sie das Volk, das durch eine reizlose Moral keine Befriedigung empfand, in den krassesten Aberglauben und in naturalistischen Polytheismus zurück, der seinen Stoff theils der indischen, theils den Volksreligionen der fremden Länder entnahm, in die der Buddhismus friedlich und ohne Unterdrückung anderer Glaubensformen eingedrungen war, — und dazu fügte er noch die Vergöttlichung Buddhas und der übrigen großen Heiligen, ja stellte diese sogar über die alten Götter! Durch diese Mängel hat sich der Buddhismus eine weitere und höhere Entwickelung selbst abgeschnitten, und die Wege zu einer solchen, von der die Menschheit Nutzen ziehen kann, müssen anderswo gesucht werden.

XI.

Wir finden diese Entwickelung nur im Christenthum, das wir nun von seiner ältesten Wurzel, der alten hebräischen Religion an, verfolgen müssen. Unbefangene Forschung hat aus der ältesten Geschichte der Israeliten etwas ganz Anderes gemacht, als die vorurtheilsvolle Auffassung der hebräischen heiligen Schriften (des Alten Testaments) als eines einheitlichen Werkes daraus zu machen schien. Die Geschichte der alten Israeliten braucht jetzt endlich nicht mehr auf einem andern Fuße behandelt zu werden als diejenige aller übrigen Völker; man braucht jetzt nicht mehr vor dem Eingeständniß zurückzuschrecken, daß auch dieses Volk wie alle anderen in seiner Kindheit einem naturalistischen Henotheismus gehuldigt habe. (Wir verweisen bezüglich alles Nähern in dieser Hinsicht auf Stades und Wellhausens Geschichten Israels.) Die Namen der Patriarchen sind entweder Völkernamen oder Götternamen. Von Adam ist letzteres sehr wahrscheinlich; daß Seths Name auf den bösen Gott der Aegypter übergegangen, haben wir bereits bei Anlaß der ägyptischen Religion gezeigt, bei Abram spricht sein Name (Vater der Höhe) stark dafür. Auch die Götter anderer semitischer Stämme sind sehr häufige Bezeichnungen für den höchsten Gott der ältesten Israeliten: El, Baal, Moloch (Melech, d. h. König), Adonai (Adonis) ꝛc., und von einer obersten Göttin, der Himmelskönigin (Melecheth) finden sich zahlreiche Spuren selbst noch bei den Propheten. Der Kultus des Baal und der Astarte, dem die Israeliten bis zur Abführung in die Verbannung huldigten, war kein mißbräuchlich vom Auslande angenommener, sondern der alteinheimische, welche Thatsache von den späteren monotheistischen Bearbeitern der heiliger Bücher nur nothdürftig verhüllt worden ist. Vom Sonnen=, Mond=, Stern=,

Feuer- u. a. Naturkultus finden sich noch zahlreiche Spuren in der Bibel, welche es auch gar nicht verschweigt, daß in Salomos Tempel die eherne Schlange Moses und im getrennten Reiche Israel der oberste Gott unter der Gestalt eines Stiers verehrt wurde. Zu einer nicht näher bekannten Zeit erhielt der oberste Gott der Israeliten den unausgesprochenen Namen Jhvh (alle Vocalisationen desselben sind nur Vermuthungen, meist sagt man: Jahve); ursprünglich war er Eins mit El, Baal, Moloch, Adonis &c. Die Griechen faßten ihn als Himmelsgott auf, wofür auch seine Schilderungen in der Bibel sprechen (er verhüllt seine Herrlichkeit in Wolken, fährt auf Wolken einher, der Wind ist sein Hauch, er schwebt über den Wassern, ist wie Feuer anzuschauen &c.). Von Menschenopfern zu seinen Ehren, so sehr man sie später vertuschte, sind noch Zeugnisse genug vorhanden (Samuel hieb Agag in Stücken vor Jehova zu Gilgal, David ließ Männer zu Gibea vor Jehova aufhängen — und viele andere Beispiele). Elohim (Götter) werden außer Jahve auch 'die Manen der Verstorbenen und die Mächtigen auf Erden genannt; in der Geschichte vor der Sintflut werden „Söhne Gottes" erwähnt, und Jahve spricht von sich selbst als von Einem neben anderen Göttern. Sogar noch im christlichen Mittelalter zweifelte man nicht an der Existenz der heidnischen Götter; man hatte sie nur zu Dämonen degradirt. Nur war bei den kleineren semitischen Völkern allmählich die Auffassung die herrschende geworden, daß die Götter die Völker unter sich vertheilt hätten, so daß jedes derselben, wie die Ammoniter, Moabiter, Israeliten &c., seinen eigenen Gott oder Hauptgott hatte. Bei den Israeliten war derselbe so wenig bildlos wie bei ihren Nachbarn; Gideon und Micha machten Bilder Jahves, und David führte solche mit sich und holte sich von ihnen durch Looswerfen Orakel. Derselbe König suchte

den Dienst Jahves in Jerusalem zu centralisiren, wo Salomo ihm einen Tempel baute (aber auch anderen Göttern). Die Trennung des Reiches richtete sich namentlich gegen diese Centralisation und die Stierbilder in Bethel und Dan vertraten eine nationale Reaction gegen jene Maßregel. Im Reiche Juda aber blieb der Gottesdienst centralisirt, und dies, sowie die Armuth an Göttern bei den kleineren semitischen Völkern, begünstigte den Uebergang zum Monotheismus. Diese Wandlung ist das Werk der seit dem 8. Jahrhundert vor Christo aufgetretenen Propheten, deren Stand sich nach und nach aus demjenigen der Zauberer und Wahrsager entwickelt hat. Diese volksthümlichen Männer nun verfochten stets den nationalen Kultus, also die Verehrung Jahves im Unterschiede von „fremden Göttern", auch wenn die letzteren ursprünglich so wenig von dem einheimischen Gotte verschieden waren wie ihr Kultus von dem des letztern. Die Feindschaft der Priester dieser „fremden Götter", der „Baalspfaffen", stachelte die Propheten zu immer größerm Eifer für ihren Nationalgott auf, so daß der letztere nach und nach in ihrer Lehre eine immer reinere, höhere und geistigere Gestalt annahm, bis sie zu völligen Reformatoren wurden, welche Stellung durch ihre Sittenstrenge unterstützt wurde. Der ausschließliche hebräische Volksgott Jahve wurde so durch die Propheten zu einem allgemeinen Gotte, der die Israeliten vor anderen Völkern bevorzugte und ihr Wohl zu seiner besondern Aufgabe machte. Die Propheten waren überzeugt, im Namen dieses Gottes zu sprechen, durch seine Begnadigung Wunder zu thun und dazu berufen zu sein, daß König und Volk auf ihre Stimme hören mußten, denen sie ohne Ermüden ihren Undank gegen die Gnade Gottes vorwarfen. Aus dem allgemeinen, d. h. allen anderen Göttern übergeordneten Gotte mußte aber folgerichtig mit der Zeit ein allein wahrer und zuletzt ein einziger Gott

werden, neben oder unter dem es keine weiteren Götter giebt und der sich Israel zu seinem Volke erwählt hat, um an ihm seine Herrlichkeit und Macht offenbar werden zu lassen. Hierdurch wird Israel zum herrschenden Volke bestimmt und demzufolge rückt Jahve vom Gott oder König Israels zum Herrn und Gott aller Völker vor; denn die Völker, welche ihn anerkennen, geben natürlich ihre bisherigen Götter auf. Den Völkern, welche das allgemeine Königthum Jahves nicht anerkennen, droht der Prophet Jesaia geradezu mit Vernichtung. Dieser Großmachtsdünkel eines kleinen Volkes würde komisch sein, wenn er nicht wider den Willen seiner Träger den Anstoß zu einer wirklich universalistischen Entwickelung, zur Entstehung des Christenthums gegeben hätte; aber zu diesem Zwecke mußte gerade sein Hauptinhalt, die Beschränkung des Gottesreiches auf das Volk Israel, dahinfallen.

Mit dem Fortschreiten der Prophetenlehre nahm in begreiflicher und folgerichtiger Weise die Natürlichkeit Jahves, nahmen die Merkmale seines Hervorgehens aus einem Himmels-, Sonnen- und Feuergott ab oder wurden zu Kennzeichen seiner Macht und Herrlichkeit vergeistigt, und zugleich wurde sein Kultus versittlicht, d. h. der Menschenopfer und anderer Ausschreitungen entkleidet.

Wie Hartmann die Sache auffaßt, erregte der von den Propheten errungene Sieg des Monotheismus die Eifersucht der Priester, welche, um ihren Stand nicht durch den prophetischen verdunkeln zu lassen, ebenfalls eine neue Stufe der Entwickelung ihres Volkes ins Leben rufen mußten, und zwar eine solche, welche ihnen für die Zukunft die Herrschaft unter diesem Volke sicherte. Dies konnte nur durch Schaffung eines Gesetzes geschehen; ein solches aber mußte göttliche Herkunft und Alter für sich haben. Dies geschah durch die sogenannte Auffindung des „Gesetzes“ im Tempel, 621 vor

Christo, unter König Josia durch den Oberpriester Hilkia; zugeschrieben wurde es dem Mose, einer verehrten Gestalt aus dem hebräischen Alterthum, deren wahre Wirksamkeit ihrem Umfang und Inhalt nach völlig im Dunkeln liegt, aber jedenfalls nicht Dinge betroffen haben kann, die dem israelitischen Volke, wie die Bibel selbst erzählt, bis zu jener „Auffindung" gänzlich unbekannt geblieben sind. Dieses „Gesetz" ist der Kern des sogenannten fünften Buches Moses, des Deuteronomion, und in Wahrheit, mit Ausnahme einiger Lieder und Sagen, entschieden der älteste Theil der hebräischen heiligen Schriften. Erst Esras Schule hat nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil die übrigen Theile des Kanons geschaffen und bei dieser Gelegenheit eine Gesetzes- und Priesterherrschaft, wie sie thatsächlich erst seit dem Exil bestand, in die früheren Zeiten verlegt, in welchen es nichts Derartiges gab, was übrigens so unvollkommen durchgeführt wurde, daß die betreffenden Bücher zwischen der Zeit Moses und der Zeit Hilkias von Befolgung des mosaischen Gesetzes nichts zu erzählen wissen. Vor dem Exil hat dieses „Gesetz", so sehr es bei seiner sogenannten Auffindung angestaunt wurde, wenig Nachachtung gefunden, und erst nach dem Exil, als nicht mehr das israelitische Volk mit seinen mannigfachen Ansichten, sondern nur eine kleine Gemeinde Strenggläubiger nach Jerusalem zurückkehrte, hat ein Codex von Speise- und Reinheitsgesetzen, ein Ceremonien- und Tempeldienst und eine Theokratie im Geiste der angeblich mosaischen Gesetzgebung bestanden; erst seitdem haben sich die Juden von anderen Völkern streng abgesondert. Die neue Richtung erhielt in dem sogenannten 2., 3. und 4. Buche Mose eine weitere Ausführung, in welcher das Sittengesetz bereits hinter dem Ceremonialgesetze fast ganz zurücktritt (die wesentlichste Ausnahme bildet III. Mos. 19).

XII.

Das Judenthum, wie man das Hebräerthum seit dem Exil benennt, blieb jedoch, trotz allen Gesetzeseifers, nicht in den Schranken des reinen sogenannten Mosaismus; es machten sich vielmehr verschiedene fremde Einflüsse auf dasselbe geltend. Der mildere Charakter Jahves im Gegensatze zu dem frühern strengen dürfte mit dem des persischen Ahuramazda verwandt sein, dessen Kultus die Juden in Babylon kennen lernten; die Heerschaaren des Himmels und der Hölle (Engel und Teufel) erinnern an dieselbe Quelle, ebenso die Stellung des Obersten der Teufel zu Gott und der Welt an Ahriman. Es würde uns zu weit führen, auch die ägyptischen und griechischen Einflüsse auf das Judenthum aufzuzählen, welche unter den Nachfolgern Alexanders des Großen in Judäa Platz griffen. In der unter den Ptolemäern gefertigten griechischen Uebersetzung des hebräischen Kanons (Septuaginta) sind bereits die anthropopathischen Vorstellungen vom Hebräergotte im Geiste der damals von den gebildeten Griechen monotheistisch aufgefaßten Zeus-Religion tendenziös gemildert, und diese Durchsäuerung von Griechen- und Judenthum hat dem Christenthum wesentlich vorgearbeitet. Innerhalb der strengeren Kreise des Judenthums hat aber dieselbe wenig Einfluß geübt, und es kam dort die ängstlich und eifrig am Buchstaben des Gesetzes haftende und ausschließlich nationale Richtung der von geistlichem Hochmuth beseelten Pharisäer an die Spitze, welche Hillel umsonst zu mildern strebte, indem er dem Geiste sein Recht zu wahren suchte. Es zeigte sich immer mehr, daß das Judenthum von sich aus zu keiner Reform fähig war. Die Erwartung des Messias indessen, welche vor und während der Zerstörung Jerusalems besonders lebhaft zu Tage trat, gebar verschiedene von jener herrschenden Richtung

abweichende Secten, so die einem allgemeinen Nasiräat huldigenden Essäer, die sich in einem abgeschlossenen Ordensgeheimniß gefielen, und die im Gegentheil der weitesten Oeffentlichkeit Raum gebenden und mitleidsvoll die Armen an sich ziehenden Christen, die bis auf Paulus lediglich eine jüdische Secte waren und nichts weiter sein wollten, als die wahren Juden von der milden Richtung Hillels. Erst als die Christen sich der heidenchristlichen Richtung des Paulus zuwandten, brachen sie mit dem Judenthum, und seitdem wurde das letztere fanatischer und abgeschlossener, warf sich nach Verlust des Tempels und damit auch des Opferdienstes ganz auf die Gesetzesbefolgung, und hieraus entsprang der diese Bestrebung bis zur äußersten Wortklauberei übertreibende Talmud. So blieb das Judenthum in einer geistigen Versumpfung, die nur während des Mittelalters von einer kurzen Litteraturblüthe unterbrochen war, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts befangen, in welchem Zeitpunkte Moses Mendelssohn die Grundsteine zum Reformjudenthum legte. Das letztere ist jedoch keine originale Schöpfung, sondern der Einwirkung des Rationalismus der Christen zu verdanken. Die Reformjuden sind weder Juden mehr, noch sind sie Christen, sie sind gleich den christlichen Freidenkern, die aber ebenfalls keine wirklichen Christen mehr sind, Material zu einer künftigen philosophischen Weltkirche. Das orthodoxe Judenthum aber ist gleich jeder Orthodoxie eine Ruine, welcher nicht zu helfen ist und welche vom Fortschritte der Menschheit unberührt erstarrt.

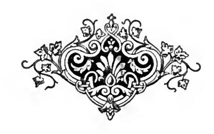
Eine bloße Verschmelzung des nachchristlichen Judenthums und des gleichzeitigen Christenthums mit Abstreifung der Trinitätslehre, und daher ohne jede eigene Idee, ist der Islam, der als starre Gesetzesreligion gleich dem Altjudenthum nur noch weiter versumpfen oder untergehen kann.

Wie angedeutet, hat der Jude Saul, später Paulus

genannt, an den Tod und die Auferstehung des jüdischen Reformers Jesus anknüpfend, eine nicht mehr auf die Juden beschränkte Weltreligion, die christliche gegründet. Der Hauptpunkt seiner Reform ist die Aufhebung des jüdischen Gesetzes und die Anerkennung der menschlichen Freiheit von der Herrschaft des Buchstabens. Daß später die katholische Kirche ein neues Gesetz geschaffen, wenn auch kein so starres wie das jüdische, hebt das Verdienst des Paulus nicht auf, dessen Geist vielmehr bei jeder neuen Bewegung innerhalb des Christenthums wieder zur Geltung gelangte. Und doch liegt in der pharisäisch gebliebenen Denkweise des Paulus hinwieder selbst der Keim zu allen im Christenthum aufgekommenen Versuchen, den Glauben durch „Bekenntnisse" zu fixiren. Das gesetzesstrenge Judenthum ist im Christenthum bis auf die neueste Zeit werkthätig gewesen. Den Kern des Christenthums bildet indessen, wie Hartmann ausführt, das persönliche Verhältniß zu Christus, und der ganze christliche Kultus ist mehr eine Christus- als eine Gottesverehrung. Alle Sacramente beziehen sich nur auf Christus und nicht auf Gott, und so auch alle übrigen Gebräuche der Kirche. Diese Auffassung ist das größte Hinderniß der weitern Verbreitung des Christenthums, welche unter höher gebildeten Völkern (wie Indern, Chinesen, Japanern) trotz aller Missionsthätigkeit nur höchst geringe Fortschritte macht. Hartmann glaubt, es wären dort weit bedeutendere Erfolge zu verzeichnen, wenn das Christenthum rein monotheistisch wäre. Durch die Ausbildung der Trinitätslehre ist aber das orthodoxe Christenthum zu einer Mischung von speculativer Theologie und Rückfall in naturalistischen Henotheismus geworden. Zur Vermittelung mit dem Vater bedurfte man des Sohnes, und zur Vermittelung mit diesem entstand die unklare Gestalt des „heiligen Geistes". Hartmann erblickt in dieser Entwickelung

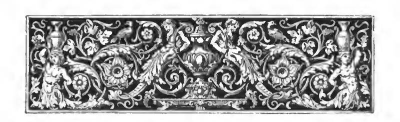
eine Darstellung der Geschichte des Christenthums. Gott-Vater vertritt dessen Vergangenheit im Judenthum, Gott-Sohn seine Gegenwart, Gott-Geist seine Zukunft in einer rein geistigen Weltreligion. Dabei bestreitet aber Hartmann entschieden, daß die Dreieinigkeit an sich ein logischer Widerspruch sei; denn das Christenthum gebe dieselbe gar nicht als eine, sondern als drei Personen einer an und für sich unpersönlichen Gottheit aus. Das trinitarische Christenthun ist nach Hartmann ein Henotheismus mit drei Göttern, eine Reaction des arischen Heidenthums gegen den jüdischen Monotheismus, ohne welche das Christenthum im römischen Reiche schwerlich gesiegt, die germanischen, keltischen und slawischen Völker schwerlich gewonnen hätte, welche aber anderseits wieder die Reaction des Monotheismus im Islam hervorrief. Diesen tritheistischen Henotheismus nun findet Hartmann für unsern Kulturzustand unhaltbar und verlangt für die Zukunft den Uebergang von der Religion des Sohnes zu der des Geistes, welche das Gebäude des Entwickelungsganges der menschlichen Religionen krönen soll. Alle bisherigen Religionen sind Vorstufen dieser höchsten Entwickelungsphase. Ohne diese Annahme wäre die Religion überhaupt nur Illusion. Der Geist ist die wahre Einheit der Trinität, und er ist es, der die Menschheit in ihrer Entwickelung leitet, der nicht in einem Menschen, sondern in allen seiner Einwirkung zugänglichen Menschen zur Erscheinung kommt. Unter der Religion des Geistes, welche nach Hartmann weder eine persönliche Fortdauer, noch einen persönlichen Gott braucht, versteht unser Religionsphilosoph, concret gesprochen, eine Vereinigung der einerseits im Brahmanismus und Buddhismus zum abstracten Monismus, anderseits im Juden- und Christenthum zum Monotheismus entwickelten supranaturalistischen Religion, mithin eine Verbindung der „bleibend werthvollen religiösen

Ideen des Buddhismus und des Christenthums". Er nennt diese Richtung den „concreten Monismus". Es mag dafür oder dagegen gesagt werden was will — das kann kein Vernünftiger bestreiten, daß die unleugbar der Verbindung zu einem einzigen großen Kulturgebiete zusteuernde Menschheit in unabsehbarer Zukunft auch zu einer einheitlichen Religion gelangen muß, in welcher die aus einzelnen Orts- und Zeitbedürfnissen hervorgegangenen Glaubensansichten keinen Platz mehr finden und denjenigen Grundsätzen werden weichen müssen, deren Fruchtbarkeit für das gesammte Menschengeschlecht außer aller Frage liegt.



IX.

Die verschiedenen Gewänder des Götter- und Gottesglaubens.



I.

Manche Leute, welche etwas von „Aufklärung" tönen gehört haben, ohne diese in ihrem wahren Wesen zu begreifen, lieben es, sich über die Religion als solche wegwerfend und verächtlich zu äußern, und sie einfach in die Rumpelkammer des Aberglaubens zu werfen. Man hört nicht selten die oberflächlichen Worte, die Religion sei eine Erfindung der Priester. Woher kommen dann aber die Priester? Wer sich die Mühe genommen hat, die Geschichte der Religion einer nähern Aufmerksamkeit zu unterziehen, der weiß, daß die ältesten Religionen überall ohne Priester waren und daß letztere erst aufgekommen sind, als die Religionen eine höhere Stufe erstiegen hatten, worauf sie dann allerdings das Meiste zur weiteren Ausbildung derselben beitrugen. Man darf aber wohl sagen, daß ungeachtet aller Anfeindungen, denen die Priester zu allen Zeiten preisgegeben waren, und zwar zeitweise und theilweise aus guten Gründen, dieselben sich große Verdienste um die Civilisation und den Fortschritt der Menschheit erworben, ja in älteren Zeiten beides beinahe allein geleitet haben. Die Religion ist überall der Anfang zu jeder höheren Erkenntniß, sie ist es überall, welche den rohen Aberglauben besiegt und besserer Einsicht allmählich Bahn bricht.

Wenn nun auch keine strenge Grenze zwischen den roheren Religionsformen und dem Aberglauben zu ziehen ist, ja oft sogar höhere Religionsformen nicht frei von Aberglauben sind, so ist doch zwischen Aberglauben und Religion immerhin ein principieller Unterschied, indem der Aberglaube eine Ansicht bezüglich übersinnlicher Dinge annimmt ohne zu wissen warum, und ohne sich von denselben eine bestimmte Vorstellung zu bilden, die Religion aber nur solche Ansichten der genannten Art als wahr anerkennt, für welche sich bestimmte Gründe anführen und mehr oder weniger klare Vorstellungen bilden lassen; die Religion ist mithin der erste Anlaß zum Denken und Ueberlegen, und das ist von hohem Werthe.

Es ist oft gefragt worden, ob es Völker gebe oder gegeben habe, welchen alle Religion, d. h. alles Gefühl der Abhängigkeit von Wesen, die mächtiger sind als der Mensch, fehlt. Reisende aller Art, sowohl Glaubensboten als Naturforscher, haben diese Frage bald bejaht und bald verneint, je nach ihrem Standpunkte. Es kommt dabei immer darauf an, was man unter Religion versteht, und die Auffassung dieses Umstandes ist stets eine sehr verschiedenartige. Es ist sogar in Bezug auf bestimmte einzelne Volksstämme von verschiedenen Reisenden bald das Vorhandensein von Religion, bald ihr Mangel behauptet worden. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist wohl meist in der Unkenntniß der Sprachen der betreffenden Völker zu suchen, wozu noch kommt, daß die Sprachen der rohesten Völkerstämme in der Regel keine Ausdrücke für abstracte Begriffe kennen. So haben denn nicht selten sogenannte Wilde auf Fragen wißbegieriger Europäer theils aus Mangel an Verständniß, theils aus Ueberdruß, theils aus Mißtrauen und theils auch aus Muthwillen Antworten gegeben, welche die Frager für baare Münze nahmen und aus denen sie die kühnsten Folgerungen über den Ge-

dankenkreis der betreffenden Völker zogen, ohne daß solche Antworten das geringste Wahre und Thatsächliche enthielten. Rechnet man noch hinzu, daß die Missionäre sehr oft alles nur durch die Brille ihrer besondern Confession oder Secte betrachten, so kann man sich denken, welches Heer von Verwirrungen in dem angedeuteten Gebiete Platz gegriffen hat. Es sind manche Reisende so weit gegangen, daraus, daß manche uncivilisirte Völker in ihrer Sprache keine Wörter für Religion, Gott zc. haben, und andere wieder daraus, daß den betreffenden Völkern Tempel und Priester fehlten, ihre vollständige Religionslosigkeit zu folgern.

Sogar wir haben für manche Begriffe keine eigenen Wörter und besitzen diese Begriffe dennoch, indem wir sie nur mit Fremdwörtern bezeichnen, oder sie umschreiben; Tempel und Priester sind aber keine wesentlichen Erfordernisse der Religion, sondern nur Ausschmückungen derselben und Elemente zu ihrer Fortbildung. Es ist überhaupt nicht möglich über das Gedankenreich eines Volkes abzusprechen, ohne unter demselben lange Zeit gelebt und seine Sitten und Anschauungen gründlich kennen gelernt zu haben. Man erwäge nur, wie schwierig es ist, sich in das Geistesleben des Kindes hinein zu denken; der „Wilde" ist aber, wenn auch körperlich erwachsen, dem Geiste nach ein Kind, und so ist auch seine Religion eine kindliche.

Der freisinnige Theolog G. Roskoff, Verfasser der „Geschichte des Teufels" hat sich der Mühe unterzogen, die Ansicht Sir John Lubbocks, daß es Völker ohne Religion gebe, nach zahlreichen Berichten von Reisenden und Missionären, gründlich zu widerlegen. Man ist beim Lesen dieser Widerlegung (das Religionswesen der rohesten Naturvölker, Leipzig 1880) in der That überrascht, bei Völkern, von denen mit der größten Bestimmtheit ihre völlige Religionslosigkeit be-

hauptet worden, ganze Reihen von Göttern und Dämonen, von Mythen und von Kultusformen zu finden. Die Australier z. B., einer der verkommensten Völkerstämme, füllen den Himmel, wie die Oberfläche der Erde, jedes Dickicht, jedes Gewässer, jeden Berg und Felsen mit übernatürlichen Wesen und ordnen ihnen noch Götter des Himmels, der Gewässer, der unterirdischen Räume und sogar der rituellen Gesänge über. Der Gott des Himmels ist zugleich Schöpfer der Welt, jener der Unterwelt Verursacher alles Bösen. Man kennt auch einen guten Geist, dessen Aufgabe es hauptsächlich ist, verirrte Kinder aufzufinden; an anderen Orten überwacht er den Geist des Bösen. Es giebt australische Götter, denen zu Ehren die Eingeborenen jährlich ein Fest mit Tänzen und Gesängen abhalten, und die daran nicht Theilnehmenden ziehen sich die Ungnade der Götter zu. Ueberdies werden Sonne und Mond verehrt und mit Festen an heiligen Plätzen gefeiert. Auch an die Fortdauer der Menschenseele nach dem Tode glauben die australischen „Wilden". Manche Stämme hoffen als Weiße wiedergeboren zu werden. Manche glauben, die Geister der unbeerdigten Todten werden zu Dämonen. Die ebenfalls höchst verkommenen Buschmenschen, die nächsten Verwandten der Hottentotten verehren eine männliche und eine weibliche Gottheit, und beten zu den Abgeschiedenen. Während australische Stämme bei gewissen Festen junge Mädchen opfern, beweisen die Buschmenschen, besonders ihre Weiber, die Trauer um den Tod von Verwandten durch Ablösen von Fingergelenken als Sühnopfer. Die Hottentotten selbst behaupten, daß ihre ersten Eltern von Gott auf die Erde gesetzt worden, dem sie die Schöpfung, alles Leben und die Leitung der Welt zuschreiben. Sie nennen ihn „den großen Kapitän" und ehren den Mond, als seine sichtbare Gestalt, durch Tänze im Neu- und Vollmonde. Außer diesem guten haben sie auch

einen bösen Gott, den sie fürchten und durch Viehopfer zu versöhnen suchen. Es giebt bei ihnen heilige Plätze, an denen sie nie ohne Tanzen und Singen vorübergehen. Weit unvollkommener, aber immerhin noch religiös, ist der Glaube der Feuerländer, daß es ein Wesen giebt, welches in Gestalt eines schwarzen Mannes in den Bergen umhergeht, jedes von Menschen gesprochene Wort hört, alles sieht, was sie thun und je nach ihrem Betragen zum Lohn oder zur Strafe das Wetter und andere Vorkommnisse einrichtet. Die fast thierischen Minkopier, die Bewohner der Andamanen-Inseln zwischen Vorder- und Hinterindien, verehren die Sonne als Urquell alles Guten, dann auch den Mond, Genien des Waldes, der Gebirge und der Gewässer. Einen die Stürme hervorrufenden bösen Geist suchen sie bald durch Gesänge mild zu stimmen, bald durch Pfeile zu bedrohen. Auch glauben sie an ein zukünftiges Leben und sind um die Ruhe der abgeschiedenen Geister besorgt.

Auch die für religionslos gehaltenen Eskimos mit Inbegriff der Grönländer kennen ein höchstes Wesen, Tongarsuk, das sie als den Vater ihrer Angekoks oder Zauberer ehren; sein gutes Wirken wird aber durch sein böses Weib beeinträchtigt, das im Innern der Erde haust und über die Seethiere gebietet. Manchmal gilt sie auch als seine Großmutter, was an die deutsche Volksvorstellung von des Teufels Großmutter erinnert. Außerdem glauben die Eskimos an eine Anzahl von Geistern der Luft, der Erde, des Meeres, des Feuers, des Krieges rc. mit besonders benannten Vorstehern dieser Klassen; ebenso fehlt ihnen der Glaube an eine andere Welt nach dem Tode nicht. Der Glaube der nordamerikanischen Indianer an den „Großen Geist" und andere Götter und ihre religiösen Gebräuche sind zu bekannt, als daß Lubbocks Behauptung, sie hätten zum Theil bei der Ankunft der Europäer

keine Religion gekannt, noch Gewicht haben könnte. Jener Glaube an den großen Geist ist so allgemein bei allen Stämmen und hängt so sehr mit Vorstellungen zusammen, wie sie nur bei Völkern von geringerer Kultur vorkommen (z. B. seine Verehrung unter dem Bilde der Sonne und sein Erscheinen als riesiger Vogel, dessen Blicke die Blitze, dessen Flügelschläge den Donner bilden), daß er nicht wie behauptet wurde, erst durch die Lehren der Missionäre von Gott hervorgerufen sein kann. Allgemeiner galten früher die Indianer der Halbinsel Kalifornien als religionslos, weil sie kein Wort für „Gott" haben; aber genauere Forschungen haben nachgewiesen, daß manche ihrer Stämme an ein oberstes gutes und ein oberstes böses Wesen glauben, andere den Mond verehren, dritte endlich geradezu einen ungeschaffenen Gott annehmen.

Und genau so oder ähnlich verhält es sich geradezu bei allen Völkern, die wir als „Naturvölker" oder „Wilde" zu bezeichnen lieben; sie alle ohne Ausnahme verehren höhere Wesen und hoffen auf ein Leben nach dem Tode, was weiter nachzuweisen hier unnöthig ist, am allerwenigsten in Bezug auf die Bewohner der Südsee-Inseln. Dieselben besitzen neben ihren eigentlichen Göttern auch Schutzgeister der einzelnen Inseln, Stämme, Dörfer — ja sogar der einzelnen Menschen, die Tikis, deren Bilder theils als Amulette getragen, theils als Statuen in größerer Zahl (namentlich auf der Oster-Insel, Waihu) aufgestellt werden und welche zugleich Götter des Tätowirens sind, eine Sitte, welche ursprünglich durchaus religiösen Charakter hat und unter religiösen Ceremonien vollzogen wird, da sie nach Ansicht ihrer Anhänger gegen den Einfluß der bösen Geister schützt. Und so verhält es sich auch auf den Inselgruppen der Marianen und Karolinen (Mikronesien).

Es ist also jetzt nachgewiesen, daß alle Völker der Erde, ohne alle Ausnahme, bei der ersten Bekanntschaft mit ihnen

bereits irgend eine Art von Religion, wenn auch oft eine sehr unvollkommene, besaßen, d. h. in irgend welcher Weise höhere Wesen verehrten, von deren Macht sie sich abhängig fühlten, und ebenso, daß alle Völker im Besitze des Glaubens an ein Fortleben der Seelen gefunden wurden. Hingegen ist nicht zu verkennen, daß alle roheren und die meisten sogenannten Naturvölker, im Gegensatze zu den Völkern mit höher entwickelter Kultur, die vorherrschende Rücksicht in übersinnlichen Dingen auf sogenannte böse Geister nehmen und dieselben durch Zauberei, welche den Haupttheil ihres Kultus bildet, unschädlich zu machen suchen. Weil man diese Art der Verehrung höherer Wesen nicht als Religion, sondern nur als Aberglauben gelten lassen wollte und weil sie bei den meisten tiefer stehenden Völkern die religiösen Empfindungen höherer Art überwuchert, hat man vielfach die Ansicht von Mangel an aller Religion bei den rohesten Völkern zu vertheidigen gesucht; wir haben aber gesehen, daß der edlere religiöse Kern bei keinem Stamme völlig fehlt. Was indessen den Kultus der Zauberei betrifft, so ist er bei allen Naturvölkern wesentlich derselbe, wie ja auch der Fetischdienst, an den sich die Zauberei stets knüpft, d. h. die Annahme, als seien alle möglichen Gegenstände von Geistern, vorzugsweise bösen, beseelt und erfüllt, in allen Erdtheilen, wo noch Naturvölker leben, wiederkehrt. Es ist indessen anziehend, den Ausführungen Roskoffs zu folgen, welcher nachzuweisen bestrebt ist, daß höhere Gedanken selbst in dem niedrig scheinenden Treiben der Zauberer roher Völker verborgen sind. Der genannte Gelehrte faßt die Zauberei als ein Streben nach Freiheit von der rohen Gewalt der Naturkräfte über den Menschen, als eine Reaction des Geistes gegen die ihn beengenden körperlichen Schranken auf. Der Mensch will durch den Zauber den Geist zum Herrscher über die Natur machen: er will mit Hilfe des

Guten das Böse besiegen, so niedrig und gemein auch, je nach seiner Bildungsstufe, das ist, was er durch diese sonderbaren Gebräuche bewirkt. Wenn man sich daher fragt, ob der Glaube an Zauberei und Fetischismus auch eine Art von Religion sei und daher auf die Sittlichkeit einen Einfluß habe, so können wir antworten: der Zauber- und Fetischglaube haben, wie vorhin gezeigt worden, dieselben Elemente wie die Religion, sind daher ein Anfang derselben und können demnach gleich ihr auf die Sittlichkeit des Menschen Einfluß ausüben. Freilich ist das alles in unvollkommenem Grade zu nehmen, und wie die Religion, so ist natürlich auch die Sittlichkeit der „Wilden" eine so sehr unentwickelte, daß sie von europäisch erzogenen Menschen bei nicht gründlicher Erforschung gar nicht als solche anerkannt werden kann. Und dennoch hat die Sittlichkeit und Religion des „Wilden" subjektiv genommen den nämlichen Werth wie die des Gebildeten, weil jener ebenso fest davon überzeugt ist, das Rechte und Gute zu wollen wie dieser. Es machen eben Religion wie Sittlichkeit eine lange Entwickelung mit den sonderbarsten Erscheinungen und Auswüchsen durch, und völlig einig ist man selbst in den engsten Kreisen nie gewesen über den wahren Werth aller Handlungen. Werden ja noch bei uns manchmal wirkliche Verbrecher, die sich und ihren Thaten einen romantischen Anstrich zu geben wissen, geradezu gefeiert! Auch unser sittlicher Standpunkt ist daher nichts weniger als vollkommen. Was wollen wir denn von den Wilden verlangen? Und doch verwenden diese zur Bewerkstelligung dessen, was sie für sittlich halten, viel mehr Ernst und Mühe als wir, die wir uns in der Regel solches nicht viel kosten lassen! Grönländer, Kaffern und Angehörige anderer Naturvölker, die einen abgeschlossenen Stand der Zauberer, d. h. nach ihrer Ansicht der Bekämpfer des Bösen haben, lassen sich, um in denselben aufgenommen zu werden,

während längerer Zeit die größten und herbsten Entbehrungen und Leiden gefallen. Und dies thaten und thun jetzt noch die buddhistischen und christlichen Mönche auch. Wir nennen sie Fanatiker. Sind wir darum besser? Steht uns nicht das Geld weit über der Tugend? Sind wir nicht in Gesellschaft alle — Heuchler? Jeder kann sich selbst noch mehr dergleichen Fragen vorlegen!

II.

Gehen wir nun zu den Völkern höherer Kultur über! Max Müller, der gefeierte Sprach- und Religionsforscher, zieht eine geistvolle Parallele zwischen den mit heiligen Büchern oder Schriften begabten Religionen im Gegensatze zu den Glaubensformen, die solch schriftlicher Normen entbehren. Er zeigt, daß unter den beiden Völkerfamilien, welche die größte Rolle in der Weltgeschichte spielen, den Semiten und den Ariern, jede nur zwei Völker zählt, die im Besitze geoffenbarter Schriften oder Bücher sind. — Jene die Hebräer und Araber, diese die Hindus und Perser. Von diesen vier Völkern haben überdies zwei, eines in jeder Familie, jede zwei „Buchreligionen" geschaffen, von denen immer die jüngere als eine Reformation der älteren aufgetreten ist, nämlich die Hindus den Brahmanismus und den Buddhismus, die Hebräer den Mosaismus und das Christenthum; die „Buchreligion" des zweiten Volkes jeder Familie aber ist in beiden Fällen ursprünglich eine Abzweigung der älteren Religion des ersten Volkes, nämlich die persische Religion des Zoroaster hat ihre Wurzeln in demselben Glauben, dem die Vedas der Brahmanen entsprossen sind, während der Islam der Araber geradezu eine Nachahmung des Judenthums ist. Aber noch ein

dritter Umstand vervollständigt die Parallele: die jüngere Religion, die unter dem ersten Volke jeder Familie entstand, fand bei demselben keinen Boden, sondern wurde von ihm sowohl, als von seinem ganzen Stamme verschmäht und flüchtete sich zu einer fremden Völkerfamilie, wo dann allerdings beide eine Verbreitung erhielten, welche diejenige aller anderen genannten Religionen übertraf; nämlich der Buddhismus wurde aus Indien, mit Ausnahme der Landschaften am Fuße des Himalaya und der Insel Ceylon, verdrängt und breitete sich bei den turanischen oder mongolischen Völkern (in Hinterindien, Tibet, Mongolei, China, Korea und Japan) aus und das Christenthum, von den Juden abgestoßen, wurde die Hauptreligion der arischen Völker, namentlich in Europa und dessen Kolonien. Sehr verschieden ist dagegen das Schicksal der von dem zweiten Volke jeder der genannten Familien geschaffenen Buchreligionen. Die unter dem Namen Zoroasters bekannte persische wurde bis auf unbedeutende Reste unterdrückt, während dagegen die arabische des Mohammed nicht nur alle Semiten, mit Ausnahme der Juden, für sich gewann, sondern auch die arischen Perser, die turanischen Türken, die ostindischen Malaien, sowie mehrere afrikanische und asiatische Völker, die vorher auf dem Standpunkte der Zauberei und des Fetischdienstes standen. Außer den sechs genannten giebt es nur noch zwei Buchreligionen von Bedeutung, welche beide der sogenannten turanischen Rasse und zwar dem chinesischen Volke angehören, also acht im ganzen, nämlich:

Name:	Heimat:	Heil. Schriften:	Sprache ders.
1) die brahmanische	Indien	Vedas	Sanskrit
2) die buddhistische	"	Tripitaka	Pali
3) die zoroastrische	Persien	Zendavesta	Zend
4) die mosaische	Palästina	Altes Testam.	Hebräisch
5) die christliche	"	Neues Testam.	Griechisch

Name:	Heimat:	Heil. Schriften:	Sprache ders.:
6) die mohammedanische	Arabien	Koran	Arabisch
7) die des Kongfutse	China	die fünf King	Chinesisch
8) die des Laotse	„	Tao-te-king	„

Das sind also acht „Bibeln der Menschheit", die einzigen, welchen dieser Name zukommt; denn die heiligen Schriften der alten Aegypter in Hieroglyphen (von denen das „Todtenbuch" Bruchstücke enthält) und der alten Chaldäer in Keilschrift (von denen man die Berichte über Schöpfung und Sintflut in losen Stücken und das Gedicht von der Höllenfahrt der Göttin Istar besitzt) sind fast ganz zu Grunde gegangen; die alten Griechen ehrten wohl Homers Gedichte, hielten sie aber nicht für heilig; die sibyllinischen Bücher, auf denen die Religion der Römer beruhte, sind verloren; die Edda der Germanen wurde erst nach dem Untergange der alten Religion unseres Stammes gesammelt; der „Granth", das heilige Buch der Sikhs in Indien, ist unbedeutend und nur für eine schwache Sekte maßgebend.

Von den genannten „acht Bibeln" sind manche sehr umfangreich. Der Kern der Vedas, der heiligen Schriften der Brahmanen, enthält zwar nur die Götterhymnen in etwas über zehntausend Versen; aber es gehören dazu Kommentare von etwa hunderttausend Zeilen, ferner die sogenannten kleinen Vedas, welche die Ceremonien- und Ritualschriften enthalten, und weitere Abhandlungen, die zusammen eine theologische Bibliothek bilden, an welcher drei Jahrtausende gearbeitet worden ist. Die heiligen Schriften der Buddhisten, Tripitaka, d. h. die Dreigetheilten genannt, weil sie in drei Hauptheile zerfallen, umfassen etwa das Fünf- bis Sechsfache des Alten und Neuen Testamentes zusammen, und in der tibetischen Uebersetzung zählen sie gar 225 Foliobände. Ja es sollen von ursprünglich 84,000 buddhistischen heiligen Büchern nur

6000 erhalten sein, was freilich, nach der ersteren Zahl zu schließen, zu den buddhistischen Legenden gehören muß, in denen dieselbe wiederholt eine Rolle spielt.

Einen geringeren Umfang hat das persische Zendavesta; doch soll dessen Haupttheil (Vendidad) blos das zwanzigste von 21 Büchern des ursprünglichen Textes sein, wozu noch einige besondere Werke kommen, die meist aus Gebeten und Gesängen bestehen. Weit kleiner ist das philosophische Werk Tao-te-king, die heilige Schrift der Anhänger des chinesischen Weisen Lao-tse, eines älteren Zeitgenossen des Kong-fu-tse; es umfaßt nur 5000 chinesische Wortzeichen auf 36 Seiten, ist aber außerordentlich tief und geistvoll, doch ohne daß seine Gläubigen es verstanden, die, eine übrigens sehr kleine Partei, in dumpfen Mysticismus versunken sind. Die Thätigkeit Kong-fu-tses beschränkte sich auf Sichtung der älteren chinesischen Litteratur, soweit sie heilig gehalten wird; doch ist das Resultat seines Wirkens immer noch von bedeutendem Umfange. Ihm anhänglich geblieben sind nur die Gelehrten und Gebildetsten in China, Japan und Annam; außer ihnen und den Mystikern des Tao-te-king hängt die ungeheure Bevölkerung des „Reichs der Mitte“ und die der beiden anderen genannten Länder mannigfachen Verquickungen ihrer älteren Religionsformen mit dem indischen Buddhismus an. Allgemein bekannt ist der Umfang unserer Bibel, d. h. des Alten Testamentes, das Juden und Christen gleich heilig ist, und des Neuen, das sich auf letztere beschränkt, während statt dessen bei den Juden der Talmud, als Inbegriff von Gesetzesauslegungen, religiösen Verordnungen und Legenden dazu kommt. Der Koran endlich, die jüngste Bibel, das dem Mohammed angeblich geoffenbarte Gesetz, ist ein höchst unzusammenhängendes Buch von untergeordnetem Werthe, das ebensowohl überschwängliche Dichtungen wie langweilige Ritualvorschriften enthält. Er ist

ohne alle Rücksicht auf Ordnung in Suren oder Kapitel getheilt, und ihn ergänzen mannigfache Sammlungen von Ueberlieferungen, und zwar verschiedene bei den zwei Secten der Sunniten und Schiiten. In der Lehre der letzteren hat sich der Islam in nicht unwesentlichem Grade mit der zoroastrischen Religion vermengt, und sie hat darum ihren Hauptsitz in Persien.

Wir theilen nun in Folgendem den Lesern Einiges aus den nicht bereits den Christen allgemein bekannten heiligen Schriften der verschiedenen „Buchreligionen" mit. Voran steht billig die älteste derselben, die brahmanische, die einzige Buchreligion, deren Stifter nicht bekannt ist, mit Proben aus ihrem schönsten Werke, der an Alter die Kaste der Brahmanen selbst überragenden wundersamen Hymnensammlung „Rig-Veda". Folgendes ist ein Hymnus auf den altindischen Himmelsgott Váruna (den griechischen Uranos):

Ja, weis' und groß sind seine Schöpferthaten,
Der Erd' und Himmel auseinander stützte;
Er stieß hinauf den hellen, weiten Lichtraum
Und theilt und breitet Land und Sternenhimmel.

Sprech' ich denn dies zu meinem eignen Leibe?
Wie kann zu Váruna hinein ich dringen?
Wird ohne Zorn er meine Gab' empfangen?
Wie schau' ich reinen Geist's den Gnadenreichen?

Nach meiner Sünde forsche ich begierig,
O Váruna, die Weisen geh' ich fragen;
Dasselbe nur verkünden mir die Seher!
Váruna ist es wahrlich, der dir zürnet.

O Váruna, sag', welche Sünde war es,
Daß du den alten frommen Freund verfolgtest?
Du Unbesiegter, Mächtiger verkünd' es,
Dann will ich sündlos schnell mit Preis dir nahen.

Erlasse uns die väterlichen Fehler
Und die wir selbst mit eigner Hand begangen:
Entlaß, o König, diesen Sänger freundlich,
Wie einen Dieb, ja wie das Kalb vom Strange.

Nicht war es eignes Thun; ein Straucheln war es,
Ein Trunk, ein Zorn, ein Würfel, ein Vergessen,
Ein Aeltrer naht den Jungen zu verführen —
Ja, selbst der Schlaf beschützt uns nicht vorm Uebel.

Laß wie ein Sklave mich dem Gotte dienen,
Sündlos, dem reichen Geber, dem Erhalter —
Der hehre Gott erleuchtete die Thoren —
Der Weise bringt zum Heil die frommen Dichter.

Laß, Váruna, du mächtiger Beschützer,
Dir diesen Lobgesang zum Herzen dringen;
Es werd' uns Heil im Haben und Erwarten —
Beschützt uns, Götter, stets mit eurem Segen!

Es ist nicht zu vergessen, daß dieses Gedicht über dreitausend Jahre alt ist und unter einem Hirtenvolke entstand, das natürlich die dichterischen Bilder mit Vorliebe seinem Berufe entnahm.

Lassen wir nun dem Hymnus an den Himmelsgott aus derselben Sammlung einen solchen an den Feuergott Agni folgen:

O Agni, nimm dies Opferscheit,
Nimm meinen Dienst in Gnaden auf
Und leihe diesem Lied Gehör!

Ich diene, hochgeborner Gott,
Du Rossebänd'ger, Sohn der Kraft,
Mit diesem Scheit und Liede dir.

Laß deine Diener mit Gesang,
Du Reichthumspender, Liederfreund,
Du, Schätzen Holder, dienen dir.

Du alles Guten Herr und Hort,
Sei weisen Sinnes, groß an Macht,
Und treib' von uns die Feinde fort.

Er segnet uns mit Himmelsnaß,
Giebt uns unantastbare Kraft,
Und schenkt uns Speise tausendfach.

Du Jüngling, Bote, Priester, komm,
Verehrungswürd'ger, auf mein Lied,
Zum hilfbedürft'gen Diener Dein!

Du eilst ja durch dies Weltenpaar,
O Weiser, wie von Dorf zu Dorf
Ein freundgesinnter Bote läuft.

Ja, weise bist du, bist uns hold!
So walte dieses Opfers gleich
Und setze dich auf dieses Gras!

Indem wir zur zweitältesten heiligen Schriftensammlung der Arier, zum Zendavesta übergehen, zu diesem Religionsbuche der Perser, bevor ihre Macht von einem Kyros gegründet, von einem Dareios vergrößert wurde, als dessen Verfasser den Gläubigen der halbmythische Zarathustra (Zoroaster) gilt, dessen Zeit und Heimat noch nie mit Sicherheit hat festgestellt werden können, lassen wir ein Bruchstück aus der im Buche Vendidad (Kap. 19) enthaltenen Legende von der Versuchung Zarathustras folgen, worin man auffallende Aehnlichkeit mit den Erzählungen von der Versuchung Buddhas durch Mara und Jesu durch Satan finden wird:

„Von der Hölle des Nordens her stürzte Angromainjus (Ahriman), der tödtliche, der Teufel der Teufel.

„Also sprach der Ränkevolle, der Uebelthäter Angromainjus zu einem Dämon: Auf, Drudscha, stürze dich nieder auf ihn, vernichte den heiligen Zarathustra.

„Die Drudscha kam herbei geras't, die Todesdämonin, die Höllengeborene.

„Zarathustra betete eben laut das erhabene Gebet des Ahuramazda: Der Wille des Herrn ist das Gesetz der Heilig-

keit; die Wohlthaten Vohumanos (eines guten Geistes) sollen dem zu teil werden, der in dieser Welt für Mazda schafft und nach dem Willen Ahuras die Macht handhabt, die er ihm gab, die Armen zu erleichtern.

„Da schrak die Drudscha zusammen und raſ'te davon, die Todesdämonin, die Höllengeborene.

„Und sie kam zu Angromainjus und sagte zu ihm, dem Ränkevollen: O verderblicher Angromainjus, ich weiß kein Mittel, ihn zu tödten, so groß ist der Glanz des heiligen Zarathustra.

„Zarathustra aber sah alles in seinem Geiste. Die bösen Geister, sagte er, berathen sich über meinen Tod.

„Da machte er sich auf, indem er Steine in seiner Hand schwang, so groß wie ein Haus, die er von dem Schöpfer Ahuramazda erhalten.

„Wozu schwingst du diese Steine?" so fragte ihn Angromainjus.

„So antwortete Zarathustra dem Geiste der Zerstörung: O Uebelthäter Angromainjus, ich will die Schöpfung der Dämonen zerschmettern. . . .

„Da entgegnete ihm der ränkevolle Schöpfer der bösen Welt: Zerstöre nicht meine Geschöpfe, o heiliger Zarathustra; deine Voreltern verehrten mich, verehre mich auch, entsage dem guten Gesetze der Anbeter Mazdas, und du sollst großes Gut gewinnen.

„Ihm antwortete aber der wohlthätige Zarathustra: Nein, niemals werde ich dem guten Gesetze der Verehrer Mazdas entsagen, ob auch mein Leib und meine Seele verderben sollten . . ."

In einem Hymnus auf den Sonnengott Mithra heißt es:

„Wer fährt dahin auf seinem hochrädrigen Wagen, aus himmlischem Stoff gezimmert, vom äußersten Osten her, rol-

lend auf dem Rade der Majestät? Der Ruhm der Schöpfungen Mazdas ist's, der von Mazda geschaffene Sieger . . .

„Vor wem fliehen, zitternd aus Furcht, alle die Dämonen der Finsterniß? O möchten wir niemals dem zornigen Mithra, dem Herrn der weiten Fluren, in den Weg treten, ihm, der von tausend Seiten zugleich auf seinen Feind stürzt, dem mit den zehntausend Augen, dem mächtigen, allwissenden, nicht zu hintergehenden Gotte!"

Noch weniger als die Vedas und das Zendavesta sind in Europa die heiligen Schriften der Buddhisten bekannt, von denen erst in neuester Zeit eine kleine Auswahl aus dem Pali ins Englische übersetzt worden ist. Max Müller theilt aus dem Buche Dhammapada (der Gesetzespfad) folgende ausgewählte Sätze mit:

1) Alles, was wir sind, ist die Folge von dem, was wir gedacht; es ruht auf unseren Gedanken, es besteht aus unseren Gedanken. Wenn ein Mensch spricht oder handelt mit bösem Sinne, so folgt ihm Schmerz, so wie das Rad dem Menschen auf dem Fuße folgt, der den Karren zieht.

9) Wie die Biene Honig sammelt und, ohne die Blume zu verletzen, davon eilt, so auch möge der Weise auf der Erde weilen.

62) „Diese Söhne gehören mir, dieser Reichthum gehört mir," von solchen Gedanken ist der Thor gepeinigt. Er selbst gehört sich nicht; um wie viel weniger Söhne und Reichthum!

121) Möge niemand das Böse leicht nehmen und im Herzen sagen: „Es wird mir nicht zu nahe kommen." Möge niemand das Gute leicht nehmen und im Herzen sagen: „Es wird mir nichts helfen." Selbst durch das Hineinfallen von Tropfen füllt sich ein Wasserkrug.

173) Der, dessen böse Thaten durch gute Thaten bedeckt

sind, erleuchtet die Welt wie der Mond, wenn er aus den Wolken steigt.

223) Ueberwinde Haß mit Liebe, Böses mit Gutem, den Kargen mit Milde, den Lügner mit Wahrheit.

264) Durch die Tonsur wird kein Mensch, der sich nicht selbst überwunden hat, zu einem Heiligen. Kann ein Mensch ein Heiliger sein, der noch von Lust und Begierden gefangen gehalten wird?

394) Wozu nützt geflochtenes Haar, o Thor! wozu ein Kleid von Ziegenfell? Dein Inwendiges ist voll Raub, aber das Auswendige machst du reinlich.

Gewiß erinnern diese buddhistischen Weisheitslehren jeden lebhaft an christliche Grundsätze. Und doch — wie merkwürdig — sind dieselben ohne Bezug auf eine Gottheit gegeben, welche Buddha durchaus ignorirte! Die Aehnlichkeit zwischen dem Buddhismus, der über ein halbes Jahrtausend vor Christus entstand, und dem Christenthum ist aber noch größer. Wir brauchen nicht zu sagen, woran folgende Parabel erinnert: Ananda, ein Schüler Buddhas, begegnete auf einer Wanderung einer Frau aus der verachteten Kaste der Tschandalas, und zwar bei einem Brunnen, aus dem er sie um einen Trunk Wasser bat. Sie sagte ihm, wer sie sei und daß er ihr nicht nahen dürfe. Er aber antwortete: „Schwester, ich fragte nicht nach deiner Kaste oder Familie, sondern bat um einen Trunk Wasser.“ Später wurde auch sie eine Schülerin Buddhas.

Wir kommen zum Reiche der Mitte und theilen folgenden Spruch des weisen Kongfutse, eines Zeitgenossen Buddhas (und des Pythagoras), mit:

„Was du nicht gerne hast, wenn andere es dir thun, das thue auch andern nicht.“

Von dem Gründer der andern Religion Chinas, von

Lao-tse, fügen wir eine kurze Rede bei. (Aus Kap. 25 des Tao-te-king, d. h. ungefähr: Weg der Tugend.)

„Es giebt ein unendliches Wesen, das da war vor dem, daß Himmel und Erde waren."

„Wie still ist es, wie frei!"

„Es lebt allein, es wechselt nicht."

„Es regt sich überall, aber es leidet nie."

„Wir können es betrachten, als sei es die Mutter des Alls."

„Ich, ich kenne seinen Namen nicht."

„Um ihm einen Namen zu geben, nenne ich es Tao, der Weg."

„Wenn ich versuche es zu nennen, nenne ich es Groß."

„Nachdem ich es Groß genannt, nenne ich es Flüchtig."

„Nachdem ich es Flüchtig genannt, nenne ich es Fern."

„Aber nachdem ich es Fern genannt, sage ich: es kommt zurück zu mir."

Als Kong-fu-tse, der nüchterne Denker, welcher die altchinesische Religion, ohne Neuerungen einzuführen, in strenger Pietät reinigte, seinen ältern Zeitgenossen, den idealen Reformator und radikalen Neuerer Lao-tse besucht hatte, um seine Weisheit kennen zu lernen, sprach er mehrere Tage kein Wort, und als seine Schüler ihn bestürmten, zu sagen was er auf dem Herzen habe, erzählte er ihnen: „Gedanken so hoch wie der Vogel in der Luft erreiche ich gleich dem Pfeil, solche so schnell wie der Hirsch auf der Flur hole ich ein gleich dem Jagdhund, solche so tief wie der Fisch im Meer bringe ich gleich der Angel ans Licht; aber die Gedanken Lao-tses sind gleich dem Drachen im unerreichbaren Aether; ich kann sie nicht erfassen und bin keines Wortes mächtig." So urtheilte in China ein Weiser über einen Gegner und gefährlichen Nebenbuhler, dessen Ansichten das Gegentheil der seinigen waren.

Wir schließen mit einigen dichterischen Stellen der arabischen oder mohammedanischen Bibel, des Koran:

Gottes ist das Morgenland,
Gottes ist das Abendland,
Mag sich euer Angesicht
In gewohnter Beterpflicht
Hier und dorten hinbewegen,
Ueberall ist Gott zugegen.
Daß jedoch kein Unterricht
Mangele, kein Zweifel laste,
Jede Fehde ruh' und raste,
Mit gebeugtem frommen Sinn
Wendet euch zur Kaaba hin!

Allah spricht:

In Gärten und bei Quellen,
Krystallenen und hellen,
Im himmlischen Revier,
Sind wonnevolle Stellen,
Sind nie getrübte Zonen,
Wo Fried' und Freude wohnen,
Und da, da werden wir
Die Guten all' belohnen,
Die auf der Erde hier
Nichts Eigenes verschonen
Und jene nicht allein
Durch ihre Fülle laben,
Die in der Sonne Schein
Um mildgereichte Gaben
Zu ihrem Ohre flehn,
Nein, mit dem Blick der Güte
Auch auf die Armen sehn,
Die, zarte Scham im Herzen,
So sehr der Hunger wüthe,
Mit ihrer Armuth Schmerzen
In Nacht und Dunkel stehn.
Sie, welche die Habe der Waisen fressen,
Wißt, daß sie reines Feuer essen,

Und daß, ob auch in dieser Welt,
Wo Rache zögert und Vergelt,
Noch nichts davon ins Auge fällt —
Ausschlagen hell — welch' eine Klage,
Wird es aus ihnen an jenem Tage,
Wo seine heilig große Waage
Der allgerechte Richter hält.
Soll euch ich melden, wer
Gerettet in Edens Huten?
Es sind die Kleinen und Schwachen, aber Guten!
Soll ich euch melden, wer
Gebettet in die Gluten?
Die Mächtigen sind's, die Stolzen und Hochgemuthen!

Sure 112. Allah zu Mohammed.

Du lehre: Gott ist Einer!
Denn keine Lehre ist reiner.
Er ist von Ewigkeit
Und unbeschränkt durch Zeit.
Gezeugt ist er durch keinen,
Der ihm an Würde gleich,
Nie kam es ihm zu Sinne;
Allah ist einzig in der Wesen Reich!

Sure 109. An die Ungläubigen.

Ungläubige, nun hört mich an!
Was ihr anbetet, bet' ich nicht an.
Was ich anbete, betet ihr nicht an.
Eurem Glauben seid ihr, ich meinem zugethan.

Eine Auswahl des Schönsten und Sprechendsten aus sämmtlichen acht „Bibeln der Menschheit" in einem handlichen Buche wäre gewiß ein verdienstliches Unternehmen, das allgemein Anklang verdiente.

Aus unserer Bibel dürften darin etwa Aufnahme finden:
Die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern.
Die drei großen Propheten: Jesaia, Jeremia und Ezechiel.

Die Psalmen.
Das Hohe Lied.
Das Buch Hiob.
Die Sprüche und die Weisheit Salomos.
Die Sprüche des Jesus Sirach.
Die Bergpredigt.
Die Apostelgeschichte.
Die Briefe des Paulus, ꝛc.



X.

Buddhismus und Christenthum.



Zu den größten Räthseln des menschlichen Geistes und Herzens gehört die **Religion**. Niemand weiß, woher sie kommt; niemand, wohin sie führt. Sie ist ursprünglich bei jedem Volke, ja bei jedem Stamme, und wenn man es genau nimmt, sogar bei jedem Individuum eine andere, und erfüllt doch überall denselben Zweck. Der Ursprung der Religion ist um so räthselhafter, als es schwer ist, einen wesentlichen Unterschied zu finden zwischen der ehrfurchtvollen Scheu, welche die höhere, freilebende Thierwelt vor mächtigeren Thieren und vor den menschlichen Jägern und die Hausthiere vor ihrem Herrn, und derjenigen, welche die unmündigen Kinder vor ihren Eltern und die erwachsenen Naturmenschen vor den Naturereignissen fühlen. Der Wissenschaft ist es aber mit ziemlicher Sicherheit gelungen, den Ursprung aller bekannten Religionen aus jener Scheu und Ehrfurcht der Naturmenschen und Naturvölker vor den Gestirnen, dem Gewitter und den imposanten Vorfällen und Erscheinungen in der äußern Natur herzuleiten. Alle civilisirten Völker sind aber einst Naturvölker gewesen. Wie alle Kultur, so ist auch die Religion niemals und nirgends plötzlich entstanden, sondern hat sich allmählich entwickelt. Sonne, Mond und Sterne, Blitz und Donner, dann das blaue Himmels-

gewölbe, an welchem diese Erscheinungen beobachtet werden, ferner das sprühende Feuer der Vulkane, das unendliche Weltmeer, die verheerenden Ströme und die fruchtbringende Erde, endlich besonders auffallende Berge, nützliche Bäume und die von ihnen gebildeten schattigen Wälder, nützliche und schädliche Thiere, alles das wurde theils mit Furcht, theils mit Dankbarkeit betrachtet, und man konnte sich die Wirksamkeit dieser Dinge und Erscheinungen nicht anders erklären, als indem man in ihre Organe dasselbe hineinlegte, was der Mensch in sich selber beobachtete, nämlich den Geist. Die verehrten und gefürchteten Gegenstände wurden als lebend gedacht, wurden, soweit sie nicht schon Einzelwesen waren, personificirt und erst thierähnlich, dann in gemischter Form, endlich aber menschenähnlich vorgestellt, weil der Mensch mit Zunahme des Sinnes für Schönheit immer mehr dazu gelangte, die vollkommenste Gestalt der Natur in seiner eigenen zu erblicken. Mit Entwicklung des Sinnes für das Rechte und das Unrechte wurden dann die nützlichen Gottheiten zu guten, die schädlichen zu bösen und somit die Sittlichkeit zur Grundlage der Religion an der Stelle der Natur erhoben, so daß die Naturreligionen zu geistigen Religionen emporstiegen. Das ist der Entwickelungsgang aller Religion. Derselbe hat aber außer dieser qualitativen auch eine quantitative Seite. Wie die Religion eine Hauptstelle im Leben des einzelnen Menschen einnahm, so that sie es auch in dem Leben des Stammes und nachher in dem der Völker, zu denen sich die Stämme vereinigten und bei denen die Götterdienste der einzelnen Orte und Stämme mit einander zu einem Ganzen verschmolzen.

Die Religion wurde gleich jeder andern Lebensrichtung eine Volkseigenthümlichkeit, und nachdem sich das Volk als Staat organisirt hatte, eine Staatsanstalt. Diese ihre Eigen-

schaft besteht ja noch heute im größten Theile der Staaten unserer Erde. Nun ist es aber eine klar vorliegende Thatsache, daß das Menschengeschlecht den ihm unbewußten Trieb hat, sich zu immer weitergreifenden, zu umfassenderen Kreisen zu vereinigen, allerdings nicht ohne mannigfache, centrifugale oder partikularistische Reaktionen, denen aber stets von neuem wieder centripetale oder universalistische Bewegungen folgen. Wie die Stämme zu Völkern, so vereinigen sich die Völker anfangs durch erobernde Gewalt, später durch freiwillige Verbindungen zu größeren Reichen, zu Völkerbünden, und selbst abfallende Glieder suchen sich wieder auszudehnen und ihre einzelnen Theile zu centralisiren. So entstanden das ägyptische, assyrische, persische Reich, das griechische Kolonienreich, das römische Weltreich. So entwickelten sich aus den zerfallenden Theilen des letzteren wieder in rastlos centralisirender Weise das spanische, englische, französische, sowie das deutsche Reich, so wurde aus den abgefallenen britischen Kolonien in Nordamerika das Riesenreich der Union. So centralisirt sich auch die Schweiz immer mehr. Diesem Processe aber kann sich die Religion nicht entziehen. Wie aus den Einzelstaaten Weltreiche, so entstehen aus den Volks- und Staats-Religionen Weltreligionen, ja mit noch größerer Nothwendigkeit. Denn während es natürlich ist, daß jedes Volk seine besonderen Sitten und Gebräuche, also auch seine besonderen politischen Bedürfnisse hat, kann auf dem religiösen Gebiete die Thatsache nicht verborgen bleiben, daß unmöglich für ein Volk wahr sein kann, was für ein anderes Volk unwahr ist und umgekehrt. Die Wahrheit ist nur eine, und somit kann es entweder nur eine oder gar keine durchaus wahre Religion geben. Daß aber ein einzelnes Volk die volle Wahrheit erfaßt hätte, das werden alle übrigen Völker niemals zugeben. Diese Erkenntniß hat den Volksreligionen den Todesstoß versetzt; von

etwa zwanzig nationalen Religionen civilisirter Völker sind heute nur noch fünf übrig, und auch von diesen keine mehr in ihrer Blüthe, nämlich die brahmanisch-indische, welche im Kastenwesen verknöchert; die hebräisch-jüdische, welche über die Welt zerstreut, vielfach mit fremden Elementen durchsetzt und in Sekten zersplittert; die persisch-zoroastrische, welche auf wenige in der Fremde kümmerlich erhaltene Reste beschränkt ist; die altchinesische und die altjapanische, welche vom Buddhismus theils auf engere Kreise zusammengedrängt, theils mit ihm verschmolzen sind. Diesen Ueberbleibseln eines überwundenen Standpunktes stehen nun drei große Weltreligionen gegenüber, welche allerdings aus Reformationen von Volksreligionen hervorgegangen sind: der Buddhismus, ursprünglich eine Reform der brahmanisch-indischen, das Christenthum, eine Reform der jüdischen, und der Islam, eine Vermengung der heidnisch-arabischen Religion mit persischen, jüdischen und christlichen Vorstellungen und Formen. Unter diesen drei Weltreligionen steht aber der Islam, auch abgesehen von seinem auffallenden Mangel an eigenen Schöpfungen und selbständigem Charakter, wesentlich auf der Stufe der nationalen Religionen; er ist im Grunde immer noch die arabische Religion, welche anderen Völkern nur durch das Schwert aufgedrängt wurde. So bleiben auf unserer weiten Erde nur zwei Religionen übrig, welche, ohne einen beschränkt nationalen Charakter zu besitzen, durchaus selbständige Grundsätze und Schöpfungen und eine unbegrenzte Reformfähigkeit aufzuweisen haben, — der Buddhismus und das Christenthum. In der That huldigen diesen beiden in allen Eigenschaften hervorragendsten Religionen ungefähr zwei Drittel des Menschengeschlechtes, indem man etwa 500 Millionen Buddhisten und 450 Millionen Christen unter den etwa 1450 Millionen Menschen zählt, während der Islam nur etwa 150,

der Brahmanismus etwa 180, das Judenthum 7 Millionen, der Parsismus kaum 100,000 Anhänger besitzt und der Rest von etwas über 150 Millionen aus Fetischdienern verschiedener Arten besteht, deren Hauptmasse auf das innere Afrika fällt.

Es erhellt aus diesen Thatsachen unwiderleglich, daß unter den Religionen der Erde Buddhismus und Christenthum die größte Zukunft haben. Dabei ist indessen wohl zu beachten, daß nicht etwa die nationalen Religionen als solche in ihrem gesammten Umfange überwundene Standpunkte und ebenso wenig Buddhismus und Christenthum als solche schlechthin aussichtreich sind. Es kommt darauf an, ob ein Theil der Anhänger des betreffenden Glaubenssystems und welcher sich rückhaltlos zum Fortschritte nach höherer vorurtheilsloser Erkenntniß hinwende; der Unterschied ist blos der, daß die Weltreligionen nur den stabilen, wir können auch sagen orthodoxen oder unfehlbaren, die nationalen Religionen aber, außer diesem, auch noch den beschränkt nationalen Charakter ablegen müssen, um eine Zukunft zu haben.

So stehen denn die orthodoxen Richtungen des Buddhismus und des Christenthums, nämlich orthodoxe im Sinne der in ihrem Kreise herrschenden Organe, wesentlich auf der Seite der Vergangenheit, während die reformfreundlichen Parteien im Judenthum und im Brahmanismus auf der Seite der Zukunft stehen und neben den reformatorischen und fortschrittlichen Elementen des Buddhismus und des Christenthums fähig sind, an der Herbeiführung einer geläuterten und allgemein menschlichen Religion der Zukunft zu arbeiten.

Die Kenntniß des Buddhismus war in Europa bis auf unsere Tage herab eine höchst ungenügende und oberflächliche. Sie konnte es auch nicht anders sein, so lange man die Original-Quellenwerke der Buddhisten nur nach dem Hörensagen kannte und nicht selbst studirt hatte. In der neuesten Zeit — man

darf sagen erst seit etwa zehn Jahren — haben in dieser Beziehung Gelehrte Deutschlands wie Köppen, Max Müller und Oldenberg; Frankreichs wie Burnouf und Barthelemy St. Hilaire; Englands wie Rhys Davids, und Rußlands wie Wassiljeff und Minajeff, außerordentlich viel geleistet. Der neueste und gründlichste Forscher in den Quellen des Buddhismus, Professor Oldenberg in Berlin, bezeichnet in seinem bedeutenden, nach den ältesten in Ceylon vorhandenen buddhistischen Schriften bearbeiteten Werke über Buddha den Charakter der von dem letztern gegründeten Religion als „das lebendig gefühlte und im klaren Ausdrucke befestigte Bewußtsein, daß alles irdische Sein voller Leiden ist und daß es nur eine Erlösung von Leiden giebt: Entsagen und die ewige Ruhe." Wie aber überall die Ereignisse, welche Erfolg haben sollen, durch vorhandene Zustände und vorhergehende Thatsachen vorbereitet sein müssen, so waren auch in Indien die Bedingungen, welche eine Erscheinung wie der Buddhismus erforderte, reichlich vorhanden. Unter diesen Vorbedingungen einer Religion, deren Grundzug die Erkenntniß des Leidens ist, nimmt den Vorrang unzweifelhaft die Thatsache ein, daß die von Nordwesten in die indische Welt eingedrungenen Schaaren der Arier die frische und gesunde Thatkraft, die sie in den gemäßigteren Gegenden des Indusgebietes durch ihr Dichten und Trachten an den Tag gelegt, verloren, nachdem sie in dem von üppiger Vegetation und gewaltiger Thierwelt erfüllten, drückend heißen Tropengebiete des Ganges und der Yamuna sich niedergelassen hatten. Hier, fern von der erfrischenden Wirkung des Hochgebirges und der See, nach erfochtenem Siege über die Urbewohner ohne weitern Anlaß zum Kampfe, in der verschwenderischen Natur ohne Nöthigung zur Arbeit, erschlafften sie und verfielen in die

dem Handeln abgeneigte, grübelnde Resignation, die sie für Buddha und sein Nirvana reif machte.

Sonderbarer Weise findet in unseren Geschichten der Philosophie die Weisheit der Inder keinen Platz, und doch hätte sie sich nicht zu scheuen, neben der griechischen sowohl als der neuern Philosophie einherzuschreiten. Schon in den ältesten Dichtungen jenes merkwürdigen Volkes, in den Hymnen des Rig-Veda, finden sich die Anfänge des Strebens nach Erkenntniß. Es findet sich dort, weit über tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, eine Schöpfungsgeschichte, die tiefer ist als alle uns bekannten.*) Dieselbe endet mit einem Skeptizismus, wie er für den später aufgekommenen Buddhismus in dessen ältester Form bezeichnend ist:

Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen oder unerschaffen, —
Das weiß nur Der, deß' Auge sie bewachet
Vom höchsten Himmel, — oder weiß er's auch nicht?

In einem anderen Gedichte endet jede Strophe mit dem skeptischen Refrain:

Wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?

---

*) Merkwürdig ist in derselben eine Strophe, welche sich beinahe wörtlich in der Völu-Spa der nordischen Edda wiederfindet. Es heißt da nämlich:

Rig-Veda.

Da gab es weder Sein, noch gab es Nichtsein;
Nicht war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegt sich was und wo? In wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?

Völu-Spa.

Einst war das Alter, da Ymir lebte:
Da war nicht Sand, nicht See, nicht salz'ge Wellen;
Nicht Erde fand sich, noch Ueberhimmel,
Gähnender Abgrund und Gras nirgends.

Dieses Grübeln setzte sich unablässig fort. Die Brahmanen retteten sich aus dem Wirrwar der gestaltlosen und verschwommenen Götter ältester vedischer Zeit zu der Annahme von Grundkräften, aus denen sich alles sollte erklären lassen. Zwei solche, der Atman (ein Wort mit unserm Athmen, Athem, d. h. Hauch, Seele, Geist), so viel wie das absolute Ich unserer Philosophie, und der Brahma, das All, verschmolzen mit der Zeit in einander zu einem Grundwesen, dem All-Ich oder Ich-All. Brahmanen und selbst Brahmaninnen disputirten über die Bedeutung desselben vor den Thronen der Fürsten; aber zugleich wurde es auch ein bevorzugter Gebrauch der Brahmanen, sich ganz der Erforschung des Urwesens zu widmen und zu diesem Zwecke Ehren, Güter und Familie zu verlassen und sich als Asketen und Einsiedler in die Wildniß zu begeben oder als Bettler umherzuziehen. Damit war das indische Mönchthum begründet, das dem Buddhismus so großen Vorschub geleistet hat. Ein zweites Element des letztern, das schon vor Buddha zu Tage trat, war der Pessimismus; ihn gebar die Erwägung, daß der Atman alle Vollkommenheit in sich vereinige, mithin dem Vielfachen, dem Endlichen, nur das Unvollkommene übriggelassen habe; man gewöhnte sich daher, das Geschaffene als dem Schmerz, Mangel und Kummer überlassen zu denken. Infolge dieser Auffassung griff eine Sehnsucht nach Erlösung von den Leiden dieser Welt Platz, eine Sehnsucht nach der Vereinigung mit Atman-Brahma, die als eine Rückkehr der Seele nach der wahren Heimat betrachtet wurde. Dieses höchste Glück konnte aber nicht durch endliche Thaten errungen werden, weil solche auch nur endlichen Lohn ernten können; es mußte durch langes Irren und lange Prüfung, durch die Seelenwanderung, verdient werden. Nur das Wissen und das Aufhören des Begehrens konnte zum Ziele

führen, nur das selbstlose Streben nach dem Höchsten den Geist wahrhaft lohnen.

Geht nun schon aus Obigem hervor, daß die wesentlichsten Grundlagen des Buddhismus schon vor Buddha existirten, so muß nach Oldenbergs Ausführungen auch noch jene Annahme dahinfallen, welche bisher als die hauptsächlichste Ursache der Erfolge Buddhas galt, nämlich als ob Vorrechte der Brahmanen in religiösen Dingen zu Gunsten der unteren Kasten durch Buddha gebrochen worden wären. Die Brahmanen waren schon vor Buddha, wenn auch die höchste Kaste, doch nicht die einzigen, welchen der Weg zum Einsiedler- und Mönchsleben und dadurch zur Vereinigung mit dem Atman-Brahma, das mit der Zeit zum Gotte Brahman personificirt wurde, offen stand. Auch die zwei niederen Kasten der Arier, Krieger (Kschatrijas) und Ackerbauer (Vaiçyas), hatten dieses „Recht". Ja es kam auch vor, daß Sudras (Knechte), d. h. der arischen Kultur unterworfene Urbewohner, sich dasselbe anmaßten. Noch geringer aber als in dem mit älterer Kultur begabten Westen Hindostans, wo die Vedas entstanden und die großen Epopöen gedichtet wurden, waren im Osten dieses Landes die Vorrechte der Brahmanen, denen vielmehr die Könige beinahe gleich, die Leute vom Volke viel näher standen. Um philosophische Grübeleien kümmerte man sich hier weit weniger; desto empfänglicher war man für die Klagen über das Elend der Welt. Ueberhaupt aber waren in den älteren Zeiten Indiens, ja sogar bis zur mohammedanischen Eroberung, die Kasten nicht so fest geschlossen, wie sie es nachher zu dem Zwecke wurden, die nationalen Eigenthümlichkeiten zu bewahren. Die Ueberlieferungen von sogenannten Kämpfen zwischen Brahmanen und Kschatrijas (Priestern und Kriegern) um den Vorrang sind tendenziöse Märchen, und wahr ist nur, daß das Ansehen der Brahmanen nach und nach

immer höher stieg und dasjenige der Fürsten, die sich nicht auf sie, sondern auf ihre Krieger stützten, sank, so daß die indische Nation immer mehr verweichlichte. Wie gesagt aber gilt dies vom Osten Hindostans in geringerem Grade als vom Westen.

Es fehlte schon vor der vorzugsweise als „Buddha" bekannten Persönlichkeit nicht an wandernden Lehrern, welche Schüler um sich sammelten, Sekten stifteten und Mönchs- und Nonnen-Gesellschaften ins Leben riefen. Man hieß diese Personen Samana, wonach, wie manche glauben, die nordasiatischen Schamanen benannt sind. Mehr als einer von ihnen wurde „Buddha", d. h. der Erleuchtete, genannt; andre hießen Dschina, d. h. Ueberwinder. Der berühmte Buddha war nur einer von ihnen, wie Johannes der Täufer und Jesus, der Sohn Josephs von Nazareth, zwei aus einer Menge gleichzeitiger wandernder Rabbis waren. Es fehlte unter diesen Buddhas und Dschinas auch nicht an „wunderlichen Heiligen", die sich durch Excentricitäten hervorthaten, während zugleich dialektische Klopffechter, indische „Sophisten", skeptische Grundsätze zu verbreiten suchten. Der Buddha, den die Buddhisten ehren, d. h. ein Mann, der in Indien eine geistige Umwälzung hervorgerufen, dieses Land in eine durchaus neue Periode und seine Geister in eine neue Sphäre hineingeführt hätte, hat nicht gelebt. Der Buddha aber, der den sogenannten Buddhismus ins Leben gerufen hat, war einer von vielen gleichzeitigen Sektenstiftern, von dem wir keine gleichzeitige oder auch nur bald auf seine Zeit folgende Lebensbeschreibung besitzen. Oldenberg macht darauf aufmerksam, daß es sich mit Sokrates und Jesus ebenso verhält. Die späteren Berichte über sein Leben aber sind ebenso mythisch und legendenhaft wie diejenigen über Moses, Zoroaster und Jesus. Der Stifter des Buddhismus wurde in der

Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus im Lande und im Geschlechte der Sakya, d. h. der Gewaltigen, im Süden des Himalaya geboren. Als Mönch hieß er Gotama, als Sektenhaupt Buddha. Die ältesten Berichte über ihn wissen nichts von der spätern Legende, daß er ein Königssohn gewesen wäre, wohl aber gehörte er dem Adel seiner Gegend an. Er war verheirathet und hatte einen Sohn, der später seinem Mönchsorden beitrat. Was ihn bewog, den Reichthum seiner Jugend mit der Armuth eines Bettelmönches zu vertauschen, ist nicht sicher bekannt. Daß er, bis dahin von seinem Vater sorgfältig vor jedem Anblick des Elendes der Welt bewahrt, auf vier Ausfahrten zum ersten Male einen Greis, einen Kranken, einen Todten und einen Mönch gesehen, was ihn veranlaßt hätte, der von Alter, Seuche und Tod heimgesuchten Welt durch Entsagung zu entfliehen, ist eine sinnige Sage, die schon von einem ältern Buddha erzählt und erst spät auf ihn übertragen wurde. Ohne Zweifel hat ihn einfach das Beispiel anderer bewogen, ein Buddha zu werden, geschoren und in gelber Kutte sein Haus zu fliehen und in die weite Welt zu wandern.

Er führte nun, gleich jenen anderen, ein herumziehendes und asketisches Leben. Nach sieben Jahren vergeblichen Bemühens soll er in einer Nacht, unter einem Baume sitzend, sich plötzlich als einen Erleuchteten gefühlt haben und zur Erkenntniß der wahren Erlösung gekommen sein. Es ist dies eine Wendung, wie sie im Leben aller Propheten und Reformatoren eine Rolle spielt, und die persönliche Ansicht nimmt leicht im Geiste des Betreffenden und seiner Anhänger den Charakter einer Thatsache an. Bevor er nun auszog zu lehren, blieb Buddha viermal sieben Tage in der Nähe jenes „Baumes der Erkenntniß“, fastend, sich streng prüfend und

über die Verkettung der Ursachen und Wirkungen nachdenkend, aus denen das Leiden des Daseins hervorgeht.

Die Aehnlichkeit dieser Zurückgezogenheit mit der von Johannes und Jesus berichteten ist auffallend, nur daß an die Stelle der Wüste, die es im gesegneten Indien nicht giebt, die tropische Wildniß mit ihrem üppigen Pflanzenwuchse tritt. Unter jenem heiligen Baume nun kam Buddha vor allem zu dem Schlusse: aus dem Nichtwissen entstehen die verschiedenen Gestaltungen der irdischen Dinge, aus diesen das Bewußtsein, weiter die Begierden, das Haften am Leben, Geburt, Alter, Tod, Schmerz, Leid und Verzweiflung; werde nun das Nichtwissen aufgehoben, so werden auch alle folgenden Glieder der Kette und somit auch alles Leid und Uebel überwunden. Auch dem Buddha soll, nachdem er mit seinem Ziele einig geworden, der Geist des Bösen, der Versucher, in Indien Mara genannt, genaht sein, indem er ihn überreden wollte, jetzt schon als Vollendeter in das Nirvana einzugehen. Das Nirvana der Buddhisten wurde früher irriger Weise für das Nichts gehalten; in den ältesten buddhistischen Schriften wird jedoch dieses Wort (welches „Auslöschen" bedeutet), in sehr verschiedenem Sinne angewendet, hauptsächlich in Bezug auf den Tod Buddhas, d. h. auf das Ende eines Seligen, Heiligen, dann auch in der Bedeutung eines seligen Zustandes, der Aufhebung aller kleinlichen Rücksichten auf das materielle Leben und Treiben, oder der reinen, geistigen Freiheit von Begierden und Leidenschaften, also auch von Sorgen und Täuschungen. Hätte Buddha sich verleiten lassen, schon damals des Nirvana theilhaftig zu werden, so wäre seine erlösende Lehre auf Erden nicht verkündet und der Zweck des Versuchers wäre erreicht worden. Dies ist der Sinn der Sage, nach welcher daher Buddha zu Mara, d. h. zu der innern Stimme noch nicht überwundener Weltlichkeit, sprach:

er werde nicht in das Nirvana eingehen, ehe er Jünger und Jüngerinnen gewonnen habe, die sein Wort hören und über alle Welt verbreiten. Aber auch ein Brahmane suchte ihn von seinem Beruf abwendig zu machen, weil er ja kein Brahmanensohn wäre (er gehörte nämlich der Kriegerkaste an); doch Buddha bewies ihm, daß der ein wahrer Brahmane sei, der sich selbst bezwungen habe. Sieben Tage lang umtobten ihn darauf Stürme und Wetter; aber ein sog. Schlangenkönig umwand ihn siebenfach und schützte ihn so. Nachdem aber das Wetter sich aufgeheitert hatte, verwandelte sich der Schlangenkönig in einen schönen Jüngling und betete den Buddha an. Die ersten Menschen, die ihm darauf begegneten, ehrten ihn, ohne nur seine Lehre vernommen zu haben. Brahma selbst erschien ihm und forderte ihn dreimal auf, die Welt zu durchziehen und seine Lehre zu verkündigen. Als Buddha dies endlich zusagte, neigte sich Brahma vor ihm. Er wanderte nun nach Benares, wo er seine erste Predigt hielt, und zwar vor fünf Asketen, deren fruchtlose Bußübungen er einst getheilt, aber verlassen hatte, und die ihn deßhalb verachten wollten, aber bei seinem Anblick ihm unwillkürlich Ehrfurcht erwiesen. Er predigte zugleich gegen Weltlust und gegen Selbstpeinigung und pries den „Weg der Mitte", den er, der Vollendete, erkannt habe in der vierfachen Wahrheit: vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und vom Wege zur Aufhebung des Leidens. Dabei fehlte es aber dem Buddha nicht an Selbstbewußtsein, wenn man die Ueberlieferung, die offenbar ein späteres Werk seiner Schüler ist, wörtlich nimmt; denn danach hielt er sich seit seiner Prüfung geradezu für den höchsten Erleuchteten unter Göttern und Menschen! Es wuchs nun rasch die Zahl seiner Jünger, die er stets wieder aussandte, das Land zu durchziehen. Bald waren ihrer Tausend; selbst Brahmanen ordneten

sich ihm unter, und nach der Legende hörten sogar Götter im Flammengewande seinen Predigten zu. Schon neigte sich ein König, Bimbisara von Magadha, vor Buddha. Das Volk schrie aber gegen ihn: er sei (wegen seiner Beförderung der Ehelosigkeit) gekommen, den Untergang der Geschlechter zu bringen. Die indische Regenzeit wurde von den stets anwachsenden Gläubigen in ruhiger Zurückgezogenheit mit beständigem Unterrichte zugebracht, und nach ihrem Ende nahm man die Wanderung wieder auf. Könige und reiche Leute stritten sich, während jener drei Monate die Apostel gastfrei aufzunehmen. Den Schauplatz dieser Wanderungen bildete das östliche Hindustan, von welchem bereits gesagt wurde, daß in demselben die vedische Kultur und das Ansehen der Brahmanen keine rechte Wurzel gefaßt hatten, während der Westen, wo beides der Fall war, von der buddhistischen Mission wenig berührt wurde. Es waren vorzugsweise zwei der vielen kleinen Reiche des alten Indien, das bekanntlich bis auf die Großmongolen niemals staatlich vereinigt war (und auch dann noch nicht völlig — bis auf die neueste Zeit unter englischer Herrschaft); es waren die Königreiche Kosala und Magadha, welche die ersten Buddhisten zum Felde ihrer Wirksamkeit auserkoren; sie erhielten im zweiten Ländchen von Bimbisara ihr erstes Kirchengut, einen Lustwald, dem bald weitere Grundstücke folgten. In solchen Parken fanden die Predigten statt, oder zeigte sich Buddha den von weit und breit herbeiströmenden Gläubigen. Könige, Prinzen und hohe Beamte kamen auf Wagen und Elephanten, um sich bei dem „Erhabenen" Raths zu erholen. Brahmanen und Sophisten erschienen, sich mit ihm in Wortgefechten zu messen, wurden aber nach der Legende natürlich stets geschlagen und luden dann den Heiligen mit seinen Jüngern zur Mahlzeit ein, in deren Ermangelung letztere mit dem Almosentopf betteln gingen. Abends aber ergab sich

Buddha seinen stillen Betrachtungen. Mit seinen Jüngern bildete er von Anfang an bereits einen Mönchsorden, welche Form ja schon vor ihm nicht selten war. Die Aufnahme der Jünger geschah durch eine Ordensweihe. „Dem Sakya-Sohn anhängende Samana“ war ihr Titel, ein gelbes Gewand, die Tonsur und der Betteltopf ihre Kennzeichen, Keuschheit und Armuth ihre Lebensweise. Die Jünger Buddhas verzichteten auf ihre Kasten, alle waren gleich an Rechten und Pflichten; deßhalb aber war es nicht Buddhas Ziel, die Kasten aufzuheben, beziehungsweise die Geringen den Vornehmen gleichzustellen. Außerhalb seines Ordens hatte er nichts gegen ihren Fortbestand; denn wie jede Leidenschaft, so war ihm auch der zur Herbeiführung einer socialen Reformation oder gar Revolution erforderliche Ehrgeiz fremd und verhaßt. Schon vor ihm aber hatte es Sekten gegeben, in deren Schoß die Kasten wegfielen, weil ihre Glieder nicht nach dem Zeitlichen, sondern nach dem Ewigen strebten. Er hat überhaupt nichts Neues geschaffen, als eben seinen Orden, der nur größer und verbreiteter wurde als andere seinesgleichen. Der Buddhismus ist eine Kirche, die aus einem Orden erwuchs; im Christenthum bildeten sich Orden nach und in der Kirche.

Da indessen das christliche Mönchthum seine Heimat in Aegypten hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß von Indien her, das mit dem Nillande schon früh in Verkehr stand, der Anstoß zu dem Ursprunge jener Anstalt kam; doch ist dies keineswegs die einzige Aehnlichkeit zwischen dem Buddhismus und der griechisch-, wie römisch-katholischen Kirche. Man findet in den buddhistischen Ländern auch die Litaneien und Responsorien der christlichen Klöster in ähnlicher Weise, man findet dort Glocken, Weihwasser, Weihrauch, Amulette, Rosenkränze, die Kreuzform, Seelenmessen, Beichte und Fasten, sogar die Taufe, Processionen und Wallfahrten, Reliquien- und Heiligen-

verehrung, Musik, Gemälde und Fahnen in den Tempeln, deren Bauart auffallend besonders an die byzantinische erinnert, eine Hierarchie mit einem Papste (Dalai-Lama) in Tibet, Patriarchen, eine Art Cardinäle und Bischöfe, Concilien, einen Kalender mit Heiligenfesten, darunter ein Empfängniß- oder Geburtsfest Buddhas, sogar Verehrung seiner Mutter Maia, Einsegnung der Ehen, überall im Lande aufgestellte Heiligenbilder und Kapellen, wozu allerdings noch die dem Buddhismus eigenthümlichen Gebetsräder kommen, deren Abhaspeln dem richtigen Beten an Wirkung gleich stehen soll.

Die Samana, zu denen wir nun zurückkehren, wetteiferten schon längst mit den Brahmanen an Ansehen und nahmen Leute jeder Kaste unter sich auf. Die Buddhisten als solche dachten so wenig an Aufhebung der Kasten, daß sich in ihrer Glaubenslehre sogar der Grundsatz findet, ein Buddha könne nur als Brahmane oder Adeliger (Kschatrija), d. h. als Mitglied einer der zwei höchsten Kasten geboren werden. Glieder der verachteten, kastenlosen Volksklassen, wie der Tschandalas, werden unter den Buddhisten niemals erwähnt. Daß die jetzigen Buddhisten keine Kasten haben, rührt aus dem doppelten Grunde her, daß ihre Gemeinschaft eben der zu ganzen Völkern erweiterte kastenlose Orden ist und daß die Länder, in denen sie jetzt vorherrschen, überhaupt niemals die Einrichtung der Kasten kannten. In Vorderindien aber sind die Buddhisten nicht durch eine Erhebung der Brahmanen vertrieben worden, sondern einfach deßhalb verschwunden, weil die Brahmanen dem Buddhismus Zugeständnisse machten, durch die er als besondere Genossenschaft überflüssig wurde. Das freilich wird sich nicht bestreiten lassen, daß viele Leute niedrer Kasten zu Buddha übertraten, um von den hohen Kasten unabhängig zu werden; das konnten sie aber in späterer Zeit, als der Islam in Indien eingedrungen war, viel bequemer durch Uebertritt

zu diesem thun, und da hatte der Buddhismus noch einen Grund weniger zum Fortbestande als in Hinterindien, China, Tibet ꝛc., wo es weder Brahmanen noch Islam gab. Der Buddhismus war in seinen Anfängen so wenig demokratisch, daß er weder die Armen im Geiste selig pries, noch die Kinder zu sich kommen ließ, sondern von seinen Adepten eine ziemlich hohe dialektische Schlagfertigkeit verlangte. Erst außerhalb seiner Heimat ist seine Gemeinschaft durch starke Vermehrung allmählich mit dem Volke identisch geworden. Bezeichnend ist überdies, daß in Buddhas Orden, dessen Losung Resignation war, die Individualität verschwand und gewissermaßen alle Jünger über einen Leisten geschlagen waren. Zwar spielen manche von ihnen eine gewisse Rolle, so Sariputta den Petrus, Ananda den Johannes und Devadatta den Judas des indischen Heilandes. Devadatta, Buddhas Vetter und Anandas Bruder, soll in Buddhas Alter den Plan verfolgt haben, sich an dessen Stelle zu setzen, und sich mit König Bimbisaras Sohn Ajattasattu gegen das Leben des Heiligen und das des Königs verschworen haben. Durch Wunder wären aber alle Anschläge zur Ausführung dieses Planes vereitelt worden. Darauf hätte der Verräther durch den Vorschlag strengerer Lebensregeln als derjenigen des Meisters sein Ziel zu erreichen versucht, wäre aber schließlich elend umgekommen.

Als sich Buddhas Lehre immer weiter verbreitete, traten auch jene Freunde derselben, die von ihrer Wahrheit zwar überzeugt waren, aber sich den Ordensregeln nicht unterwerfen mochten, deutlicher hervor; die neue, bis dahin blos aus Bettelmönchen bestehende Religion hatte seitdem auch eine Laienschaft, die von den Mönchen Unterricht empfing, wie diese von den Laien Lebensmittel erhielten. Natürlich gehörten zu diesen Laienbrüdern die dem Orden sich anschließenden Könige,

die doch nicht durch Ehelosigkeit auf die Vererbung ihrer Throne verzichten wollten. Nur ungern gestattete es Buddha, daß auch weibliche Fromme dem Orden beitraten; er hielt hierdurch das Bestehen desselben für gefährdet. Auch behielten die Nonnen stets eine untergeordnete Stellung gegenüber den Mönchen. Desto eifriger betheiligten sich weibliche Laien an der Mildthätigkeit dem Orden gegenüber durch Verabreichung von Nahrung, Kleidung, Heilmitteln 2c.

Buddha wirkte blos durch die Sprache, nicht durch die Schrift, die überhaupt zu seiner Zeit in Indien noch wenig Anwendung fand, indem die bedeutendsten Werke der National-Litteratur durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt wurden. Seine Mutter- und Lehrsprache war das Pali, welches sich in seiner Abschwächung der Konsonanten zum Sanskrit ähnlich verhält, wie das Italienische zum Lateinischen. Wie der Stil seiner Reden beschaffen war, ist bei dem Mangel an gleichzeitiger Aufzeichnung nicht mehr zu beurtheilen; so, wie sie überliefert sind, leiden sie an Schwulst, müßigen, endlosen Wiederholungen und an spitzfindiger Sophistik. Die buddhistische „Bibel" gefällt sich stets darin, einen und denselben Satz mit Veränderung eines oder einiger Worte öfter nach einander zu wiederholen und Anreden in überflüssiger Weise zwischen die Redetheile hinein zu streuen.

Die buddhistische Lehre ist zwar von erhabener Moral erfüllt und oft tiefsinnig, aber trocken und nüchtern, fern von dem farbenreichen Bilde mit treffender Charakteristik und packenden Situationen, wie es unsere Evangelien zeichnen. Dagegen treffen wir oft auf Stellen, die eine anmuthende Erinnerung an die sokratische Methode darbieten.

So wird uns das Gespräch Buddhas mit Sona erzählt, einem Jünger, der sich selbst ein Uebermaß der Askese auferlegt hat, und jetzt, wo er die Fruchtlosigkeit seines Treibens

gewahr wird, im Begriffe steht, in das andere Extrem umzuschlagen und zu einem Leben des Genusses zurückzukehren. Buddha spricht zu diesem Jünger: „Wie ist es, Sona, warst du früher, ehe du dein Haus verließest, des Lautenspiels kundig?“ — „Ja, Herr!“ — „Wie meinst du nun, Sona, wenn bei deiner Laute die Saiten allzu stramm angespannt sind, wird dann die Laute den rechten Ton geben und zum Spiele geschickt sein?“ — „Das wird sie nicht, Herr!“ — „Wie meinst du aber, Sona, wenn bei deiner Laute die Saiten allzu schlaff angespannt sind, wird dann die Laute den rechten Ton geben und zum Spiele geschickt sein?“ — „Das wird sie nicht, Herr!“ — „Wie aber, Sona, wenn bei deiner Laute die Saiten nicht zu stramm und auch nicht zu schlaff gespannt sind, wenn sie das rechte Maß bewahren, wird dann die Laute den rechten Ton geben und zum Spiele geschickt sein?“ — „Ja, Herr!“ — „So geräth nun auch, Sona, die allzu stark angespannte Kraft in das Uebermaß und die allzu sehr nachgelassene Kraft geräth in Schlaffheit. Darum, Sona, vollende du in dir das Gleichmaß deiner Kraft und bringe zum Gleichmaß deiner geistigen Vermögen hindurch und stecke dies dir zum Ziele!“

Hier und da wechseln mit Lehre und Ermahnung, wie in unseren Evangelien, Gleichnisse ab. „Ein Gleichniß will ich dir zeigen,“ sagte Buddha; „durch ein Gleichniß erkennt manch' weiser Mann den Sinn dessen, das da geredet ist.“ Das Thun und Lassen der Menschen wie das Leben der Natur sind die Anschauungskreise, in denen diese Gleichnisse für geistliches Leben und Streben, für die Erlösung, für die Gemeinde der Erlösten sich bewegen. Die Predigt Buddhas von der Erlösung wird dem Wirken des Arztes verglichen, der den vergifteten Pfeil aus der Wunde zieht und die Macht des Giftes mit heilsamen Kräutern überwindet. „Die Gemeinde der Jünger,

die Versammlung edler Geister, in der alle weltlichen Unterschiede von Hoch und Niedrig aufhören, gleicht dem Meere mit seinen Wundern, in dessen Tiefe Perlen und Krystalle ruhen, in welchem Riesengeschöpfe ihr Wesen treiben, dem die Flüsse zuströmen und darin ihren Namen verlieren und zum Meere werden, so viel ihrer sind. Wie die Lotosblume ihr Haupt aus den Wassern erhebt, vom Wasser unberührt, so ragen die Buddhas, in der Welt geboren, aus der Welt empor, unberührt von der Unreinheit der Welt. Wie der Landmann seinen Acker pflügt und die Saat aussät und Wasser hinzuleitet, wie er aber nicht Macht hat zu sagen: heute soll das Getreide wachsen, morgen soll es keimen, den nächsten Tag soll es reifen, sondern warten muß, bis die rechte Zeit kommt und seiner Frucht Wachsthum und Reife bringt, so ist es auch mit dem Jünger, der nach der Erlösung trachtet: er muß seinen Wandel in strenger Zucht halten, geistlicher Betrachtung beflissen sein, die Lehre des Heils eifrig lernen; aber er hat nicht Macht zu sagen: heute oder morgen soll mein Geist von allem unreinen Wesen erlöst werden, sondern er muß warten, bis seine Zeit kommt, daß die Erlösung ihm zu theil werde."

Wie der Stifter des Christenthums, so liebte es auch der des Buddhismus, seine sittlichen Lehren durch Erzählungen zu erläutern. Die folgende ist eine besonders sprechende und hatte ihre Veranlassung in einem unter den Jüngern Buddhas ausgebrochenen Streite. Ein König Namens Leidelang wurde von seinem feindlichen Nachbar Brahmadatta vertrieben und in seiner Zurückgezogenheit wurde er Vater eines Sohnes, den er Lebelang nannte. Einst aber wurde er erkannt und auf Befehl des Usurpators seines Reiches sammt seiner Gattin hingerichtet. Vor seinem Tode sagte er noch zu seinem Sohne: „Sieh nicht zu weit und nicht zu nah; denn nicht durch Feind-

schaft kommt Feindschaft zur Ruhe, sondern nur durch Nicht-feindschaft." Nachdem dann Lebelang die Wächter des Richt-platzes trunken gemacht und die Leichen seiner Eltern verbrannt und geehrt hatte, wurde er Diener in den Elephantenställen des Königs. Einst begleitete er diesen auf die Jagd und richtete es so ein, daß er mit ihm allein war, bis der er-müdete König in seinem Schoße einschlief. Nun dachte er über die Unthaten Brahmadattas nach und zog sein Schwert, ihn zu tödten. Aber zuvor kam ihm der Gedanke an die letzten Worte seines Vaters Leidelang, und er steckte sein Schwert wieder in die Scheide. Und so ging es dreimal. Endlich erwachte der König und nun faßte Lebelang dessen Haupt mit der Linken und das Schwert mit der Rechten und warf ihm seine Unthaten vor. Brahmadatta fiel ihm nun zu Füßen und bat um sein Leben. Lebelang aber antwortete: „Nicht ich muß dir, sondern du mußt mir das Leben schenken." Da schenkten sie einander gegenseitig ihr Leben und wurden Freunde. Brahmadatta aber fragte Lebelang: Was denn sein Vater vor dem Tode mit seinem Spruche gemeint habe? Und Lebelang antwortete: „Sieh nicht zu weit," heißt: Laß die Feindschaft nicht lange währen. „Sieh nicht zu nah" bedeutet: Entzweie dich nicht voreilig mit deinen Freunden! Endlich: „Nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe, sondern durch Nicht-feindschaft," will sagen: Du, König, hast meinen Vater und meine Mutter getödtet; wollte ich dir ebenfalls das Leben nehmen, so würden deine Leute (nach dem Rechte der Blut-rache) es mir nehmen und meine Freunde wieder jenen, und so würde die Feindschaft niemals zur Ruhe kommen. Jetzt aber habe ich dir und du mir das Leben geschenkt und so ist durch Nichtfeindschaft die Feindschaft zur Ruhe gekommen! Und Brahmadatta gab dem Lebelang alles zurück, was er seinem Vater genommen und seine Tochter obendrein. Wer denkt

dabei nicht an Fridthiof und König Ring in der schönen schwedischen Sage?

Eine andere buddhistische Parabel ist die von dem schönen Prinzen Kunala, dem Sohne des indischen Königs Asoka (der zweihundert Jahre nach Buddhas Tod dessen Lehre zur Staatsreligion seines Reiches erhob). Zu denselben verliebte sich eine der Frauen seines Vaters; als er sich aber nicht verführen ließ, entwendete sie des Königs Siegel und mißbrauchte es zu dem Befehl, dem Prinzen die Augen auszureißen. Kunala unterzog sich der grausamen Vollstreckung des gefälschten Befehls mit philosophischer Ruhe und sprach, als das erste Auge ausgerissen war, über die Thorheit der Menschen, die an dieser Fleischkugel hängen, und als er auch das zweite verloren, rühmte er sich, nun habe er die Augen der Weisheit erworben. Der schändlichen Königin aber wünschte er alles Glück. Er zog nun als Bettler umher und kam vor den Palast des Vaters, wo er zur Laute sang. Als der König, der ihn zuerst nicht erkannte, die Unthat erfuhr, wollte er die schuldige Frau hinrichten lassen. Aber Kunala bat für sie und — hatte auf einmal seine Augen wieder wie vorher! So wurde die Liebe zu den Feinden ein halbes Jahrtausend vor der Geburt des Christenthums weit hinten in Asien gelehrt! Denn wenn auch Kunalas Geschichte nicht in so früher Zeit spielt, so ist sie doch älter als das Christenthum und entspricht völlig weit älteren Legenden, die gleich denjenigen von Leidelang und Lebelang die Verzeihung an die Stelle der Rache setzen.

Interessant sind auch die buddhistischen Thierfabeln, z. B. diejenige, wie das Rebhuhn, der Affe und der Elephant in Tugend und Eintracht mit einander zu leben gelernt haben; am Schluß jeder Geschichte kam dann, wie sich's gebührt, die Moral.

Die schönste Zierde aber der Predigt Buddhas sind jene

poetischen Sprüche, in denen alles, was von köstlichen Kräften des Lichtes und der Wärme dem buddhistischen Geist innewohnt, wie in einem Brennpunkte sich sammelt. Der starren Trockenheit seiner in Prosa verfaßten Lehrreden scheinen diese Sprüche so unähnlich, daß man zu der Frage versucht sein könnte, ob es wirklich dieselben Geister gewesen sind, die das Eine und das Andere geschaffen haben. Die Seele dieser Poesie ist nichts Anderes, als was die Seele des buddhistischen Glaubens selbst ist, der eine Gedanke, der in erhabener Eintönigkeit aus diesen Sprüchen hervorklingt: „Unselig die Vergänglichkeit, selig, wer das Ewige hat!"

Buddha starb nach der neuesten kritischen Annahme im Jahre 480 vor Christus, als die Griechen seine nächsten Stammverwandten, die Perser, bei Salamis schlugen (nach anderen Angaben 477); — die Ueberlieferung sagt: im Alter von 80 Jahren, wovon 44 auf seine Lehrthätigkeit fielen. Als er seine Kräfte schwinden fühlte, redete er noch zu seinen Jüngern, namentlich dem bevorzugten Ananda, und machte seine Bettelgänge noch bis zum letzten Tage. Die Stadt Kusinara hatte er sich ausersehen, um dort in das Nirvana einzugehen; dort legte er sich unter Bäume, die, obschon es nicht die Jahreszeit dazu war, über und über mit Blüthen bedeckt waren, und umgeben von den herzugeströmten Gläubigen, bis zum letzten Augenblicke lehrend, hauchte er seine Seele aus, während nach der Legende die Erde unter Donnergetöse erbebte. Vor Kusinaras Thoren wurde sein Leichnam von den Adeligen mit den seiner Kaste zukommenden Ehren verbrannt.

Das Hauptziel des Buddhismus ist die Aufhebung des Leidens, und es ist die schöne Seite des echten, alten Buddhismus, daß der hauptsächlichste Weg zu jenem Ziele in einem sittlichen Leben besteht, ähnlich wie im Urchristenthum der Weg zum Reiche Gottes. Ganz wie erst im spätern Christen-

thum erhielt aber im Buddhismus schon zu Buddhas Zeit jener Weg etwas für uns moderne Menschen Abstoßendes dadurch, daß nur das Leben des Mönchs als das wahre, heilige Leben betrachtet und alles weltliche Leben unvollkommen und unbefriedigend genannt wird. Nur durch Ablösung von dieser Welt wird das wahre Ziel erreicht. Das sittliche Leben ist nur Mittel zum Zwecke der Erlösung, welche aber dadurch einen von der christlichen Erlösung ganz verschiedenen Charakter erhält, daß der Buddhist von keinem andern erlöst werden kann, sondern sich selbst erlösen muß. Auch entscheidet über den Lohn des Guten und die Strafe des Bösen kein jenseitiges Gericht, sondern mit unerbittlicher Nothwendigkeit führen die Thaten des Menschen zu Lohn und Strafe durch zahllose Seelenwanderungen in auf- und absteigender Stufenfolge, bis das verdiente Nirvana, die ewige Ruhe, dem Wandern ein Ende macht. Die buddhistische Sittlichkeit hat wie die mosaische zehn, aber theilweise andere Gebote: 1) Kein lebendes Wesen zu tödten, 2) sich nicht an fremdem Eigenthum zu vergreifen, 3) nicht die Gattin eines anderen zu berühren (für Mönche und Nonnen aber: vollkommen keusch zu leben), 4) nicht die Unwahrheit zu sprechen, 5) keine berauschenden Getränke zu genießen, 6) weder rauh noch barsch, noch 7) leichtfertig zu reden, 8) keine Absicht, anderen zu schaden, zu hegen, 9) nicht nach fremdem Gut Gelüste zu tragen, 10) weder den Aber-, noch dem Unglauben zu huldigen.

Der Buddhismus hat einen doppelten Vortheil vor allen übrigen Religionen. Er hat 1) die Tugend und Sittlichkeit, das ethische Verdienst, niemals von Glaubensvorschriften abhängig gemacht und 2) hat er seine Lehre niemals mit Gewalt und durch Blutvergießen verbreitet. Er kennt keine Religionskriege, keine Inquisition, keine Scheiterhaufen, keine Hexenprocesse; er ist durchaus eine friedliche, menschenfreundliche

Religion, ja noch mehr: auch eine thierfreundliche, indem er die Tödtung selbst des kleinsten Wurmes oder Insects verbietet, ja sogar den Mönchen und Nonnen vorschreibt, ihr Trinkwasser zu seihen, damit sie kein Thierchen verschlucken. Freilich hat diese übertriebene Milde dazu beigetragen, jene Passivität zu nähren, welche sämmtliche buddhistische Völker zu willenlosen Sklaven von Despoten und Eroberern gemacht hat.

Nach dem Tode des vorzugsweise sogenannten Buddha entwickelte sich die von ihm gestiftete Religion ganz anders, als er es geahnt hatte. Buddha, der „Vollendete" (Tathagata) und der „Gesegnete" (Bhagavat) genannt, wurde nach und nach zum Gotte erhoben. Von der Legende erhielt er geradezu die Attribute des Sonnengottes. Es wird von ihm erzählt, daß er „am Himmelsgewölbe eine unermeßliche Bahn durchlief, Feuer aus seinem Auge schoß, sein Haar leuchtete, aus seinem Leibe Strahlen hervorgingen". Seine Statur ist in allen buddhistischen Ländern, auch dort, wo seine Religion nur mit der ältern vermengt wurde (so in China und Japan), in Riesengröße aufgestellt und wird göttlich verehrt, so auch Reliquien von ihm, namentlich in Ceylon ein Zahn (der aber einem Elephanten gehörte), seine Fußtapfe, sogar — sein Schatten! „Nirvana" (das Auslöschen) ist auch eine sehr passende Bezeichnung für das Ende des Sonnengottes. Und so wurden auch alle Buddhas der Vergangenheit und die der Zukunft zu Göttern und mit sämmtlichen indischen sowohl als allen älteren Göttern der buddhistischen Völker bei jedem derselben zu einem Pantheon vereinigt, dem in der Geschichte aller Völker an Stärke keines gleichkommt.

In Europa aber haben Buddha und der Buddhismus in neuester Zeit so viel Aufmerksamkeit gefunden, daß sie selbst in den weitesten Kreisen der Gebildeten keine Fremdlinge mehr sind, und der Einfluß dieses Religionsstifters und seiner Lehre

auf die neueste Entwickelung nicht nur der Philosophie, sondern der Lebensanschauung unseres modernen Geschlechtes ist ein so unberechenbar großer geworden, daß man sich bald wird fragen können: was hat in den nicht orthodoxen Kreisen Europas gegenwärtig mehr Gewicht: der Buddhismus oder das Christenthum?

Nichts aber spricht wohl auffallender für die Berechtigung dieser Frage, als die seltsame Erscheinung, daß in neuester Zeit Christen als buddhistische Missionäre aufgetreten sind. Ein echter Yankee und eine Russin, also Glieder unserer Rasse von deren äußersten westlichen und östlichen Grenzen, haben sich in Ostindien niedergelassen, um die Hindus — zum Buddhismus zu bekehren! Colonel Henry S. Olcott und Madame Blavatsky,*) so heißen die Angedeuteten, sind Mitglieder einer „theosophischen Gesellschaft", deren Präsident der Erstgenannte ist, und sie nennen auch ihre „Mission" in Indien eine theosophische; überdieß nennt sich der Oberst „Hierophant" und die Dame „Hohepriesterin des Theosophismus". Beide stellen sich in bewußte und absichtliche Opposition zum Christenthum und zu den christlichen Missionären; sie haben das Gebiet der Christenheit verlassen, nicht um die Heiden zum christlichen Glauben zu bekehren, sondern um sich ihnen als Verbündete beizugesellen; denn sie finden, der Buddhismus passe für die Inder besser als das Christenthum, und daher ist ihr Ziel die Beihülfe zur Reinigung des gegenwärtigen Buddhismus in Lehre und Kultus und zur Verbreitung desselben.

Der Buddhismus ist nach Ansicht Olcotts dazu bestimmt, die vielbesprochene Religion der Zukunft zu werden, denn er sei, findet er, diejenige Religion, welche sich in dem mindesten

---

*) Sie soll die Wittwe eines russischen Staatsraths, Tochter eines russischen Obersten und Enkelin der Fürstin Helene Dolgoruki sein.

Widersprüche gegen Natur und Recht befinde. Der amerikanische „Pandit“ (Gelehrte), wie er in Indien genannt wird, hält die Aussichten des Buddhismus für die besten. Er hat daher einen „buddhistischen Katechismus“ geschrieben, zum Gebrauche sowohl der Eingeborenen Indiens als der übrigen Welt. Dieser Katechismus hat die Genehmigung keiner geringeren Persönlichkeit erhalten als des buddhistischen Oberpriesters der Insel Ceylon, Sumangala, Vorstehers des Vidyodaya-Kollegiums in Colombo. Er wurde auch in singhalesischer Sprache ausgegeben auf Kosten einer singhalesischen Dame von hohem Range, Mrstrs. Fredrika Cecilia Dias Ilangakam in Matero, auch Mitglied der theosophischen Gesellschaft, und ist in den buddhistischen Schulen Ceylons eingeführt. In englischer Sprache ist er bei Trübner in London erschienen. Olcott wird in der That nicht nur von den buddhistischen Ceylonesen, sondern auch von den brahmanischen Hindus des indischen Festlandes als „Pandit“ anerkannt. Aus der von Madame Blavatsky in Bombay herausgegebenen Monatschrift „Der Theosoph“ erfahren wir hierüber Folgendes.

Am 21. September 1881 verließ Olcott (der sich indisch kleidet), begleitet von mehreren Mitgliedern des Zweigvereins der theosophischen Gesellschaft in Colombo, die Insel Ceylon, um auf dem Festlande Vorträge zu halten. Am folgenden Tage landete er in Tuticorin (im S.-W. der Adamsbrücke). Die ganze Hindu-Gemeinde dieser Seestadt war versammelt, die Ankömmlinge zu begrüßen. Sowohl Eingeborne als Europäer drängten sich in der Halle, in welcher Olcott las. Von hier begab er sich nach Tinnevelli, wo der Bahnhof und die Straßen von Menschen wimmelten (wie es heißt, etwa 5000 an der Zahl), darunter die Gebildetsten der Eingebornen, um den „Hierophanten“ zu sehen. Olcott hielt dort drei Vor-

träge, zwei im Hindu-Kollegium und einen im größten Tempel der Stadt; die unterrichtetsten und einflußreichsten Hindus derselben befanden sich unter der Zuhörerschaft, welche dem Redner rauschenden Beifall zollte. „Die Tinnevellier, schreibt der (eingeborne) Secretär der dortigen „theosophischen Gesellschaft", welche schon so viel von Oberst Olcott gehört hatten und ihn so sehr liebten, haben nun noch mehr Achtung und Liebe zu ihm gefaßt, nachdem sie durch persönliche Beobachtung seine tiefe Gelehrsamkeit, seine außerordentlich belehrenden und eindrucksvollen Reden, seine zugleich militärische und ehrwürdige Erscheinung und seine angenehmen Manieren kennen gelernt haben.

Nicht weniger Erfolg hatte Madame Blavatsky. Während des Monats November weihte sie viele Mitglieder der theosophischen Gesellschaft ein und gründete mehrere Zweigvereine derselben. Unter den aufgenommenen Mitgliedern befindet sich Prinz Mirza Suleiman (also wohl ein Mohammedaner), das erlauchtetste Glied der Familie des ehemaligen Königs von Audh, welcher sofort an das Werk ging, in Lucknau einen Zweigverein der „theosophischen Gesellschaft" zu gründen.

Natürlicherweise sind die christlichen Missionäre keine Freunde der „theosophischen Gesellschaft" und ihrer Bestrebungen, und ein Theil der anglo-indischen Presse unterstützt sie in ihrer Opposition lebhaft. Doch der zwischen beiden Parteien ausgebrochene Streit kann uns weniger interessiren als die Nachricht, daß Olcott und Madame Blavatsky sich neulich nach den buddhistischen Klöstern des Himâlaja (in Nepal und Bhutan) begeben haben, um den Buddhismus weiter an der Quelle zu studiren. Abgesehen von ihren besonderen Bestrebungen, kann es nur vortheilhaft für die Wissenschaft sein, wenn Europa von der buddhistischen Lehre mehr erfährt als bisher, wenn auch die neuesten Forschungen

von Rhys Davids und Oldenberg in dieser Hinsicht schon bedeutende Resultate geliefert haben.

Man kann fragen, warum denn der „Hierophant“ und die „theosophische Oberpriesterin“ ihre Propaganda nicht unter den Christen ihrer Heimat beginnen; es liegt aber, ganz abgesehen von allen Auswüchsen missionarischen Treibens und von dem zweifelhaften Rufe, dessen sich die „Theosophie“ in allen gebildeten Kreisen erfreut, auf der Hand, daß in erster Linie der Buddhismus als indische Lehre für seine Heimat paßt, in der er durch die Herrschsucht der Brahmanen verwischt worden ist, und daß es nur ein günstiges Vorurtheil für die Theosophen erwecken kann, wenn sie den Buddhismus an der Quelle studiren, ehe sie ihn nach Gegenden verpflanzen, in denen er weit fremdartiger ist, als im südöstlichen Asien.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf den erwähnten von Olcott verfaßten und von dem Oberpriester Sumangala genehmigten „buddhistischen Katechismus“. Derselbe ist nach dem Kanon der südlichen buddhistischen Kirche, welche die älteste ist, bearbeitet und das erste Werk dieser Art, da die Katechismusform bei den Buddhisten bisher noch nicht üblich war, was aber von nun an anders werden zu sollen scheint.

Die 52 ersten der 153 Fragen und Antworten des Katechismus beziehen sich auf die Zugehörigkeit zur buddhistischen Religion und auf das Leben Buddhas nach der bekannten sagenhaften Form, die jetzt freilich als von der Kritik beseitigt betrachtet werden muß. Nachdem das Leben Siddhartas da angelangt ist, wo er sich nach Fasten und Kämpfen unter dem „Baume der Erkenntniß“ in der Wildniß als Buddha, der Erleuchtete und Allwissende, fühlte, und die Ursache des menschlichen Elends entdeckt zu haben überzeugt war, wird der Grundgedanke der buddhistischen Lehre folgendermaßen dargelegt: Das Geheimniß des menschlichen Elends besteht in

der Unwissenheit. Diese verleitet den Menschen, werth zu schätzen, was ohne Werth ist, zu trauern um das, worüber er nicht trauern sollte, für wirklich zu halten, was nicht wirklich, sondern nur Täuschung ist, und sein Leben in der Verfolgung werthloser Ziele hinzubringen, indem er vernachlässigt, was in Wahrheit höchst werthvoll ist. Diese Unwissenheit muß ein Ende nehmen, damit der Mensch weise werde. Das Licht aber, das sie verscheucht und alle Leiden des Menschen aufhebt, ist die Erkenntniß der „vier edlen Wahrheiten", nämlich der Wahrheiten 1) vom Elend des Daseins, 2) von der Ursache des Elends, welche in dem stets erneuerten Wunsche besteht, sich selbst zu befriedigen, ohne jemals dieses Ziel erreichen zu können, 3) von der Nothwendigkeit, diesen Wunsch zu unterdrücken, sich ihm zu entfremden, und 4) von den Mitteln diese Unterdrückung zu bewirken.

Zu den Leiden des Daseins gehören: Geburt, Wachsthum, Hinfälligkeit, Krankheit, Tod, Trennung von geliebten Gegenständen, Groll gegen das Unvermeidliche, Sehnsucht nach dem Unerreichbaren. Den Leiden, welche aus unbefriedigten Wünschen und unwissenden Begierden entstehen, entrinnt der Mensch durch vollständige Bezwingung derselben und Unterdrückung jenes eifrigen Durstes nach dem Leben und seinen Genüssen, welche Leiden hervorrufen. Diesen Sieg erringt der Mensch, indem er dem „achtfachen edlen Pfade" folgt, den Buddha entdeckte und auf den er hinwies. Die acht Theile dieses Pfades sind: 1) rechter Glaube, 2) rechte Gedanken, 3) rechtes Reden, 4) rechte Lehre, 5) rechte Lebensart, 6) rechtes Bestreben, 7) rechtes Gedächtniß und 8) rechtes Nachdenken. Wer diese acht Theile (angas) im Geiste festhält und befolgt, wird frei von Sorge sein und Erlösung erlangen, nämlich Erlösung vom Elend des Daseins und der Wiedergeburten, welche alle der Unwissenheit und unreinen Lüsten und Begierden zu

verdanken sind. Ist diese Erlösung erreicht, so erlangt der Mensch das Nirvana. Das Nirvana ist nach der echten buddhistischen Lehre keineswegs die Vernichtung schlechthin, sondern „ein Zustand vollständigen Aufhörens des Wechsels, vollkommener Ruhe, der Abwesenheit von Begierden, Täuschungen und Sorgen, der gänzlichen Vernichtung alles dessen, was den natürlichen Menschen ausmacht.“ Bevor der Mensch das Nirvana erreicht, wird er beständig wiedergeboren; wenn er das Nirvana erreicht, wird er nicht mehr wiedergeboren. Die Wiedergeburten aber werden bewirkt durch den unbefriedigten Wunsch nach Dingen, welche zum persönlichen Dasein in der stofflichen Welt gehören. Die Art der Wiedergeburt wird durch die persönlichen Verdienste und Verschuldungen des Menschen bestimmt. Hat der Mensch überschüssiges Verdienst, so wird seine nächste Geburt gut und glücklich; hat er aber überschüssige Verschuldung, so wird sie elend und schmerzvoll sein. Olcotts Katechismus behauptet, diese Lehre stehe wesentlich im Einklange mit den Grundsätzen der Wissenschaft von der Entwickelung zu höheren Zuständen. Gewisse Individuen sind dabei fähiger, rasch die Vollendung zu erlangen, als andere, es liegt nicht in der Art jedes Menschen, ein Vollendeter, ein Buddha, zu werden; ein solcher entwickelt sich vielmehr nur in langen Zeiträumen und, wie es scheint, so oft, als der Zustand der Menschheit einen solchen Lehrer verlangt, um ihr den verlorenen Weg nach dem Nirvana zu zeigen. Aber jedes Wesen kann in gleicher Weise Nirvana erreichen durch Ueberwindung der Unwissenheit und Erwerbung der Weisheit. Die bewohnten Welten sind aber zahllos, und die Welt, auf welcher eine Person ihre nächste Geburt erleben wird, ebenso auch die Art und Weise ihrer Wiedergeburt, wird durch das Uebergewicht des Verdienstes oder der Schuld des Einzelnen entschieden. Die Bewohner einer jeden Welt ent-

sprechen in ihrer Entwickelung derjenigen der betreffenden Welt. Der Katechismus betont zum Schlusse dieser Darlegung, daß der Inhalt der gesammten heiligen Schriften des Buddhismus, der sogenannten Tripitaka, d. h. drei Körbe (Vinaya, disciplinarische Regeln für die Geistlichkeit; Sutta, Lehren für die Weltlichen, und Abhidharma, philosophische Lehren), welche in 1,752,800 Worten (in der Pali-Sprache) etwa das Fünf- bis Sechsfache des A. und N. T. ausmachen, in folgender Strophe zusammengefaßt werden könne:

„Von allen Sünden sich befrei'n
Und nur der Tugend leben,
Sein eignes Herz zu machen rein,
Danach lehrt Buddha streben."

Dabei ist jedoch verstanden, daß kein großes Verdienst in irgend einer äußeren Handlung liege, sondern die Erlösung von den inneren Beweggründen abhänge, welche die Handlungen hervorrufen. Gebe ein Reicher auch Hunderttausende von Rupien aus für den Bau von Pagoden, für Feste und Umzüge, für die Ernährung von Priestern, für Almosen und wohlthätige Anstalten, so habe er wenig Verdienst, wenn ihm bloß am Ruhme liege, dies gethan zu haben. Wer dagegen das Geringste aus reiner Menschenliebe thut, erntet großes Verdienst. Auf diese Weise erlöst sich jeder selbst, und dies ist das große Kennzeichen des Buddhismus, welcher nicht gestattet, daß jemand durch einen andern erlöst werden könne.

Der Katechismus vergißt nicht, den statistischen Nachweis zu führen, daß Buddha nach fünf Monaten seines Wirkens erst 60 Jünger zählte, heute aber seine Anhänger 500 Millionen, oder mehr als ein Drittel des Menschengeschlechtes, zählen, mithin die zahlreichste Religionsgenossenschaft der Erde bilden. Ferner bestrebt sich der Katechismus hervorzuheben, daß die buddhistischen Priester nicht, wie diejenigen anderer

Religionen, Vermittler zwischen dem Menschen und Gott sein wollen, indem der Buddhismus keinen persönlichen Gott anerkenne, sondern diese Idee nur als einen riesenhaften Schatten betrachte, den die Einbildungskraft unwissender Menschen auf die Leere des Raumes werfe, — daß der Buddhismus keine Wunder annehme und daher eine Schöpfung leugne, — daß die Buddhisten keine Götzen verehren, sondern nur Buddhas Bildern als Erinnerungen an ihn Ehrfurcht erweisen, — daß der Buddhismus die Wissenschaft ehre und befördere, und daß er Böses mit Gutem zu vergelten lehre.

Eine schwache Seite des buddhistischen Katechismus scheint uns die Lehre von der Seele zu sein. Auf die 122. Frage nach der Unsterblichkeit derselben antwortet er: Der Buddhismus betrachte „Seele" als ein Wort, das Unwissende gebrauchen, um einen falschen Begriff auszudrücken. „Wie jedes Ding dem Wechsel unterworfen ist, so ist dies auch der Mensch, und jeder stoffliche Theil an ihm muß wechseln. Was dem Wechsel unterworfen ist, dauert nicht; daher kann es kein unsterbliches Ueberbleibsel eines wechselvollen Dinges geben." Eine sonderbare Schlußfolgerung, welche jedenfalls die Spiritualisten nicht befriedigen wird, wenn überhaupt jemanden! Wie verträgt sich aber damit die buddhistische Seelenwanderung? Aus dieser beklemmenden Frage rettet sich der Katechismus durch das Paradoxon, die Wiedergeburt eines Wesens (ohne Seele!) werde hervorgerufen durch Tanha, „den unbefriedigten Wunsch des Daseins", und die neue Individualität entstehe aus dem letzten Sehnen der sterbenden Person, mit anderen Worten: aus dem Willen zum Leben (welchen Ausdruck Olcott bekennt von Schopenhauer entlehnt zu haben!). Begründet wird die Nothwendigkeit der Wiedergeburt durch die Ansicht, das Leben sei nicht lang genug zur Belohnung oder Bestrafung der Thaten eines Menschen. „Der große Kreis der Wieder-

geburten wird schneller oder langsamer durchlaufen, je nach der vorwiegenden Reinheit oder Unreinheit der verschiedenen Lebensperioden des Einzelwesens." Alle diese Reihen von Wechseln der Form aber streben nach Nirvana.

Nicht nur schwach, sondern geradezu beschränkt und abergläubig ist der mit Frage 132 beginnende Theil des Katechismus, der vom Wunderwirken handelt. Er sagt zwar, die Wunder seien natürlich, nicht übernatürlich, aber er macht doch dem im Buddhismus wie in jeder andern Religion mehr oder weniger haften gebliebenen Reste von der Zauberei der Naturvölker das Zugeständniß, zwei Arten von Wunderwirkungen anzuerkennen, nämlich Laukika: durch Anwendung von Arzneimitteln, Zauberformeln u. dgl. und Lokothra, durch „innerliche Selbstentwickelung". Erlangt werde diese Kraft, heißt es weiter, durch asketische Uebungen, Dhyana; aber die Laukika könne verloren gehen, die Lokothra dagegen nicht. Buddha hatte diese letztere Kraft.

Mit Frage 139 beginnt der Spiritismus des Olcottschen Buddhismus, welcher am wenigsten geeignet sein dürfte, in Europa zu überzeugen, daß die Religion der Zukunft in der auf dem Umwege aus Amerika über Ceylon gekommenen Heilslehre bestehe! Die Buddhisten, heißt es hier, glauben an Geister, Devas, welche eigene Welten oder Sphären bewohnen. Der Katechismus weiß, daß es drei Arten von Geistern giebt, körperliche, mit Gestalt begabte und rein geistige. Der Reine habe diese Wesen nicht zu fürchten, der Unreine wohl, der Arahat aber, d. h. der untadelhaft Fromme und Erlöste, erhebe sich über sie alle.

Der Rest des Katechismus (von 142 an) handelt von Buddhas Tod, von der Fortpflanzung seiner Lehre durch die buddhistischen Concilien, von den Verdiensten König Asokas von Magadha, welcher den Buddhismus zur Staatsreligion

erhob, und von der Einführung desselben in Ceylon durch Asokas Sohn, der ein Mönch wurde, und dessen Tochter, welche einen Zweig vom „Baume der Erkenntniß“ auf der Insel pflanzte, der noch als der älteste Baum der Welt leben soll.

Bei der immer noch ungeschwächten Macht des Brahmanismus über die Gemüther des überwiegenden Theiles der indischen Bevölkerung ist der Erfolg der christlichen Missionäre des Buddhismus in jenen Ländern wohl als ein sehr fraglicher zu bezeichnen.

Indessen aber haben sich die „Theosophen“ auch an Europa gewandt; es geschah dies durch das Buch: die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus, von A. P. Sinnet (1885). Was dasselbe bringt, sind jedoch lediglich kecke Behauptungen ohne die mindeste Begründung und ohne Anführung irgend einer Quelle. Angeblich sollen es aus Tibet bezogene Aufschlüsse über den wahren Inhalt des Buddhismus sein; in Wirklichkeit besteht das Buch aus einem Mischmasch von bekannten und unbekannten, verstandenen und nicht verstandenen Lehren des Buddhismus, Phantastereien dunkler Herkunft und unverdauter Ansichten moderner europäischer Naturforscher und Philosophen, welche wahrscheinlich Oberst Olcott am Fuße des Himalaya zusammengebraut, und Sinnett (wohl sein Gehilfe) verarbeitet hat. Diese „Geheimlehre“ spielt beständig mit der Zahl sieben. Der Mensch soll sieben „Grundbestandtheile“ haben; es soll sieben Naturreiche geben, von denen aber drei unbenannt bleiben; durch alle diese Reiche soll die Menschenseele wandern, und zwar nicht nur einmal, sondern auf jedem von sieben Planeten, von denen nur vier unbenannt bleiben, die Venus aber, sowie alle jenseits des Mars weggelassen werden; auf jedem diesen Planeten sodann soll es sieben Rassen geben; von denjenigen der Erde sollen die zwei ersten

verschollen sein; die dritte soll auf dem untergegangenen „Lemurien", die vierte auf der verschwundenen „Atlantis" gelebt haben, die fünfte aber soll die unsrige sein, auf die daher noch zwei folgen werden! Wir denken, der Leser werde von diesem „theosophischen" Unsinn genug gehört haben.



XI.

Die neueste religiöse Bewegung in Indien.



Indien, das Land der Märchen und der Wunder, hat der Welt drei Geschenke von weittragender Bedeutung gemacht: das Schachspiel, das decimale Ziffernsystem und die Fabel (wahrscheinlich auch das Märchen). Aus allen drei Geschenken spricht der philosophisch-speculative Geist, der alle idealen Schöpfungen Indiens durchdringt, der im Schachspiel combinirt, in Ziffernsystem rechnet und in der Fabel moralisirt. Dieser Hang zur philosophischen Speculation hat aber auch eine Reihe von religiösen Systemen geschaffen, wie sie in dieser Mannigfaltigkeit kein anderes Land hervorgebracht hat. Es mußte das um so mehr der Fall sein, als dem speculativen Geiste in Indien eine lebhafte Phantasie zu Hilfe kommt, die sich nur zu oft in das Gebiet des Phantastischen verirrt Speculation und Phantasie aber sind die richtigen Factoren neuer Religionen, die im Wettstreit jener beiden Elemente die buntesten Gestalten annehmen müssen. Die indischen Religionen sind origineller als die semitischen, die von schablonenhafter Betrachtung sonst als die religiösen Thaten par excellence angesehen wurden. Die indische Religion ist die einzige, die es gewagt hat, der Skepsis, ja der allerkühnsten, freie Hand und sogar Eingang in ihre heiligen Schriften zu gestatten. Die indischen Gläubigen haben die freie Wahl ihrer Götter schon

seit ältester Zeit. Schon die Naturreligion der alten Arja im Gebiete des Indus, vor der Eroberung des Gangesthales, erlaubte den einzelnen, jeden beliebigen unter den Göttern der Elemente und der Weltkörper, Váruna den gestirnten Himmel oder auch den Ocean, Sûrya die Sonne, Agni das Feuer, Indra den Luft- und Gewittergott rc. als alleinigen Herrn, als Schöpfer und Erhalter des Weltalls anzubeten, zu besingen und ihm zu opfern. Noch weiter ging die brahmanische Form der indischen Religion, welche seit dem Vordringen der Arja zum Ganges durch die Erhebung der Brahmanen (der Sänger und Priester) zur obersten unter den durch die Unterwerfung der Urbewohner ins Leben gerufenen Kasten die herrschende wurde. Die alten Naturgötter wurden geradezu abgesetzt oder wenigstens zu Göttern zweiten Ranges degradirt und gingen des Kultus verlustig, der ihnen früher gewidmet war. Die Brahmanen wurden ungescheut als die, welche Götter schaffen, ja geradezu selbst als Götter bezeichnet. Bei keinem Volke sind die Priester zu solcher Höhe des Ansehens gestiegen, bei keinem ist ihnen eine solche erhabene Machtstellung eingeräumt worden wie bei den Indern. Auf der andern Seite aber hat die Priesterschaft keines Volkes eine solche Höhe der Gedanken, ausschließlich aus der Kraft des eigenen Landes, erklommen, und eine so systematisch durchgearbeitete Reihe von Geistesschöpfungen zu Tage gefördert wie hier. Die indische Philosophie, mit Ausnahme des von den Buddhisten bearbeiteten Zweiges ein Werk der Brahmanen, ist in Europa wenig bekannt — andernfalls würde und müßte sie unsere „Geschichten der Philosophie“ um einen bedeutenden Theil vermehren, und Thales bekäme eine nicht geringe Menge von Vorgängern. Wie soeben angedeutet, erhielten die Brahmanen Concurrenz in den Buddhisten; die Sache ist aber laut neuester Forschung weder eine so plötzliche, noch so zwiespältige gewesen, wie sie früher meist dafür gehalten wurde. Der

Buddha (Erleuchtete), wie er vorzugsweise genannt wird, d. h. Siddhârta oder Sâkja-Muni (Einsiedler aus dem Stamm Sâkya), war weder der erste noch der einzige jener „Erleuchteten“, die, ohne Brahmanen zu sein, sich als „Samanas“ einem beschaulichen Leben widmeten, was keinem Arja verwehrt war. Auch sammelten mehrere solche Buddhas Jünger um sich, die nach gewissen Regeln in mönchischer Art lebten. Sâkja-Muni war nur derjenige, welcher den bedeutendsten Anhang erzielte. Innerhalb dieser Orden von Bettelmönchen hörte von selbst jeder Kastenunterschied auf, weil sich alle Mitglieder als gleichberechtigte Brüder betrachteten, denen sich später auch Schwestern beigesellten. Da aber die Erfolge Siddhârtas so große waren, daß ganze Länderstrecken seiner Lehre zufielen, so hörte thatsächlich in einem bedeutenden Theile Indiens das Kastenwesen auf. Dies konnte den Brahmanen nicht zusagen; sie sannen auf Rettung ihrer Suprematie und retteten sie auch wirklich durch Zugeständnisse an das Volk. So behielt der Buddhismus seine Herrschaft nur in den mongolischen Ländern Mittel- und Ostasiens, die kein Kastensystem besaßen, verlor sie aber in seinem Heimatlande Indien („Vorderindien“) an die wieder emporsteigenden Brahmanen, die das Wesentlichste vom Buddhismus, seine reine Moral und freie Dogmatik in ihr System aufnahmen und, abgesehen vom Kastenzwang, gleich den Buddhisten den einzigen Zwang in frommen Gebräuchen, Speisegesetzen und ähnlichen Aeußerlichkeiten festhielten.

Das war der *erste*, wenn auch unabsichtliche Anlauf gegen das indische Kastensystem. Er scheiterte an dem tausendjährigen Felsen desselben nach einem Ringen von vielleicht abermals tausend Jahren. Und wieder tausend Jahre später, zur Zeit, als die Reformation Europa erschütterte, machte ein bengalischer Schwärmer, ein Altersgenosse Luthers und Zwinglis, den *zweiten* Anlauf. Tschaitanja, so hieß er, durchwanderte ganz

Indien, um es zur Verehrung Krischnas zu bekehren. Krischna war eine der Gestalten, welche Vischnu annahm, um das Menschengeschlecht zu erlösen, Vischnu, der Erhalter der Welt, der sich mit Siva, dem Zerstörer des Alls, in die Verehrung des Volkes theilte, das niemals ein Verständniß für den abstracten Weltgeist Brahma gewonnen hatte. Aber auch die phantastische und fanatische Schule Tschaitanjas endete mit Unterwerfung unter die Brahmanen, die ihr gewisse Eigenthümlichkeiten zu behalten gestatteten, und das Recht z. B. bewahrten die Vischnuiten, daß während des großen Festes in Dschagannâth, wo der Götterwagen Krischnas die Hauptrolle spielt, die Kastenunterschiede aufhören, um nach Beendigung des Festes in ihr Recht wieder einzutreten.

Den dritten und ernstesten, weil absichtlichen und berechneten Anlauf gegen das Kastensystem sah erst unser Jahrhundert. Er bildet den Gegenstand des vorliegenden Aufsatzes und ist verkörpert in der den theologischen Kreisen der Hauptsache nach wohl, weniger aber in ihren Einzelheiten und noch weniger allgemein bekannten Verbindung „Brâhmo Samâdsch", d. h. Gottesbund.*) Der Ursprung derselben liegt bereits über ein halbes Jahrhundert hinter uns. Im Jahre 1830 eröffnete der Radscha Rama Mohun Raja in Kalkutta eine Gebetshalle, in welcher nach seinem Wunsche Leute aller Glaubensformen sich zur Verehrung des „einen wahren Gottes" versammeln sollten. Da die einheimische indische Religion niemals Monotheismus oder Theismus, sondern in ihrer ältesten Form Henotheismus und in der spätern Pantheismus gewesen, so ist anzunehmen, daß diese Idee durch die Beispiele

*) Der folgenden Darstellung liegt zu Grunde: „The new dispensation and the Sâdhâran Brâhmo Samâj by Pandit Sivanâth Sâstri, Missionary Sâdhâran Brâhmo Samâj" (Madras 1881; das Vorwort datirt vom 10. Dec. 1881).

des schon seit bald einem Jahrtausend in Indien eingedrungenen Islam und des Christenthums, als des Glaubens der herrschenden Briten, wach gerufen wurde. Eine größere Rolle hat dabei natürlich der Islam gespielt, erstens als die längere Zeit schon einheimische und zweitens als die für Orientalen verständlichere Religion. Für diese Annahme spricht auch, daß der Radscha seine Idee faßte, während er im Alter von sechzehn Jahren die persische und arabische Sprache erlernte; es waren demnach wohl der Koran und andere theologische Schriften des Islam, welche ihm den vielgestaltigen Götzendienst, zu dem der Glaube seines Volkes herabgesunken ist, als eine falsche und beschränkte Glaubensform erscheinen ließen. Diese Ansicht von der heimatlichen Religion brachte eine Entzweiung zwischen ihm und seinem strenggläubigen Vater hervor, der ihn geradezu aus dem Hause jagte. Ein Sohn gewöhnlichen Schlages wäre durch diese harte Behandlung niedergeschmettert worden und zum Kreuze (d. h. hier zu Vischnu oder Siva) gekrochen; aber Mohun Raja fühlte sich durch die väterliche Strenge nur entflammt, sein Ziel zu verfolgen. Er wollte sich allseitig unterrichten und namentlich den Buddhismus, diese wichtigste Glaubensphase seines Vaterlandes, da studiren, wo er herrschte. Er schrak nicht davor zurück, zu diesem Zwecke die unwegsamen Gebirgswüsten und Eisfelder des Himalaja zu durchklettern, um in Tibet sein Verlangen zu stillen; auch hielt er mit seinem freimüthigen Urtheil nicht zurück und brachte daher die Lamas heftig gegen sich auf, welche die reine menschenfreundliche Lehre Sâkja-Munis zu einem System des krassesten Aberglaubens und der Menschenvergötterung herabgewürdigt hatten. Nach einigen Jahren kehrte er zurück und ergab sich in Benares, der heiligen Brahmanenstadt, dem Studium der heiligen Sprache seiner Vorfahren, des Sanskrit. Was zu dieser Zeit eine Versöhnung mit seinem Vater bewirkt hat, ist nicht bekannt;

genug, sie trat ein, und unser Religionsstifter, wenn wir ihn so nennen dürfen, wie ihn die Zukunft vielleicht nennen wird, nahm eine Stellung im Steuerwesen der Englisch-Ostindischen Kompagnie an, benutzte aber seine Mußestunden zur gründlichen Erlernung des Englischen und machte sich die Kenntniß der Bibel zu eigen, wie früher die des Koran; ja er lernte Hebräisch und Griechisch, um sie im Urtexte lesen zu können, und daneben suchte er sich durch Unterhaltungen mit Anhängern der verschiedensten Religionen immer mehr mit deren Eigenthümlichkeiten vertraut zu machen. Nachdem er sich hinlänglich unterrichtet glaubte, gab er seine Stellung auf und widmete sich ganz seinem Ideal. Es war dies nicht ohne Gefahr für ihn. Auf der einen Seite feindeten ihn die christlichen Missionare an, weil er ihnen bedenkliche Concurrenz machte; auf der andern Seite bedachte ihn der orthodoxe Hindupöbel sogar mit Gewaltthätigkeiten. Er ließ sich jedoch nicht irre machen und legte durch zahlreiche Schriften den Hindus das junge Alter ihres Götzendienstes und die Reinheit des ältern Glaubens, sowie den Christen seine Werthschätzung der Eigenschaften und Lehren Jesu dar. Auch eiferte er gegen den Greuel der Witwenverbrennung und gegen andere abergläubische Gebräuche sowie gegen die Mißbräuche der britischen Herrschaft, während er auf der andern Seite seine Landsleute ermahnte, sich mit den Errungenschaften der europäischen Kultur bekannt zu machen. Sein Streben blieb nicht erfolglos. Die Suttis (Witwenverbrennungen) wurden in demselben Jahre von der Regierung der Kompagnie unterdrückt, in welchem er, wie erwähnt, seine theistische Gebetshalle errichtete. Er bezweckte damit keineswegs die Gründung einer neuen Religion, sondern blos die Vereinigung der Aufgeklärten aller bestehenden Religionen unter einem höhern Gesichtspunkte. Trotzdem hatte seine Schöpfung den Charakter einer neuen Religion oder vielmehr einer Ver-

mengung älterer Religionen zu einer neuen Form. Der Monotheismus, ein Glaubensartikel semitischen Ursprungs (den freilich auch griechische Philosophen geahnt und die Schüler Zarathustras im wesentlichen angenommen) wurde durch Mantras aus den Vedas, also durch altindische Hymnen gefeiert, und daneben wurden die Upanischads, die philosophischen Unterredungen, die den Vedas angehängt sind, erläutert. Dem Brahmanismus wurde noch weiter das Zugeständniß gemacht, daß die Sudras, die von den Ureinwohnern Indiens stammende unterste Kaste, den geheiligten Raum nicht betreten durften, wo Brahmanen die Mantras sangen. Der Radscha und seine Freunde erweiterten übrigens das gottesdienstliche System durch Hymnen ihrer eigenen Arbeit, welche den einzigen Gott feierten. Schon kurze Zeit indessen nach Eröffnung der Gebetshalle machte Mohun Raja eine Reise nach England, wo er leider bald allzu früh starb.

Nach diesem für den Brâhmo Samâdsch verhängnißvollen Ereigniß siechte die neue Schöpfung einige Jahre ohne feste Leitung dahin. Erst im Jahre 1838 erhielt der Stifter einen Nachfolger in Maharschi Debendra Natha Tagore, welcher dem Bunde neuen Schwung verlieh. Durch ihn kam derselbe der Eigenschaft einer neuen Glaubensgenossenschaft wesentlich näher. Dies geschah hauptsächlich durch zwei Gründungen Tagores: die einer Gesellschaft zur Errichtung von Schulen (Tattvabodhinî Sabha, d. h. die wahrheitlehrende Gesellschaft) und die eines Monatsblattes, das noch besteht („Tattvabodhinî Patrika“). Tagore entschloß sich weiter, dem bisherigen Indifferentismus, der den Besuchern der Gebetshalle gestattet hatte, zu Hause Götzendienst zu treiben, ein Ende zu machen, zu welchem Zwecke er sich und seine Freunde zu einem „Bundesvertrage“ verpflichtete, die wahre Gottheit allein zu ehren, täglich zu ihr zu beten und dem Götzendienste

vollständig zu entsagen. Dieser kühne Schritt zog ihm arge Verfolgungen zu; aber er scheute weder die glühende Sonne, noch die furchtbaren Regengüsse der Tropen, um an den Tagen, da seine Verwandten die wollüstige und grausame Göttin Dûrgâ oder Kâli (Sivas Gattin) durch Opfer ehrten, sein Haus zu verlassen und die Einsamkeit der Wälder und Berge aufzusuchen.

Aber ungeachtet aller Verfolgung wuchs der Bund rastlos an und gestaltete sich zu einer förmlichen Kirche mit zahlreichen Gemeinden in allen Theilen Indiens. Bis dahin hatten den Mitgliedern die Vedas noch als unfehlbare Quelle des Glaubens gegolten. Der Herausgeber der „Tattvabodhinî" aber, Akschai Kumara Datta, verlangte eine gewissenhafte Prüfung dieses Anspruchs. Tagore fand dieses Verlangen berechtigt und sandte vier junge Brahmanen auf seine Kosten nach Benares, um die Vedas zu sammeln und gründlich kennen zu lernen. Das Resultat war, daß man die Unfehlbarkeit der Vedas aufgab. Der Glaube des Brâhmo Samâdsch war nun ein rein theistischer und Tagore bemühte sich, Stellen der Upanischads in diesem Sinne auszulegen, woraus sein Buch „Brâhma Dharma" („Die Religion des einen wahren Gottes") entstand.

Unter den von Tagore zu seinem Bunde herangezogenen jungen Männern befand sich der dritte bedeutende Führer des Brâhmo Samâdsch, Keschab Tschandra Sên. Gleich seinem Meister war er aus einer der reichsten und angesehensten Familien Kalkuttas hervorgegangen, und gleich ihm schon im Alter von 20 Jahren aus einem lebenslustigen Jüngling zum ernsten Forscher nach religiösen Wahrheiten geworden. Er trat dem Bunde im Jahre 1859 bei und erregte durch seinen Ernst und Eifer so sehr die Sympathie des Meisters, daß ihn dieser schon 1862 zu seinem Gehülfen annahm, ihm väterliche Zuneigung widmete und mit ihm alle im Bunde

zu ergreifenden Maßregeln und einzuführenden Verbesserungen berieth. So wagte es Tagore schon 1861, die Hochzeit seiner Tochter mit Umgehung aller heidnischen Gebräuche zu feiern, und begann bei diesem Anlaß ein Gesetzbuch häuslicher Ceremonien nach theistischen Grundsätzen auszuarbeiten. Es ist begreiflich, daß Tagore von den Brahmanen in den Bann gethan wurde; aber Tschandra Sên demonstrirte gegen diese Maßregel, indem er mit seiner jungen Gattin das Haus des Meisters besuchte und dort speiste, was dann seine Vertreibung aus dem Hause seiner Familie zur Folge hatte. Dauernder aber als diese Kundgebungen wirkten zwei neue von Tagore und Sên gemeinsam ins Leben gerufene Schöpfungen, die Brahmoschule, eine Anstalt zu wöchentlichen Vorträgen in bengalischer und englischer Sprache, über theologische und moralische Gegenstände, und die Sangat Sabhâ, eine Gesellschaft zur freien Besprechung von Fragen der Lehre und des Gottesdienstes der neuen Kirche. Diese Gesellschaft war vorzugsweise ein Sammelplatz der jüngern Kräfte und versammelte sich in Sêns Hause; unter seiner Leitung wurden daselbst die ersten Missionare des Brâhmo Samâdsch zu ihrem Werke begeistert, und er selbst unterzog sich diesem schwierigen Berufe. Der rege Gedankenaustausch unter den jüngern Mitgliedern führte dieselben indessen bald zu immer kühnern Plänen, welche die ältern Genossen mit Sorgen und Furcht erfüllten. Die Partei Sêns begann nämlich dem Kastenwesen Opposition zu machen, und ihre Mitglieder, soweit sie Brahmanen waren, hatten die Kühnheit, das Kennzeichen der Brahmanenkaste, die heilige Schnur, wegzuwerfen. Ja Tagore selbst ließ sich von ihnen hinreißen, warf die Schnur, dieses Adelswappen der Hindus, selbst von sich und wählte eine Anzahl der schnurlosen Genossen zu seinen Gehilfen an die Stelle solcher, die an der Schnur festhielten. Im Jahre 1864 wurde im Brâhmo

Samâdsch die erste Hochzeit zwischen Brautleuten verschiedener Kaste gefeiert. Die jüngere Partei wurde mächtiger, und dem „Tattvabodhinî Patrika“, welches bereits in ihren Händen war, fügte sie zur Beförderung des ebenfalls von ihr ausgehenden Missionswesens zwei neue Blätter bei, ein englisches, „Indian Mirror“, und ein bengalisches, „Dharmatattva“. Sên ging noch weiter und verlangte und erzielte die Errichtung eines aus Abgeordneten der einzelnen Gemeinden bestehenden Repräsentantenrathes, welcher über die gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes verhandeln sollte. Das war nun aber den ältern Genossen zu viel und zu stark. Sie murrten und machten dem Vorsteher Vorstellungen, die immer dringender wurden und am Ende ihn selbst mit Besorgniß erfüllten, sodaß er sich Vorwürfe machte, auf der begonnenen Bahn umlenkte, die den jüngern Genossen übertragenen Vollmachten widerrief, ihnen die ältere Zeitschrift aus den Händen nahm und sich wieder mit schnurtragenden Gehilfen umgab. Das war aber das Zeichen zum Bruche, zum ersten Schisma im Schoße des Brâhmo Samâdsch; im Jahre 1866 trennten sich die jüngern Mitglieder unter Sêns Aufführung von den ältern. Die Austretenden gründeten den „Brâhmo Samâdsch von Indien“, während die Zurückbleibenden sich von nun an „Adi (d. h. den ursprünglichen) Brâhmo Samâdsch“ nannten. Der letztere erlitt um das Jahr 1870 einen schweren Verlust durch den Rücktritt seines allverehrten Meisters Tagore, welcher, durch sein langes aufreibendes Wirken ermüdet, sich in die Einsamkeit des Himalaja zurückzog und als Einsiedler lebte. Dieser asketische Zug des alten Indiens lebt noch heute selbst unter aufgeklärten Söhnen dieses Landes fort. Dasselbe that auch Tagores Nachfolger, der ehrwürdige und geistvolle Radschnarain Bose (englische Form des Namens Basu); obschon noch fortwährend Präsident des Adi Brâhmo Samâdsch, übt er dieses

Amt von seiner Einsiedlerhütte aus, und sein Einfluß ist darum kein geringerer.

Der Adi Brâhmo Samâdsch vertritt seit dem Ausscheiden Sêns und seiner Anhänger das conservative Princip in der Reform der indischen Religion. Er will auf dem Grunde und im Geiste der altindischen Religion in ihrer Reinheit fortbauen und verhält sich daher tolerant gegen die götzendienerischen Hindus; ja er gestattet, daß die Familien seiner Mitglieder in ihrem alten Glauben verharren. Sein Glaubensbekenntniß ist aber immerhin ein streng theistisches, stattet Gott mit denselben Eigenschaften aus, wie die Christen und Juden thun, anerkennt die Unsterblichkeit und stete Fortentwickelung der Seele und verwirft jede Verehrung geschaffener Dinge, „theoretisch" auch (also wohl nur innerhalb des Bundes) die Kastenunterschiede, und entschieden alle Wallfahrten und sonstigen Riten und Ceremonien. Durch den „Bundesvertrag" verpflichten sich die Mitglieder des Adi Brâhmo Samâdsch Gott zu lieben, Götzendienst zu meiden, jeden Tag einige Zeit dem Gebet zu widmen, gute Werke zu vollbringen, schlechte Thaten zu scheuen, aus Unwissenheit begangenes Unrecht zu bereuen und jährliche Beiträge zur Ausbreitung des Brâhmoismus zu entrichten.

Der „Brâhmo Samâdsch von Indien" unter Tschandra Sêns Führung ist etwas wesentlich Anderes geworden, als man bei Anlaß seiner Trennung von den conservativen Mitgliedern erwarten mußte, nämlich nicht eine entschieden aufgeklärte Reformkirche, sondern lediglich eine Anstalt zur Verherrlichung Keschab Tschandra Sêns und seiner persönlichen Liebhabereien. Das Streben seiner Mitglieder nach Einführung einer repräsentativen Verfassung trat in den Hintergrund und wurde von dem Streben Sêns nach absoluter Diktatur verdunkelt. Dieser Gedanke durchzieht wie ein rother Faden das ganze Gebäude

der zweiten Fraction des Brâhmo Samâdsch. Sein unbestreitbar großes Talent und seine vielseitige Bildung umgaben Sên in der Meinung seiner Anhänger mit einem Nimbus, der ihn verblendete und in seinen Folgen zu Erscheinungen führte, die man nicht in unserm Jahrhundert und am wenigsten in einem der Aufklärung dienenden Bunde suchen sollte. Diese Erscheinungen sind aber dadurch erklärlich, daß die neue Kirche Sêns nach ihrer Trennung von der ältern Schwester mit einer heidnischen mystischen Sekte, mit den Bhaktis, einem Zweige der Vischnuiten, in Verbindung trat, deren religiöser Enthusiasmus den Leuten Sêns gefiel. Die volksthümlichen Hymnen der Bhaktis wurden zum Theil in den Kultus des „Brâhmo Samâdsch von Indien" aufgenommen und beförderten in diesem Bunde mystisch erregte Ansichten über Sünde, Schuld und Erlösung. Diese Verirrung wurde indessen bald durch eine zweite verstärkt. Schon im Jahre der Trennung, 1866, hielt Sên einen Vortrag über „große Männer", in welchem er ungefähr folgende Ansichten aussprach: „Große Männer werden von Gott in die Welt gesandt, um die Menschheit zu beglücken; sie sind seine Apostel, welche uns glückliche Botschaft vom Himmel bringen; zu diesem Zwecke sind sie von Gott mit außerordentlicher Anlage und Macht begabt. Sie sind von einer höhern Natur als die anderen Menschen und schon bei ihrer Geburt zu Propheten bestimmt. Sie sind zugleich Götter und Menschen, sie sind Gottmenschen, Fleischwerdungen Gottes." — Es ging nicht lange, so erreichte diese Lehre den Zweck, den sie ohne Zweifel hatte. Die schwachen und unselbständigen Mitglieder der neuen Fraktion bezogen die erwähnte Lehre ganz einfach auf ihren Begründer; sie warfen sich in orientalischer Demuth zu seinen Füßen, deren Staub sie auf ihren Köpfen einrieben und sogar auf die Zunge brachten; sie nannten ihr Oberhaupt „Herr", „Erlöser", „Weg der Sünder" u. s. w.

Natürlich empörte dies die selbständig denkenden Mitglieder der Fraction, und zwei Missionare derselben gaben das Zeichen zur Erhebung gegen autokratisches Streben. Der Bund wurde außerhalb seiner Kreise ein Gegenstand des Spottes und innerhalb derselben ein Schauplatz der heftigsten Kämpfe. Viele Mitglieder traten aus, angeekelt von diesen Vorgängen, und die Sache des Brâhmo Samâdsch erlitt einen Schlag, von dem sie sich bis jetzt noch nicht wieder erholt hat. Um den Frieden wiederherzustellen, sah sich Sên gezwungen, alle Gemeinschaft mit den widerlichen Verherrlichungen seiner Person zu verleugnen. Zwar waren die Gegner dieser Erscheinungen durch seine Erklärung nicht befriedigt; aber sie entlasteten ihn seiner Mitschuld an jenen Vorgängen und es kehrte die Eintracht zurück, die nur leider nicht lange dauerte.

Im Jahre 1869 wurde die neue Gebetshalle des „Brâhmo Samâdsch von Indien", oder wie sie jetzt heißt, das „Heiligthum der neuen Offenbarung" eröffnet, und im Jahre 1870 machte Sên eine Reise nach England, wo er viele Huldigungen empfing, die ihn vermuthlich nicht bescheidener machten. Nach seiner Rückkehr gründete er ein Familienkosthaus zum Zwecke religiöser Unterweisung und geistiger Ausbildung, welches „Bhârat Asram", d. h. Indische Einsiedelei, benannt und in welchem eine Anzahl von Brahmofamilien zu wohnen eingeladen wurden. Auch stiftete er die „Indische Reformgesellschaft", welche in fünf Sectionen zerfällt und manches nützliche Werk vollbracht hat, so z. B. eine Schule zur Ausbildung von Lehrerinnen. Ein ebenfalls ins Leben gerufenes Blatt zur Beförderung der Mäßigkeit ist dagegen eine in Indien, wo man wenig von Trunksucht weiß, höchst überflüssige Sache. Die verschiedenen Anstalten der genannten Gesellschaft sind indessen sämmtlich wieder eingeschlafen. Es tauchten aber schon während ihres Bestehens die Anzeichen eines herannahenden

neuen Bruches empor. Sên war gar nicht geneigt, den Frauen in seiner Kirche auch nur eine theilweise Gleichberechtigung mit den Männern zuzugestehen; sie mußten beim Gottesdienste hinter Schirmen sitzen, bis es die oppositionellen Mitglieder wenigstens dahin brachten, diese Schirme zu entfernen. Ferner gefiel den Mitgliedern die Lehrmethode am erwähnten Lehrerinnenseminar nicht, und sie gründeten eine neue Anstalt dieser Art, die sich mehr der europäischen Wissenschaft näherte. Bedeutender in ihren Folgen wurde indessen die sogenannte Heirathsfrage.

Unter den Mitgliedern des „Brâhmo Samâdsch von Indien" nahmen die vom brahmanischen Gesetze verpönten und auch vom Adi Brâhmo Samâdsch nicht gebilligten Heirathen, nämlich solche zwischen Leuten verschiedener Kaste und die Witwenheirathen, stark zu. Es hatte sich aber die Nothwendigkeit herausgestellt, daß das Gesetz mit dieser Thatsache rechne, und Sên betrieb bei den Behörden des Angloindischen Reichs den Erlaß eines Gesetzes, das jene Heirathen erlaubte. Sowohl die orthodoxen Hindus als die Mitglieder des Adi Brâhmo Samâdsch eiferten jedoch gegen ein solches Gesetz und erzielten wenigstens bei dem Generalgouverneur Sir John Lawrence, daß die Brâhmo-Heirathen-Bill in weit beschränkterem Maße erlassen wurde, als Sên und seine Partei es wünschten. Dies geschah 1872. Bei dieser Frage war indessen ein wesentlicher Umstand das Alter, in welchem Jünglingen und Mädchen die Eingehung der Ehe erlaubt sein sollte. So sehr Sên bestrebt war, die Gestattung von Heirathen im freisinnigsten Maße zu erwirken, so sehr war er andererseits bedacht, Heirathen in allzu frühem Alter zu verhindern, und er sammelte zu diesem Zweck die Ansichten sowohl englischer als indischer Aerzte. Als dann das erwähnte Gesetz das Alter des Bräutigams auf 18 und das der Braut auf 14 Jahre festsetzte, erschien dies

Sên viel zu niedrig gegriffen; er fand, es hätten für die Mädchen wenigstens 16 Jahre angenommen werden sollen. Wie mußte daher die Welt und wie mußte namentlich Sêns Kirche selbst erstaunt sein, als wie eine Bombe in Kalkutta die Nachricht niederfuhr, daß Keschab Tschandra Sên, der eifrige Gegner der „Kinderheirathen" (im Jahre 1878) seine eigene erst 13 Jahre alte Tochter mit dem 16 Jahre alten, dem Bunde nicht angehörenden Maharadscha von Kutsch-Behar verlobt habe! Und wie mußte die Welt noch lebhaftere Verwunderung empfinden, als Keschab Tschandra Sên, der Führer einer theistischen Genossenschaft, die allen „Götzendienst" grimmig haßte, zugab, daß die Heirath der Verlobten unter Beobachtung all der althinduischen Gebräuche gefeiert wurde, wie die streng orthodoxe Familie des Maharadscha sie verlangte, — ja als er selbst dieser „heidnischen" Hochzeit beiwohnte! Wie mußte die Welt den Charakter dieses Mannes beurtheilen, der alle seine Grundsätze preisgab, um seine Familie mit derjenigen eines Maharadscha zu verbinden, um der Schwiegervater eines Fürsten zu werden! In welchem Lichte mußte aber vollends Sên seinen selbständig denkenden Bundesbrüdern erscheinen, als er auf die Vorstellungen, die man ihm zwischen der Verlobung und der Hochzeit machte, gar nichts und auf diejenigen nach der Hochzeit nur mit der kecken Behauptung antwortete, die Verbindung seiner Tochter mit dem Maharadscha sei von Gott befohlen, der seinen Willen ihm geoffenbart habe; statt dagegen aufzutreten, hätten sich die Gegner vor dieser Offenbarung beugen sollen, sie seien anmaßend, ungläubig, weltlich gesinnt, Zweifler und Betrüger!

Dieses allerdings schwer ins Gewicht fallende Ereigniß gesellte sich nun zu den übrigen Beschwerden, welche die selbständigeren Brahmos schon früher gegen Sên erhoben hatten. Man hatte es bereits stark gefunden, daß er, der noch im

ungetrennten Brâhmo Samâdsch auf Einführung repräsentativer Einrichtungen gedrungen, sich nun solchen widersetzte. Schon hatte die Opposition ein eigenes Blatt: „Samadarshî“ („Der Unparteiische“) gegründet, um auf die Schaffung einer Verfassung hinzuarbeiten; aber alles scheiterte an den autokratischen Tendenzen Sêns, der die Fortsetzer seiner eigenen frühern Bestrebungen in seinem „Sunday Mirror“ in der herabwürdigendsten Weise behandelte und maßlos beschimpfte. Nun führte die erwähnte Heirath eine Entscheidung herbei, und es trennten sich auf einmal 21 Localverbände von Sêns Kirche und gründeten am 14. Mai 1878 den „Sâdhâran (d. h. allgemeinen) Brâhmo Samâdsch.“ So ist denn die indische Reformpartei bereits in drei Bünde zerfallen, einen conservativen mit mehr indischem, einen dictatorisch-mystischen mit mehr katholischem und einen radikal-puritanischen mit mehr protestantischem Charakter. Es erübrigt uns nun noch, die zwei Bünde, welche das letzte Schisma von einander trennte, in ihren Einrichtungen und Glaubensbekenntnissen etwas näher zu betrachten.

Der „Brâhmo Samâdsch von Indien“ schien sich nach der Loslösung des „Sâdhâran Brâhmo Samâdsch“ völlig zu einer Art römischer oder tibetischer Kirche unter Keschab Tschandra Sên als Papst oder Dalai-Lama entwickeln zu wollen. Ihren eigentlichen Charakter erhielt diese Kirche durch die im Jahre 1880 von Sên seinen geduldigen, treu gebliebenen Gläubigen octroyirte „neue Offenbarung“. Gerade ein halbes Jahrhundert nach der Entstehung des einfachen und schmucklosen, fast urchristlich gearteten Brâhmo Samâdsch des Radscha Rama Mohun Raja hat man somit eine mystische Kirche in Indien auftreten sehen, welche an Buntheit der in ihr zusammengetragenen Factoren eigentlich am passendsten mit dem Kirchenstaate der Mormonen zu vergleichen wäre. In den Grundsätzen der „neuen

Offenbarung" nimmt das von Sên schon früher verkündete Dogma bezüglich der „großen Männer" den Vorrang ein, offenbar zu dem Zwecke der eigenen Verherrlichung des neuen Propheten, des Schwiegervaters eines indischen Großfürsten! Sên war in dieser Hinsicht weder schüchtern noch bescheiden; er trug so starke Farben auf, daß niemand im Zweifel sein konnte, was und w e n er meinte. Seine Lehre, wie er sie im „Sunday Mirror" verkündete, lautet: „Wir glauben, daß in besondern Zeiten und unter besondern Umständen, wenn die Welt einer Wiederbelebung oder Erhebung bedarf und die Menschen die Führung Gottes anrufen, eine besondere Offenbarung seines Willens stattfindet und Ereignisse eintreten, welche als das Werk der göttlichen Vorsehung betrachtet werden können." In einer andern Kundgebung interpretirte Sên die Art und Weise einer solchen Offenbarung, die bis dahin viel ähnliches mit Fichtes Phantasie in seiner „Kritik aller Offenbarung" hat, ausdrücklich dahin, daß sie in dem Erscheinen eines „großen Mannes" bestehe. Noch deutlicher aber wurde Sên, indem er sagte: „Die „neue Offenbarung" steht auf derselben Stufe mit der jüdischen, der christlichen und der vischnuitischen Offenbarung durch Tschaitanja." Alle Zweifel aber mußten schwinden, als sein Organ sich äußerte: „Der Prediger (nämlich Sên selbst) ist, wie wir von ihm glauben, ein Theil, ein großer Theil, ja der Haupttheil der Offenbarung. Er ist es, welcher der ganzen Bewegung Leben und Gehalt gegeben hat, und wir nehmen daher seine Predigten und Vorschriften als die Verkörperung der Offenbarung an. Dieser Mann ist der Leiter, das Mundstück, der vom Himmel gesandte Glaubensbote dessen, was wir den Brâhmo Samâdsch nennen." Sên selbst fügte ähnlichen Expectorationen seiner Verehrer bei: „Man wird zugeben, daß jede Offenbarung eine Person in ihrem Mittelpunkt hat und daß ich daher, gern oder ungern, mir erlauben muß, gleich einem Moses oder Tschaitanja

behandelt zu werden.“ . . . „War Christus der Mittelpunkt seiner Offenbarung, bin ich dann nicht derjenige der unserigen?“ Er führte dann die Vergleichung zwischen Jesus und sich selbst weiter, war aber so bescheiden zu sagen: „Jesus war ein geborener Heiliger, ich aber bin ein großer Sünder. Gesegneter Jesus, heiliger Geist, mein geehrter Meister, wenn Indien mich erniedrigen und verfolgen und mein Lebensblut von mir nehmen will, sollst doch du, o Jesus, stets meine Huldigung empfangen.“ Daß Jesus von einem Nichtchristen im fernen Indien so überschwänglich verehrt wurde, ist gewiß nicht ohne Interesse; wir brauchen jedoch kaum hinzuzufügen, daß in Indien niemand daran dachte, Sên zum Märtyrer zu machen, und ebenso wenig hat ihm jemand Anlaß dazu geboten, sich mit Jesus zusammenzustellen; sein Ehrgeiz allein ist der Vater dieses Gedankens. Dieser Umstand spricht auch aus seinen fernern Worten: „Wenn ich schon kein Prophet bin, so bin ich doch ein außerordentlicher Mensch. Ich bin nicht wie gewöhnliche Menschen sind und ich sage dieses mit Absicht.“ . . . „Gegen die Sache, die ich vertrete, sich auflehnen, heißt so viel, als sich gegen die Offenbarung Gottes des Allmächtigen auflehnen.“ In einem andern Vortrage sagte er: „Als ich in meiner Mutter Leib war, trank ich das kostbare Blut, welches Jesus am Kreuze vergoß, und wuchs an Größe und Stärke.“ Sêns Gegner haben gegenüber dieser Stelle nicht ohne Schadenfreude daran erinnert, daß seine noch lebende Mutter eine streng orthodoxe Vischnuitin sei, die jene Behauptung, wenn sie überhaupt je etwas von Jesus gehört, wahrscheinlich mit Entrüstung von sich weisen würde. In einem Gebet sagte Sên unter anderm: „Die, welche gegen Gott sprechen, sind Teufel in Menschengestalt,“ und weiterhin: „Die, welche sich gegen mein Vorgehen auflehnen, sprechen gegen Gott.“ Den Schluß aus diesen Prämissen zu ziehen ist leicht. Es ist jedoch merkwürdig, daß Sên,

den man in Europa einfach auslachen, wenn nicht vom psychiatrischen Standpunkt behandeln würde, in Indien sogar außerhalb seiner Kirche eine weitgehende Würdigung erfahren hat. Der „Statesman“ in Kalkutta sagt: „Während jede Religion der Welt ein kostbares Kleinod, ist der Brâhmoismus eine Kette von Kleinodien. Alle bisherigen Propheten hatten eine einzige Idee. Christus, Mohammed und Buddha waren Männer mit nur einer Idee. Sie und ihre Ideen sind in Keschab Tschandra Sên und dem Brâhmoismus zusammengefaßt.“ Nun ja, er hat sie zusammengefaßt, aber eins fehlt in seiner Juwelenkette, nämlich eine eigene Idee Keschab Tschandra Sêns! Auf solche Weise könnte sich jeder Compilator oder selbst Plagiator als die Zusammenfassung und den Schlußstein der von ihm ausgebeuteten Schriftsteller verkünden! Sêns religiöses System ist in der That ein rein eklektisches. Er hat in seiner Lehre und seinem Kultus Elemente aus dem Brahmanismus, Buddhismus, Parsismus, Judenthum, Christenthum und Islam vereinigt. Eigenthümlich ist, daß sein System auch einen politischen Artikel enthält, nämlich den der Ergebenheit gegen die britische Regierung! In einer höchst bizarren „Proclamation“, die er ergehen ließ, befahl „Indiens Mutter“ allen ihren „Soldaten in Indien“, gegen „ihre Kaiserin Victoria gehorsam zu sein, sie zu lieben und zu ehren als ihre Vertreterin“ ꝛc. „Indiens Mutter“ ist niemand anders als Gott selbst; denn in Sêns Credo steht: „Vater- und Mutterschaft Gottes, Brüder- und Schwesterschaft aller Männer und Frauen.“ Dieser Gedanke ist eine Anlehnung an das indische Heidenthum, welches in seinen volksthümlichen Formen und selbst bei den neuern Dichtern seit dem Mittelalter den Göttinnen mehr Ehre erweist als den Göttern, namentlich der oben erwähnten Kâli oder Satti, Sivas Gattin, nach welcher Indiens neue Hauptstadt (Kâlikâtâ, Stadt der Kâli) benannt ist. Dies kommt wieder

von dem allerdings schönen menschlichen Zuge, daß in Indien die Mütter eine ganz besondere Hochachtung und sogar mehr Liebe genießen als die Väter, und diesem Gefühl hat Sên einen monotheistischen Ausdruck verliehen, indem er Gott nach dem Vorgange anderer Sekten und Religionen als androgynes Wesen hinstellte. Diese und andere Ideen, sowie die häufige Einflechtung indischer Götternamen zu Ehren Gottes, haben denn in den orthodoxen Hindus vielfach die Hoffnung erweckt, daß Sêns Kirche auf dem besten Wege sei zu ihnen zurückzukehren, welche Hoffnung aber schließlich in die größte Enttäuschung umschlug, als Sên die Taufe einführte, welche bei allen Heiden als das Schibboleth des Christenthums und daher als das untrüglichste Anzeichen des Abfalls von den Göttern gilt.

Ein weiterer Glaubensartikel Sêns ist die „Gemeinschaft der Heiligen“. Er versteht darunter einen mit seiner Lehre von den „Großen Männern“ eng zusammenhängenden Umstand. Jede Woche lud er seine Schüler nach seiner Wohnung ein, um dort in einem Zimmer, das die Heimat irgend eines Propheten (z. B. Buddha, Sokrates, Jesus) vorstellte, sich ganz in das Leben und die Lehre desselben zu vertiefen.

Mancherlei sind die Ceremonien, welche Sên in seiner Kirche eingeführt hat. Dazu gehört z. B. die Fahnenweihe. Der Bund führt eine rothseidene Fahne, welche auf einem silbernen Pfosten befestigt wird, der auf dem Marmorboden der Gebetshalle gegenüber der Lehrkanzel steht; nach Sonnenuntergang wird diese Fahne unter rauschender Musik von den in ihren Händen Kerzen haltenden und sie in der Runde umziehenden Gläubigen mit Gesängen begrüßt, indem der Vorsteher die Fahne küßt und die Versammelten sich vor ihr beugen und sie berühren. Weiter wurde 1868 das Abendmahl eingeführt. Es wird dabei den auf dem Boden sitzenden Gläu-

bigen auf einer silbernen Platte Reis und in einem Becher Wasser gereicht; beide sind von Blumen und Blättern umgeben. Dabei werden von dem Prediger Christi Worte genau nach dem neuen Testament gesprochen und ein Gebet von eigener Composition mit Anrufung Jesu beigefügt. Die sogenannte Hom-Ceremonie (der Name ist dem Parsismus entnommen) besteht im Opfern geschmolzener Butter, umgeben von Blumen und Immergrün, wobei das Bezeichnendste ist, daß Agni (das Feuer), nicht als Gott der alten Arja, sondern als ewiges Licht, die Wohnung des Herrn, angerufen wird. Aehnliches geschieht in Bezug auf Varuna als das Wasser des Lebens, in welchem der Herr lebt — bei der Taufe, und zwar mit Gebeten, in denen auf Johannes den Täufer, auf Jesus und sogar auf die christliche Dreieinigkeit Bezug genommen wird, aber auch auf die den alten Indern heiligen Ströme und auf Buddhas Nirvâna! Wir glauben den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir als Probe der gottesdienstlichen Sprache Sêns und seiner Kirche die Anfangs-, Schluß- und einige zwischenliegende Sätze der bei der Taufe gehaltenen Ansprache hier wiedergeben:

„O du großer Varuna, Wasser des Lebens! Heiliges Wasser, mächtige Ausdehnung der Oceane und Ströme, wir verherrlichen dich. Du bist nicht Gott, aber der Herr ist in dir. Du bist erfüllt von der Schönheit und Pracht des Himmels; jeder Tropfen offenbart das göttliche Angesicht. Du bist das Wasser des Lebens. Ein höchst hilfreicher Freund bist du uns . . .“ Es folgt eine Beschreibung der Wohlthaten des Wassers. „Unsere Vorfahren liebten dich und ehrten dich und beteten dich an. Und heute, wie in vergangenen Tagen, werden der Ganges, Jamuna, Narmada, Godaweri, Kaveri, Krischna und alle die heiligen Ströme des Landes vom Volke hoch verehrt. Sage, mächtiger Varuna, gabst du nicht Buddha den Gedanken

des Nirvâna ein? . . . Auch Jesus verherrlichte dich und pries dich wie keiner zuvor. Denn er sah und fand in dir neues Leben und Erlösung. Im heiligen Jordan wurde der Sohn Gottes getauft. . . . Denn er sah, das Wasser war von Gott erfüllt. . . . Und als er in die Gottheit getaucht war, kam er aus dem Wasser, erfüllt von neuem oder göttlichem Leben, und der Heilige Geist über ihm kündigte seine Annahme zum geliebten Sohn Gottes an. So wurde in ihm der Vater verherrlicht und gleicherweise die Offenbarung des Heiligen Geistes. Schauet, meine Brüder, das Wasser vor uns ist voll des Herrn, und gesegnet seien, die in ihm getauft werden, wie es Jesus von Nazareth wurde."

Der Prediger salbt sich nach dieser Rede mit Blumenöl und steigt in ein Wasserbecken nieder. Nach einem Gebet in der schon mitgetheilten Form taucht er dreimal unter und sagt: „Ehre dem Vater, Ehre dem Sohn, Ehre dem Heiligen Geist." Um den Dreieinigen zu ehren, taucht er noch einmal unter und sagt: „Gesegnet sei Sacchidânanda! Wahrheit, Weisheit und Freude in Einem!" Er wäscht dann mit dem Wasser Augen, Ohren, Hände und Füße und betet noch einmal.

Die Gegner Sêns im Sâdhâran Brâhmo Samâdsch greifen diese Ceremonien in heftigster Weise als entschiedene Rückfälle in das Heidenthum und als einen offenen Abfall von den dem Götzendienste feindlichen Grundsätzen des Brâhmo Samâdsch an. Nicht minder mißfällt ihnen die im März 1881 eingeführte Weihe der Missionare, wobei die letztern, nachdem ihnen der Prediger die Füße gewaschen, das römisch-katholische Gelübde der Armuth ablegen und symbolisch um Almosen bitten und solche erhalten.

Im übrigen ist Sêns Fraction des Brâhmo Samâdsch bis an seinen frühen Tod (8. Jan. 1884) unter seiner Dictatur und jeder Theilnahme der Gemeinde fremd geblieben. Sên,

der diese Theilnahme früher selbst verfocht, solange er sich in der Opposition befand, schrieb im November 1881: „In religiösen Dingen von Demokratie sprechen, heißt so viel, als die Spitze der Lächerlichkeit erreichen. Unsere Meinung ist, daß eine Kirche aristokratisch und nicht demokratisch eingerichtet sein soll. Wir verstehen unter Aristokratie, wie das Wort sagt, die Herrschaft der Besten. Diejenigen, welche mit Autorität sprechen, sind die einzigen Personen, welchen es zukommt, der Kirche Gesetze zu geben, und die Ungebildeten sollen durch langsamen Fortschritt und Erziehung den Standpunkt der Leiter zu erreichen suchen." Es giebt in Sêns Kirche keine Neuwahlen, keine Statuten, keinen von der Gemeinde gewählten Ausschuß. Er stand und blieb aus eigener Machtvollkommenheit an der Spitze seiner Gläubigen und er hat auch nicht versäumt, in einem Gespräche zwischen Gott und der Gemeinde ersterm eine förmliche Anweisung zur Ergebenheit gegen „seinen Minister" in den Mund zu legen! Gott sagt darin unter anderm: „Es giebt keine andern Minister (im geistlichen Sinne) als durch mich eingesetzte. Die Leiter der Gemeinden sind von mir ordinirt. Daher betrachtet euern Minister als Einen, der vom Himmel gesandt ist. Ihr sollt seine Worte mit Glauben hören und mit Ehrfurcht bewahren." Ob seine verwaiste Kirche noch Aussicht auf Bestand hat, muß die Zukunft lehren.

Dem Mysticismus, Asketismus, Despotismus und Formalismus der Kirche Keschab Tschandra Sêns steht nun als Gegentheil in allen Dingen die puritanische und demokratische Gemeinschaft des Sâdhâran Brâhmo Samâdsch gegenüber. Dieser Bund, die dritte Fraktion des Mutterbundes, will „die Wahrheit verfechten, die Sache der menschlichen Freiheit aufrecht halten, die Reinheit geistiger Gottesverehrung predigen und verbreiten, den Brâhmo Samâdsch von der Verderbniß

des Mysticismus, des Papstthums und des Ritualismus befreien und auf die Befestigung der Herrschaft des Guten in Indien hinarbeiten". So sagt der Missionar Sivanâtha Sâstri, dem wir in dieser Darstellung folgen. Das Glaubensbekenntniß des Sâdhâran Brâhmo Samâdsch ist kurz und bündig; es enthält 1) den Glauben an das Dasein eines unendlichen Schöpfers, 2) den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, 3) den Glauben an die Pflicht und Nothwendigkeit geistiger Verehrung Gottes, und 4) den Unglauben an irgend eine unfehlbare Schrift oder Person als Mittel der Erlösung. Allerdings fügt der Sâdhâran Brâhmo Samâdsch diesem Glaubensbekenntniß noch ausführliche Erläuterungen in 23 Paragraphen bei, die indessen nichts wesentlich Neues bieten und in folgenden Worten des letzten Paragraphen einigermaßen zusammengefaßt sind: „Wir betrachten das gesammte Menschengeschlecht als eine Familie, in welcher Gott der Vater, die Welt das Haus, die großen Männer die ältern Brüder, die Schriften aller Völker die geistigen Schatzkammern sind und der Triumph der Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit das letzte Ziel ist." Die Brâhmos des Sâdhâran verwahren sich nicht nur dagegen, Ungläubige und Skeptiker (wie Sên sie nennt), sondern sogar Rationalisten und Deisten zu sein. Sie ähneln stark den englischen und amerikanischen Puritanern und sind mit manchen Zügen der Quäker und Methodisten ausgestattet. Nicht nur aller Götzendienst und alles, was sie so nennen (alles Ritual- und Ceremonienwesen) ist ihnen verhaßt, sondern selbst jedes geräuschvolle Vergnügen, wie Tanz, Musik und Theater (mit Ausnahmen allerdings zu Gunsten wahrer Kunst). Ein wesentlicher Zweig der Thätigkeit des Sâdhâran Brâhmo Samâdsch ist aber die praktische Wohlthätigkeit und die Beförderung der Bildung. Wir zählen in dieser Hinsicht auf, was er geleistet

hat, und zwar zuerst das in Verbindung und dann das außer Zusammenhang mit dem Gottesdienste stehende.

In ersterer Beziehung hat der Bund ein ausgebreitetes System von Missionen errichtet, dessen Wirksamkeit in Bengalen allein die Zahl der Localverbände auf über 80 gebracht und außerdem den Bund über Assam, Orissa, Bihar, die Nordwestprovinzen, Pendschab, Scinde, Bombay, Guzerat, Madras und Meissur verbreitet hat. Und doch sind ihrer nur vier Missionare, von denen blos drei ausschließlich diesem Berufe leben, unter welchen einer alle drei Perioden und beide Schismen des Brâhmo Samâdsch durchgemacht hat. Am 22. Januar 1881 wurde die neue eigene Gebetshalle des Bundes in Kalkutta eröffnet, welche für 1100 bis 1200 Personen Raum bietet und für welche über 30 000 Rupien (die Rupie zu 1 Mark 60 Pf.) unterzeichnet worden sind. Es wurde eine Gesellschaft für gegenseitige geistige Ausbildung, welche den eingegangenen „Sangat-Sabhâ" Tagores in Namen und Thätigkeit fortsetzt, ferner ein wöchentliches englisches Blatt („Brahmo public opinion") und ein halbmonatliches bengalisches („Tattvakaumudî"), dann ein wöchentlicher Gottesdienst mit sich daranschließenden Vorträgen über moralische, sociale und religiöse Gegenstände, für Studirende, deren Zahl bereits von 30 auf über 150 gestiegen ist, gegründet, wozu noch gottesdienstliche Versammlungen für Frauen und Kinder kommen. Die gottesdienstlichen Werke des jüngsten Brâhmo Samâdsch sind: eine Bibliothek von Büchern aller Wissenschaften; eine philanthropische Gesellschaft, welche namentlich für den Unterricht der arbeitenden Klassen besorgt ist, eine höhere Mädchenschule, welche bis auf die Universität vorbereitet, an welcher letztern wiederholt Hindudamen Grade erworben haben; ein Frauenverein, welcher die eingeborenen Frauen zu den Gesichtskreisen der höhern Bildung heranzuziehen sucht, soweit diese sich für

sie eignen, eine Sonntagsschule, und endlich ein Collegium, welches Knaben zur Universität vorbereitet, nicht ohne die Hoffnung, Brâhmolehrer und Glaubensboten unter ihnen zu bilden.

Die Verfassung des Sâdhâran Brâhmo Samâdsch ist, wie schon angedeutet, demokratisch. Die Behörden des Bundes sind folgende: 1) ein Rath der Würdenträger, vier an Zahl; 2) ein vollziehender Ausschuß von 12 Mitgliedern; 3) ein allgemeiner Ausschuß von 40 jährlich neu gewählten Männern und einer Anzahl Vertreter der Provinzialgemeinden, welche vierteljährlich zusammentreten und die Arbeiten des vollziehenden Ausschusses kontroliren; 4) die allgemeine Versammlung der Mitglieder, welche jährlich einmal oder öfter zusammenberufen wird, um den Jahresbericht entgegenzunehmen, die Würdenträger und den allgemeinen Ausschuß zu wählen, die Gesetze abzuändern und über Fragen von allgemeiner Bedeutung zu berathen.

Im Jahre 1882 zählte der gesammte Brâhmo Samâdsch, welcher 28 Zeitschriften (davon 10 ganz oder theilweise in englischer Sprache, die übrigen meist bengalisch) veröffentlichte, 162 locale Vereinigungen (Samâdsches), und zwar 113 in Bengalen, 11 in Assam, 3 in Orissa, 7 in den Nordwest- und Centralprovinzen, 5 im Pendschab, 13 im westlichen Indien (Bombay und Umgebung), 10 im südlichen Indien und in Britisch-Birma; 56 davon (und darunter 49 allein in Bengalen) besitzen eigene Bethäuser. Was die Vertheilung dieser Samâdsches unter die drei Parteien betrifft, in welche der Bund sich getheilt hat, so ist dieselbe nichts weniger als vollendet. Die meisten Samâdsches haben noch gar keine Partei ergriffen; ihrer 34 haben sich ausdrücklich gegen die sogenannte Neue Offenbarung (New Dispensation), wie sich jetzt Keschab Tschandra Sêns Kirche nennt, ausgesprochen, 21 aber sich der

letztern angeschlossen, infolgedessen sich auch einige Samâdsches gespalten haben. Wieder andere halten Gottesdienst abwechselnd nach dem Ritus des Adi und des Sâdhâran Brâhmo Samâdsch. Ein Ereigniß von vielleicht folgenreicher Bedeutung ist ein Schreiben, welches die einflußreichsten Mitglieder des Brâhmo Samâdsch von Bombay an alle drei Parteien Kalkuttas gerichtet haben, worin sie dieselben zu einer Wiedervereinigung aufforderten, ja sogar die Hoffnung aussprachen, daß sich alle Völker der Erde, Christen, Juden, Mohammedaner, Buddhisten, Hindus und Parsen, in dem Glauben an den Einen Gott zusammenfinden werden.



G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

G. Päz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.



